

---

# Der Garten Allans















R O B E R T H I C H E N S

DER GARTEN  
ALLAHS

ROMAN

ZWEITER BAND

1929

---

PAUL ZSOLNAY VERLAG  
BERLIN/WIEN/LEIPZIG

Autorisierte Übersetzung von  
JACQUES SGALITZER

1.—5. Tausend

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright 1929 by Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H., Berlin, Wien, Leipzig  
Einbandentwurf von Rudolf Geyer  
Druck der „Steyrermühl“, Wien VI

## DER GARTEN ALLAHS



## VIERZEHNTE KAPITEL

„Was soll ich heute abend tun?“ fragte sich Domini nunmehr ganz allein im leeren Speisesaal. Ihre Gedanken waren ruhelos, schrecklich ruhelos und brauchten Ablenkung. Die Vorstellung, jetzt auf ihr Zimmer zu gehen und zu lesen, ja nur ruhig auf der Veranda zu sitzen, war ihr unerträglich. Sie sehnte sich nach Tätigkeit, Schnelligkeit, Erregung, nach der Hilfe, welche die Dinge der Außenwelt, das Außenleben bieten, von dem sie Graf Anteoni gesagt hatte, sie hätte es als einen Wahn zu sehen begonnen. Wäre sie in einer Stadt gewesen, so würde sie ein Theater besucht haben, um einem schaurigen Drama beizuwohnen oder eine leidenschaftliche oder schreckensvolle Oper zu hören. Beni-Mora mochte ein Ort gewesen sein, in dem sich schon sehr seltsame Tragödien abgespielt hatten und zweifellos auch wieder stattfinden würden; aber in diesem Augenblick bot es wenig, was ihre Stimmung befriedigt hätte. Die Tänze der Cafés Maures, die Gefänge der Kiefraucher und die langen Geschichten der Märchen-erzähler zwischen den angezündeten Kerzen — nichts davon wollte sie; und einen Moment lang wünschte sie, in London, in Paris, in irgendeiner großen Hauptstadt zu sein, die sich bemühen, den wechselnden Launen der Menschen zu dienen. Mit einem Seufzer stand sie auf und ging zur Arkade hinaus. Sofort schloß sich ihr Batouch an.

„Was kann ich heute abend tun, Batouch?“ fragte sie.



„Da find die maurischen Frauen“, begann er.

„Nein, nein.“

„Möchte Madame den Märchenerzähler hören?“

„Nein, ich würde ihn nicht verstehen.“

„Ich kann es Madame erklären.“

„Nein.“

Sie trat auf die Straße hinaus.

„Heute nachts wird der Mond kommen, nicht wahr?“  
sagte sie, zu dem geliebten Himmel aufblickend.

„Ja, Madame, später.“

„Wann wird er aufgehen?“

„Zwischen neun und zehn Uhr.“

Nachdenklich blieb sie auf der Straße stehen. Ihr war  
eingefallen, daß sie noch nie in der Wüste den Mond auf-  
gehen gesehen habe.

„Und jetzt ist's“ — sie sah auf die Uhr — „erst acht.“

„Wünschen Madame zu sehen, wie der Mond herauf-  
kommt, — über die Palmen gießt er —“

„Rede nicht soviel, Batouch“, sagte sie brüsk.

Heute quälte sie des Poeten leichte, überfüßige Phantasie  
wie ein Moskitogeräusch. Schon seine Gegenwart störte  
sie. Doch was konnte sie ohne ihn tun? Nach einer Pause  
sagte sie:

„Kann man nachts in die Wüste hinausgehen?“

„Zu Fuß, Madame? Das wäre gefährlich. Man weiß  
nie, was nachts in der Wüste geschehen kann.“

Diese Worte erweckten in ihr das Verlangen, hinaus-  
zugehen. Sie hatten den Reiz, ja die gewaltige Macht  
des Unbekannten.

„Man könnte reiten“, sagte sie. „Warum nicht? Wer  
könnte uns etwas anhaben, wenn wir bewaffnet zu Pferde  
sind?“

„Madame ist tapfer wie der Panther in den Wäldern von Dschurdschurah.“

„Und du, Batouch? Hast du keinen Mut?“

„Madame, ich fürchte nichts.“

Er sagte dies nicht prahlend, wie Hadfchi, sondern ruhig-stolz.

„Nun, keiner von uns fürchtet sich. Dann reiten wir die Straße nach Timbuktu entlang und sehen den Mond aufgehen. Ich gehe mich anziehen.“

„Madame soll ihren Revolver nehmen.“

„Natürlich. Bringe die Pferde um neun Uhr.“

Als sie angezogen war, zeigte die Uhr erst wenige Minuten nach acht. Sie lehnte sich darnach, im Sattel zu sitzen und im vollen Galopp die lange weiße Straße zwischen den Palmen entlang zu reiten. Sie brauchte Bewegung und so begann sie, auf der Veranda schnell auf und ab zu gehen. Sie wünschte, sie hätte die Pferde gleich kommen lassen oder sie könnte etwas Bestimmtes tun, um die Zeit bis zu deren Ankunft auszufüllen. Als sie am Ende der Veranda umkehrte, sah sie eine weiße Gestalt, die sich näherte. Als diese herangekommen war, erkannte sie Hadfchi, der selbstbewußt und spitzbübisch und auch ein wenig triumphierend ausah. In diesem Augenblick freute sie sich, ihn zu sehen. Mit leichtfertiger Fröhlichkeit nahm er die Glückwünsche zur Genesung und baldigen Hochzeit entgegen, aber bald erkannte sie, daß er mit der Absicht gekommen war, Geld zu verdienen. Da er gesehen hatte, daß sein Vetter weggeschickt worden, war ihm offenbar der Gedanke gekommen, ehrlich einen Pfennig zu verdienen. Und im Hinblick auf die Ehe brauchte er jetzt die Pfennige ganz besonders.

„Wünscht Madame heute nachts etwas ganz eigenartig

Fremdes und Wunderbares zu sehen?“ fragte er, nachdem er sie einen Moment von der Seite aus den Winkeln seiner schlauen Augen angesehen hatte, die, wie Domini erkannte, schnell Charakter und Stimmung lesen konnten.

„Ich werde ausreiten.“

Er staunte.

„Nachts?“

„Ja, Batouch ging die Pferde holen.“

Hadfschis Gesicht nahm den Ausdruck einer trotzig an Larve an.

„Wenn Madame mit Batouch ausgeht, wird sie getötet werden. In der Wüste gibt es Räuber und Batouch fürchtet —“

„Können wir das eigenartig Fremde und Wunderbare in einer Stunde sehen?“ unterbrach sie ihn.

Der fröhliche, ausgelassene Zug zeigt sich sofort wieder bei ihm.

„Ja, Madame.“

„Was ist es denn?“

Er schüttelte den Kopf und machte mit der Hand eine schwungvolle Bewegung durch die Luft.

„Madame soll es sehen.“

Seine langen Augen schienen ganz geheimnisvoll. Er trat zur Stiege.

„Kommen Sie, Madame.“

Domini folgte ihm lachend. Sie hatte das Gefühl, ein Spiel zu wagen, aber ihre Neugierde war erwacht. Leise gingen sie hinunter und schlüpfen aus dem Hotel wie Kinder, die fürchten, ertappt zu werden.

„Batouch wird sich ärgern. Weißer Schaum wird auf seinen Lippen stehen“, flüsterte Hadfschi, zog das Kinn ein und kicherte leise und guttural. „Hier, Madame.“

Schnell führte er sie zwischen den Gärten zur Rue Berthe, dann etliche Gäßchen entlang, bis sie ein weißes Haus erreichten, vor dem auf einem Hügel drei Palmen aus einem Stamm aufstiegen. Dahinter lag wüster Boden und weiterhin eine Strecke Landes und niedere Dünen, die sich im Dunkel der noch mondlosen Nacht verloren. Domini betrachtete das Haus, dann Hadfschi und überlegte, ob es töricht sei, einzutreten.

„Was ist das?“ fragte sie wieder.

Aber er antwortete nur: „Madame wird es sehen“ und schlug mit der flachen Hand an die Türe. Eine Spalte wurde geöffnet und ein breites Gesicht zeigte sich, das mit kleinen Buckeln und Vertiefungen bedeckt war, die dicken Lippen öffneten sich, schnell murmelnd. Dann zog sich das Gesicht zurück, die Türe wurde weiter geöffnet und Hadfschi bat Domini einzutreten. Sie zögerte eine Minute, dann ging sie hinein und befand sich nun in einem kleinen Innenhofe mit ziegelgedecktem Boden, mit Säulen und einer Galerie aus geschnitztem Holze, die oben herum lief und sicherlich zu Wohnräumen führte. Im Hofe saßen auf Kissen vier gedankenlos aussehende Männer mit nackten Armen und Beinen und langem, wirrem Haar, und vor ihnen stand ein Kessel, aus dem scharf-stechende Düfte aufstiegen. Zwei dieser Männer waren sehr jung und hatten bleiche, asketische Gesichter mit müden Augen. Sie sahen aus wie junge Priester der Sahara. Nicht weit von ihnen saß auf einem roten Polster ein zarter, etwa dreijähriger Knabe, in Gelb und Grün gekleidet. Als Domini und Hadfschi den Hof betraten, sah niemand anderer zu ihnen auf als der Knabe, der sie mit langsam gerollten ernsten Augen anstarrte und dabei ein wenig auf dem Polster hin- und herglitt. Hadfschi hieß Domini, sich auf Decken

zwischen die Säulen fetzen, er selbst ließ sich neben ihr nieder und begann eine Zigarette zu drehen. Es herrschte vollkommene Stille. Die vier Männer fahen auf den Kessel und hielten die Nasen über den Weihrauchdampf, der in luftigen Spiralen aufstieg. Das Kind blickte weiter auf Domini; Hadfchi zündete seine Zigarette an und die Zeit verstrich.

Domini hatte sich nach Gewalt gefehnt und war nun der Mystik des Schweigens ausgeliefert, die wie ein Schlag auf die Unruhe ihrer Seele fiel. Was sie besonders merkwürdig und unnatürlich berührte, war der Umstand, daß die Männer, mit denen sie in dem dunklen Hofe des einsamen Hauses saß, sie gar nicht angesehen hatten, ja gar nicht zu wissen schienen, daß sie da sei. Mit dem Dufte des Weihrauchs hatte Hadfchi auch die Art ihres Sinnens in sich eingefogen, denn seine Augen verloren nun ihren Übermut und wurden traurig und tief, als starrten sie in längst vergangene Jahrhunderte oder betrachteten eine ferne Zukunft. Selbst das Kind erschien nun älter, wie wenn die Unbeweglichkeit und die Betrachtung an ihm zehrten. Als die Rauchfäulen ständig von den rotglühenden Kohlen aufstiegen, wurde der scharfe Geruch des Parfüms immer eindringlicher. Etwas Aufreizendes, Erregendes lag darin, etwa wie ein lauter Ton, und Domini wunderte sich, daß die vier Männer, die darüber kauerten und es unablässig einfogen, von seinem Einflusse unberührt bleiben konnten, während sie, die doch etwas weiter saß, den Wunsch nach Bewegung und Tätigkeit wachsen fühlte; sie fühlte es wie einen körperlichen Zwang, aufzuspringen und etwas Ungewöhnliches zu tun, Törichtes oder Leidenschaftliches, so wie sie es bisher noch nie im Leben getan und noch nie erträumt hatte.

Ein leises Knurren wie von einem wilden Tiere unterbrach das Schweigen. Erst wußte Domini nicht, woher es kam. Sie betrachtete die vier Männer, die jedoch weiter geistlos in den Kessel schauten und die nackten Arme hinunterhängen ließen. Sie sah Hadfchi an. Der nahm eben graziös ein Zigarettenpapier aus einer kleinen Schachtel. Das Kind — nein, es war absurd, auch nur daran zu denken, daß ein Kind einen solchen Ton ausstieße.

Wieder knurrte jemand und noch wilder und nun sah Domini, daß es der bleichste der asketisch aussehenden Jünglinge war. Er warf das lange Haar zurück, sprang mit einem Satze auf, und in die Mitte des Hofes tretend, sah er die Geführten wild an. Zwei von ihnen warfen die Arme nach hinten, als gehorchten sie diesem Blicke, ergriffen zwei Tam-Tams und fingen an, sie laut und eintönig zu schlagen. Der junge Asket neigte sich nach dem Rhythmus der Tam-Tams, öffnete den Mund weit und sprang mit seinen nackten Füßen herum. Wieder neigte er sich, als grüßte er einen Fetisch, wieder und immer wieder. Raftlos neigte er sich nach den Tam-Tams und sprang dabei leise vom Boden auf. Das lange Haar fiel ihm über Gesicht und Schultern mit einer einförmigen Regelmäßigkeit, welche die Tam-Tams nachahmte, als strebe er darnach, sein Leben harmonisch nach dem Fetisch zu bilden, dem er seine Verehrung darbrachte. Schaumflecken zeigten sich auf seinen Lippen und die Askefe in seinen Augen wich nun einem tierischen Funkeln. Sein ganzer Körper war eine lange Schlangenlinie geworden, über die sein Haar hin und her floß. Plötzlich glitt der zweite Junge in eine Ecke unter ehrfurchtsvollen Bewegungen, wie die eines Priesters vor dem Altar, und kam mit einem großen gebogenen Glasstücke zurück.

Ohne Domini anzusehen, ging er zu ihr und legte es ihr in die Hand. Als der Tänzer das Glas erblickte, hielt er inne, brüllte wieder lang und wild, warf sich vor Domini auf die Knie, leckte sich die Lippen, streckte plötzlich den Kopf vor, setzte die Zähne an das Glas und biß ein großes Stück ab, zerkaute es mit lautem Geräusch, verschlang es mit einem Schluck und knurrte um mehr. Sie fütterte ihn wieder, während die Tam-Tams weiter heulten und das Kind auf dem Polster mit müden Augen zufah. Und als er gesättigt war und sie nur noch ein Stückchen Glas in der Hand hielt, fiel er zu Boden und lag dort wie ein Toter.

Dann erhob sich ein zweiter Jüngling und begann, sich nach dem schaurig monotonen Rhythmus zu drehen und zu neigen, sprang leise auf, heulte mit schaumbedecktem Munde, zog die Weihrauchdämpfe ein, schüttelte seine lange Mähne und setzte die nackten Füße auf die rotglühenden Kohlen des Kessels. Er riß ein Stück heraus und umschloß es mit der Zunge. Rote Kohlen legte er sich in die nackten Achselhöhlen und behielt sie dort, während er die Arme an seinen Leib preßte. Ein Stück Kohle hielt er (wie ein Monocle) in der Augenhöhle, gegen das Auge gedrückt. Und die ganze Zeit hindurch sprang er und neigte sich, schäumte er und bewegte den Körper wellenförmig wie eine Schlange. Das Kind betrachtete ihn unablässig mit stillem Ernste und unaufhörlich wurden die Tam-Tams geschlagen. Oben von der Galerie blickten geschminkte Gesichter herab, aber Domini sah sie nicht. Ihre Aufmerksamkeit wurde von den jungen Saharapriestern gefesselt. Denn so nannte sie jene in ihrem Innern, da es ihr klar war, daß es religiöse Fanatiker seien, deren halbverrückte Ehrenbezeugungen sich über

die gewöhnlichen Körpergefahren zu erheben schienen. Einer, der Musiker, der nun an die Reihe kam, warf sein Tam-Tam dem Glaseffer zu, der aus seiner Ekstase erwacht war. Er beugte sich und sprang auf, stieß sich Nägel hinter die Augen, durch Wangen, Lippen und Arme; trieb sich mit einem Holzhammer einen langen Nagel in den Kopf und stand auf der scharfen Schneide eines aufgestellten Schwertes. Mit den Nägeln, die nach allen Seiten aus dem Gesichte vorstanden, und den wie Kugeln hervorquellenden Augen spann er sich in die Wirrnisse seiner Haare ein und bellte dabei wie ein Hund. Das Kind betrachtete ihn mit stiller Aufmerksamkeit und in dem großen Hofe verdichteten sich die Weihrauchdämpfe zu einer Wolke. Unter wilderem Getöse der Tam-Tams sprang dann der letzte der vier Männer auf. Er trug einen schmutzigen Burnus; aufschreiend fuhr er mit der Hand in die Kappe und warf etwas sich Schlängelndes auf den Boden. Die Gebilde begannen zu laufen und steckten steife Schweife in die Luft. Er sank nieder, blies sie an, faßte sie, ließ sie ihre Schwanzwaffe an seinen Finger setzen und hob sie, so festgebissen, hoch in die Luft. Dann setzte er sie wieder nieder, hauchte jedes einzelne an und mit dem Zeigefinger zog er um jedes Tier einen Kreis. Sein aufmerksames Gesicht schien sie plötzlich hypnotisieren zu wollen. Wie magnetisiert, blieben die Skorpione vollkommen still, jeder auf seinem Platze in dem gedachten Kreise, der ihm zum Käfig geworden war; und ihr Meister neigte sich vor dem Fetisch der Tam-Tams, sprang umher, fletschte die Zähne, neigte sich wieder und rollte in Wellenbewegungen den Körper in das Haargewirre ein.

Domini hatte das Gefühl, als wäre auch sie wie die



Skorpione magnetisiert. Auch sie war sicherlich in einem Kreise gefesselt, angeblasen von einem vermessenen Hauche des Fanatismus, beherrscht von einer schrecklichen Macht. Sie sah die Skorpione und fühlte Mitleid mit ihnen. Von Zeit zu Zeit warf der tanzende Fanatiker aus den Augenwinkeln durch den Haarwald einen Blick auf sie, leckte sich die Lippen, schüttelte die Schultern und stieß ein langes Geheul aus, in dem Gier mitklang. Schneller und immer schneller wurden die Tam-Tams geschlagen, lauter und lauter, und nun begannen alle Männer einen wilden Sang anzustimmen, gewiß den Sang der Wüstenfeelen, die durch Religion wahnsinnig geworden waren. Einer der Skorpione bewegte sich ein wenig, hielt den Schweif hoch und begann zu laufen. Sogleich, wie auf ein Zeichen, fiel der Tänzer auf die Knie, neigte den Kopf, faßte das Tier mit den Zähnen, zerbiß und verschlang es. Im selben Augenblick mischte sich in den Lärm der Tam-Tams ein lautes Klopfen an der Türe.

Hadfschis Lippen wölbten sich unheildrohend über den spitzen Zähnen.

„Das ist Batouch“, knurrte er.

Domini stand auf. Wortlos wandte sie dem Hofe den Rücken und ging zur Türe; immer noch lag ihr das Geheul des Wahnsinns, der Lärm der Tam-Tams und das Klopfen im Ohre. Schnell folgte ihr Hadfschi unter Protesten. An der Tür stand der Mann mit dem buckelbedeckten bleichen Gesichte und den dicken Lippen. Als er sie sah, hielt er die Hand hin; sie gab ihm Geld, er öffnete die Türe und sie trat bei der dreifachen Palme in die Nacht hinaus. Mit wilden Blicken stand Batouch dort, der zwei Pferde am Zügel hielt. Er fing an, mit Hadfschi arabisch zu sprechen, aber mit befehlender Gebärde gebot sie

ihm Ruhe und gab Hadſchi den Lohn; einen Augenblick ſpäter ſaß ſie im Sattel und ſprengte in die Dunkelheit hinaus. Sie hörte das Roß Batouch's galoppieren, der hinter ihr aufkam, und wandte den Kopf.

„Batouch,“ ſagte ſie, „du biſt der ſchmuckſte“ — ſie gebrauchte das Wort chic — „Araber hier. Weißt du, was in London als vornehm gilt, wenn eine Dame mit einem Begleiter ausreitet, der ſie beſchützt — die wirklich vornehme Art?“

Sie trieb ihr Spiel mit ſeiner Eitelkeit. Haſtig antwortete er lächelnd:

„Nein, Madame.“

„Der Begleiter reitet in kurzer Entfernung hinter ihr, ſo daß niemand in ihre Nähe kommen kann, ohne daß er es wüßte.“

Batouch blieb zurück, Domini aber galoppierte weiter und gratulierte ſich zu dem Erfolge ihres Auskunftsmittels.

Sie eilte durch das Dorf, das von umherſtreifenden weißen Geſtalten, von Lichtern und tönender Muſik erfüllt war, und gelangte bald an den Anfang der langen geraden Straße. Wie keine je zuvor ſchien dieſe ihr bedeutungsvoll. Wann immer ſie die Straße ſah, wie ſie ſich ſo hinzog und ſchließlich zwifchen den Maſſen der Palmenreihen verlor, wurde ihre Phantafie von Sehnen erfaßt, durch dieſe barbariſchen Länder zu wandern, von einem Nomadengefühle, das faſt unwiderſtehlich war. Die Straße bedeutete für ſie einen Weg des Schickſals. Wenn ſie ſich darauf befand, hatte ſie das ſeltſame Gefühl, daß ſie ſich verwandle, entwickle und einem Ideale nähere. Nun war ſie zum erſten Male nachts dort und ritt über die gedrängten Schatten der Palmen. Sie zog die Zügel

an und verlangsamte den Schritt des Pferdes. Sie hatte das Verlangen, unhörbar zu sein.

Im Dunkeln erschien das Dickicht der Palmen exotischer als im Tageslichte. Nichts regte sich. Jeder Baum stand wie zart gemeißelt, als Silhouette gegen das ferne Violett des weiten Raumes. Am tiefen Firmamente brannten die Sterne in zitternder Glut, die sie am nordischen Himmel niemals zeigen. Das Geheimnis dieser afrikanischen Nacht flog nicht aus Nebelschleiern und bangen Windbewegungen auf, sondern aus Klarheit, Pracht und Stille. Es war das tiefste aller Mysterien — das Geheimnis der Unermeßlichkeit und des Friedens.

Niemand war auf der Straße. Der Schlag der Hufe erklang deutlich und scharf durch die Nacht. Auf allen Seiten, doch in weiter Ferne, bellten Wachthunde bei verborgenen menschlichen Stätten. Die Luft war warm wie in einem Glashaufe, aber leicht und von einem sanften Dufte erfüllt, der sicherlich den Rätselfewändern der Nacht entströmte, die mit Domini in die Wüste hinausglitt. Aus dem Schwarz der Palmen drangen manchmal zarte Töne der Nachtvögel, schwirrende Geräusche von Insekten oder das gläserne Quaken eines Frosches im Riedgrase bei dem Tümpel hinter einer heißen, braunen Wand.

Sie ritt durch eines der Dörfer von Alt-Beni-Mora, das schweigend, unbeleuchtet und mit leeren Straßen und geschlossenen Cafés Maures dalag; sie berührte das Roß mit der Peitsche und verschärfte die Gangart. Je näher sie der Wüste kam, um so mehr wuchs ihr Verlangen, schon dort zu sein. Grobes Gras stand hier. Die Palmen wuchsen weniger dicht. Deutlicher hörte sie das Bellen der Kabylenhunde und sie erkannte, daß nicht weit entfernt Zelte standen. Jetzt sah sie zwischen

den Baumstämmen ferne Feuer funkeln, das Riefeln fließenden Wassers drang an ihr Ohr und vermischte sich mit dem andauernden Geräusche der Insekten, den schwachen Rufen der Vögel und dem Quaken der Frösche. Wo sich vor ihnen die Straße zwischen den Schatten der letzten Bäume verlor, lag eine weite Trübe, nicht ganz unähnlich einem zweiten sternenlosen Himmel, der sich unter dem ausgefärbten Himmel hinzog. Noch war der Mond nicht aufgegangen. Sie setzte das Pferd in Galopp, huschte durch das Dunkel und kam in die Wüste hinaus.

„Madame! Madame!“

Batouchs Stimme rief sie. Wie auf der Flucht galoppierte sie schneller. Fast so sanft, wie die Schritte des Kamels, glitten die ihres Pferdes über den Sand. Die weite Trübe kam ihr gewiß entgegen, sie zu sich selbst in die Nacht hinaus zu nehmen. Aber plötzlich sprengte Batouch wild an ihrer Seite vor und sein Burnus flog weit über den roten Sattel zurück.

„Madame, wir dürfen nicht weiter gehen. Wir müssen in der Nähe der Oase bleiben.“

„Warum?“

„Nachts ist es in der Wüste nicht sicher, außerdem —“

Sein Roß schlug aus und fließ fast an das ihre. Sie zog die Zügel an. Seine Gefellschaft vertrieb ihren Wunsch, weiter zu reiten.

„Außerdem?“

Er neigte sich über den Sattelknopf und sagte geheimnisvoll:

„Außerdem, Madame, folgt uns jemand den ganzen Weg von Beni-Mora.“

„Wer?“

„Ein Reiter. Ich habe den Hufschlag auf der harten Straße gehört. Einmal blieb ich stehen und drehte mich um, konnte aber nichts sehen und dann auch nichts hören. Er war auch stehen geblieben. Aber als ich dann weiterritt, hörte ich ihn bald wieder. Irgend jemand hatte beobachtet, daß wir hier herausritten, und kam uns nach.“

Ohne zu sprechen, fah sie in die violette Nacht zurück. Sie hörte keinen Lärm eines Pferdes und fah nichts als den dunklen Weg und das zarte, schattige Schwarz, wo die ersten Palmen standen. Dann fuhr sie mit der Hand in die Satteltasche und zog schweigend einen kleinen Revolver hervor.

„Ich weiß, aber es können auch mehrere sein. Ich fürchte mich nicht, wenn aber Madame etwas zußtößt, so wird mich nie wieder jemand als Führer nehmen.“

Sie lächelte einen Augenblick, aber das Lächeln verging und sie blickte wieder in die Nacht hinaus. Physisch fürchtete sie sich nicht, aber sie fühlte ein gewisses Unbehagen. Der Tag war lang und aufregend gewesen und hatte seine Spuren in ihr zurückgelassen. Ruhelosigkeit hatte sie in die Dunkelheit hinausgetrieben und hinter der Ruhelosigkeit lag ein Hauch jenes Grauens, das sie gefühlt hatte, als sie allein im Speisesaale geblieben war. War es nicht jenes unbestimmte Grauen, das ihre Ruhelosigkeit auferüttelt, sie zu dem weißen Hause bei der dreifachen Palme geführt und sie nun in die Wüste hinausgebracht hatte? Sie lauschte; und der verborgene Reiter, von dem Batouch gesprochen hatte, wurde in ihrer Phantasie eins mit den fagenhaften Opfern des Schicksals; mit dem Juden am Kreuzwege, dem Schiffer, der ewig an die Felsenküsten der Welt schlug, dem Bergsteiger im Hexensabbath und dem arabischen Gefpenste im Sande. Den

Revolver noch in der Hand, drehte sie das Pferd und ritt langsam den fernen Feuern zu, von denen das Bellen der Hunde herdrang. Einige hundert Meter davon entfernt blieb sie stehen.

„Ich will hier bleiben“, sagte sie zu Batouch. „Wo geht der Mond auf?“

Er wies mit dem Arme nach der Wüste, die sich leicht, fast unmerklich gegen Osten senkte.

„Reite ein Stück zur Oase zurück. Der Reiter war hinter uns. Wenn er uns nachfolgt, wirst du ihm begegnen. Gehe nicht weit. Tue, wie ich dir es sage, Batouch.“

Mit offensichtlichem Widerstreben gehorchte er. Sie sah, wie er das Pferd in einer Entfernung anhielt, von wo er sie noch im Auge behalten konnte. Dann drehte sie sich so, daß sie ihn nicht sehen konnte und blickte in die Wüste und nach Osten. Der Revolver lag ihr unnatürlich schwer in der Hand. Sie warf einen kurzen Blick auf ihn und lauschte gespannt auf den Schlag von Pferdehufen, und ihre angeregte Einbildung schuf, was nicht von ihrem Ohre aufgenommen wurde. Sie hörte den Galopp der gespenstischen Roffe, die Mephistopheles und Faust zur Hölle trugen. Fast augenblicklich verschwand der Klang wieder und sie erkannte ihn als Phantasiegebilde. Heute nachts bevölkerte sie die Wüste mit Geistern. Selbst die Feuer der Nomaden glichen den Feuern, die in einer Hexenküche flackern, die Schatten, die daran vorüberhufchten, schienen Kobolde, die aus dem Sande aufgetaucht waren, um im Mondschein ein Gelage abzuhalten. Erwarteten auch sie ein Zeichen vom Himmel?

Bei dem Gedanken an den Mond zog sie die Zügel an, die lose auf dem Nacken des Pferdes gelegen waren, und ritt von den Feuern weg einige Schritte vor, den

Revolver noch immer in der Hand. Was könnte er ihr gegen die Gefpenster der Sahara helfen? Der Ewige Jude würde ihm mit ruhiger Stirne entgegentreten. Warum nicht auch der Reiter, den Batouch gehört hatte? Sie ließ den Revolver in die Satteltasche gleiten.

Weit weg im Osten ging die Dunkelheit des Himmels langsam in ein geheimnisvolles Licht über, das aus der Unterwelt aufstieg; ein Myfterium, das erst zitterte und zart war, bleich wie Silber und Primelgelb; aber allgemach vertiefte es sich zu einem lebhaften, glühenden Gold, in dem sich eine Gruppe von drei Palmen von der Wüste abhob, wie Boten, die sie vorausgefandt hatte, den Mond zu grüßen. Kohlschwarz hoben sie sich von dem Golde ab, ferne, aber deutlich. Die Nacht und die weite Fläche, aus der sie emporragten, liehen ihnen eine überirdische Bedeutung. Ihre langen, dünnen Stämme und hängenden, federförmigen Blätter schienen lebendig und ergreifend, wie die Nachtgedanken einer Frau, die sich nach tiefem Leide mit fehnender und nicht abzuweifender Gebärde dem Lichte zuwendet, das im Herzen der Welt wohnt. Und diese schwarzen Palmen, die sich so vom Golde sonderten, diese Stille der Dunkelheit und des Lichtes in der Unermeßlichkeit bannten Dominis leichtes Gefühl des Schreckens. Die Geister verschwanden. Sie richtete das Auge fest auf die Palmen.

Nun konnte sie wieder all die Töne der Lebewesen hören, die nachts nicht schlafen, sondern im schilfbewachsenen Tümpel und im Unterholz zwischen den Grashalmen und längs der Bachufer musizieren, und dies lenkte ihre Gedanken auf das Rätsel des Seins. Der gläserne Ton der Frösche klang, als fiele etwas Kleines, Spitzes auf eine Kristallplatte. Beim Schwirren der Insekten

mußte sie an unablässige geistige Regsamkeit denken. Die leisen Rufe der Vögel glichen Juwelen, die von den Bäumen herabglitten. Und plötzlich fühlte sie sich als ein Nichts in der Weite und Mannigfaltigkeit der Nacht. Selbst die Leidenschaft, von der sie wußte, daß sie wie eine dunkle schweigende Flut in ihrer Seele lag, eine Flut, die — war der Damm einmal durchbrochen — sicherlich die Gewalt hatte, unaufhaltsam vorwärts zu brausen, alle Grenzmarken zu versenken und das Antlitz einer Welt zu ändern — selbst diese Leidenschaft schien für einen Augenblick ihre Tiefe zu verlieren und leicht zu werden wie die erste Welle der Flut, die sich warm im Sande kräufelt. Aber sie vergaß, daß diese kleine Welle den ganzen Ozean hinter sich hatte.

Hinter den Palmen vertiefte sich das Rot und erglühte nun im Golde und gleichfalls blutrot tauchte der obere Rand des Mondes über der Wüste auf. Domini lehnte sich vor, die eine Hand auf den warmen Nacken des Pferdes gestützt, und blickte hin, bis die volle Scheibe eine Sekunde lang auf dem Horizonte ruhte und mit ihrem Feuerrahmen die Palmen umschloß. Nie hatte ihr der Mond so ungeheuer und lebendig erschienen wie jetzt, da er wie ein gewaltiges und doch heiteres Vorzeichen in die Nacht aufstieg; der Mond einer barbarischen Welt, wie er Herodes geleuchtet haben mochte, als er des Täufers Stimme aus dem Gefängnisse hörte, oder dem Weibe des Pilatus, als es der Traum beunruhigte. Er war ihr der mächtige Beobachter tragischer Begebenheiten mit langen Ketten von Folgen, die durch Jahrhunderte wirkten, als er einen blutroten Blick auf die Wüste, auf die Palmen und auf sie warf; und wie sie sich so über den Nacken des Pferdes beugte, fiel — gleich dem Weibe des Pilatus — auch sie



für einen Augenblick in einen unruhigen Schlaf voll von starken und dabei gespenstischen Lichtern und Schatten, die vor dem feurigen Hintergrunde vorüberflogen.

Darin sah sie den Priester mit fanatisch warnendem Blicke, Graf Anteoni unter den Bäumen seines Gartens, den Parfümverkäufer im dunklen Bazar, Irene mit langem, ausgestrecktem Halbe und herabhängenden Armen, den Sandwahrfinder, wie er die Hände vorstreckte, und Androvsky, der wie auf der Flucht galoppierte. Dieses letzte Bild kehrte immer und immer wieder. Als der Mond aufstieg, ergoß sich ein trauriger Lichtstrom über die Wüste und verwob sich zauberhaft mit dem Lichte ihres Wachtraumes. Die drei Palmen erschienen ihr größer. Sie glaubte, sie wachsen, sie riesenhaft groß werden zu sehen, wie sie sich da mitten auf dem Wege in der nächtlichen Pracht erhoben, und plötzlich erinnerte sie sich ihres Gedankens, den sie gehabt hatte, als sie mit Androvsky im Garten gefessen hatte: daß im Menschenherzen die Gefühle wie Palmen wachsen, die in der Wüste emporsteigen. Diese Palmen aber waren traurig und strebten dem blutroten Monde zu. Plötzlich ergriff sie eine Furcht vor Gefühlen, vor dem Wachsen eines mächtigen Empfindens in ihrem Innern, und mit fast fieberhafter Lebendigkeit trat ihr das Unvermögen einer Seele vor Augen, die vom Griffe einer großen Leidenschaft erfaßt, hierher und dorthin geworfen und fremde Pfade geführt wird, den Rand eines Abgrunds entlang und vielleicht in seine unermesslichen Tiefen. Sie hatte Androvsky gesagt, daß sie lieber der Mittelpunkt einer Weltentragödie sein wolle, als sterben, ohne das Äußerste gefühlt zu haben, mochte dies auch Kummer bringen. War das nicht das Gerede

einer Wahnsinnigen oder doch einer Frau, die das Gefühlsleben so wenig kannte, daß ihre Worte leer und lächerlich waren? Wieder fühlte sie verzweifelt, daß sie sich selbst nicht kannte und der Mangel dieser wesentlichsten aller Erkenntnisse löste in ihr die Bitternis der Hoffnungslosigkeit aus, die ihr schlechter schien als die Bitternis des Todes. Die Unermeßlichkeit der Wüste entsetzte sie. Der rote Mond umschloß mit seinem Rund alles Blut der Märtyrer, des Lebens, der Ideale. Im Sattel sitzend schauderte sie. Ihre innerste Natur schien sich zu fürchten und zu zittern und in ihrer Seele gellte ein Schrei nach Schutz, der Schrei des Weibes, das dem Leben allein nicht entgegentreten kann, das einen Schirmherrn finden, sich an einen starken Arm klammern muß, das den Mann braucht, wie die Welt Gott.

Dann schien ihr wieder, als sähe sie Androvsky wie auf der Flucht galoppieren.

Von dem Wunsche geleitet, etwas zu tun, um diese ihr fremde Verzweiflung zu bekämpfen, die Mondschein und Nacht geboren, richtete sie sich im Sattel gerade auf und blickte entschlossen in die Wüste hinaus; so versuchte sie, durch scharfe Beobachtung der sie umgebenden Details, der Dinge draußen, die mit jedem Augenblicke deutlicher sichtbar wurden, aus sich selbst herauszukommen. Fest betrachtete sie die Palmen, die scharf das Mondlicht durchschnitten. Dabei sah sie, daß sich etwas Schwarzes von ihnen wegbewegte, als wäre es ein Teil davon gewesen, der sich mit der Absicht losgelöst hatte, ihr auf dem Wege entgegenzukommen. Erst war es nur ein formloser kleiner Fleck, der sich bewegte, als er aber näher kam, erkannte sie einen Mann zu Pferde, der langsam, vielleicht heimlich über den Sand ritt. Sie wandte sich um und sah Batouch

in geringer Entfernung und die Nomadenfeuer. Dann beobachtete sie wieder den Reiter. Er kam immer näher.

„Madame!“

Es war die Stimme Batouchs.

„Bleibe, wo du bist!“ rief sie ihm zu.

Sie hörte den leichten Schlag der Hufe und konnte die Haltung des Reiters sehen. Er beugte sich vor, als wollte er die Nacht durchforschen. Sie ritt ihm entgegen und sie begegneten einander in dem Lichtstreifen, der ihr traurig geschienen hatte.

„Sie folgten mir?“

„Ich kann es nicht mitansehen, daß Sie allein nachts in die Wüste hinausreiten“, erwiderte Androvsky.

„Aber Sie haben kein Recht, mir zu folgen.“

„Ich kann es nicht zulassen, daß Ihnen ein Schaden zugefügt würde, Madame.“

Da schwieg sie. Einen Augenblick vorher hatte sie sich nach einem Beschützer gesehnt. Einer war zu ihr gekommen, der Mann, den sie neben die Märchengestalten gesetzt hatte, welche die Phantasie der Menschen traurig stimmen und erschrecken. Sie betrachtete Androvskys dunkle Gestalt; er neigte sich auf dem Pferde vor, dessen Füße über den Pfad des Mondlichtes schritten, und sie wußte nicht, ob sie Vertrauen fühlen sollte oder Furcht vor ihm. Alles, was der Priester gesagt, alles, was Graf Anteoni angedeutet hatte und was auf dem Gesichte des Wahrsagers zu sehen gewesen war, tauchte wieder vor ihrer Seele auf. Dieser Mann war ihr nachts als Schützer gefolgt. Brauchte sie einen Schutz vor ihm? Noch lag ein leichter Schrecken in ihren Gliedern. Vielleicht fühlte er es und war darüber unwillig, denn er richtete sich auf dem Pferde

auf und sprach nun wieder und mit einer Bestimmtheit, die bei ihm selten war:

„Erlauben Sie, daß ich Batouch nach Beni-Mora zurückschicke, Madame?“

„Warum?“ fragte sie leise und zögernd.

„Jetzt brauchen Sie ihn nicht.“

Er sah sie mit trotzig-herausforderndem Blicke an, der eine Antwort auf ihren Ausdruck von Unsicherheit, Mißtrauen und Furcht war.

„Woher wissen Sie das?“

Er erwiderte ihre Frage nicht, sondern sagte nur:

„Es ist hier ohne ihn besser. Darf ich ihn wegfenden, Madame?“

Sie nickte langsam mit dem Kopfe. Androvsky ritt weg und sie sah ihn mit Batouch sprechen, der wie widersprechend den Kopf schüttelte.

„Batouch!“ rief sie. „Du kannst nach Beni-Mora zurückreiten. Wir werden dir gleich folgen.“

Der Poet sprengte zu ihr.

„Madame, es ist nicht sicher.“

Der Ton seiner Stimme ließ Domini plötzlich erkennen, was sie früher nicht sicher gewußt hatte — daß sie mit Androvsky allein zu sein wünschte.

„Geh, Batouch! Ich sage dir, du sollst gehen.“

Wortlos wandte Batouch das Pferd und verschwand im Dunkel der fernen Palmen.

Als nun Domini und Androvsky allein beisammen waren, schwiegen sie einige Minuten. Das Gesicht hatten sie der Wüste zugekehrt, die jetzt leuchtend im Monde dalag. Ihre Einsamkeit war in dieser Nacht überwältigend und machte ein Gespräch anfangs unmöglich und selbst das Denken schwer.

Endlich sagte Androvsky:

„Madame, warum fahen Sie mich früher so an, als ob Sie — als ob Sie sich nicht entschließen könnten, mit mir allein zu bleiben?“

Plötzlich beschloß sie, ihm zu sagen, wie die Nacht sie bedrücke. Sie hatte das Gefühl, als könnte sie sich dadurch von etwas befreien, das wie ein Schmerz auf ihrem Herzen lag.

„Ist es Ihnen nie eingefallen, daß wir einander fremd sind?“ sagte sie. „Daß der eine nichts vom Leben des anderen weiß? Was weiß ich von Ihnen oder Sie von mir?“

Unruhig rückte er im Sattel hin und her und nahm die Zügel aus einer Hand in die andere; aber er sprach nicht.

„Darf es Sie da wundern, wenn ich mich nicht entschließen könnte — ja, wenn ich noch jetzt —“

„Ja“, unterbrach er sie heftig. „Es wundert mich.“

„Warum?“

„Sie würden sich auf einen Araber verlassen und auf mich nicht?“ sagte er sehr bitter.

„Das sagte ich nicht.“

„Erst wollten Sie Batouch hier behalten.“

„Ja.“

„Nun.“

„Batouch ist mein Diener.“

„Und ich? Ich bin vielleicht nichts anderes, als ein Mann, dem Sie mißtrauen, von dem Ihnen andere Leute sagen, daß man nichts Gutes von ihm zu halten habe.“

„Ich bilde mir mein Urteil allein.“

„Wenn aber andere schlecht über mich sprechen?“

„So ließ ich mich dadurch nicht beeinflussen. — Lange nicht.“

Die letzten Worte fügte sie nach einer Pause hinzu. Sie wollte vollkommen aufrichtig sein und heute nacht war sie nicht gewiß, ob nicht die Worte des Priesters doch auf sie Eindruck gemacht hätten.

„Lange nicht!“ wiederholte er. Dann sagte er plötzlich: „Der Priester haßt mich.“

„Nein.“

„Und Graf Anteoni?“

„Sie interessierten Graf Anteoni außerordentlich.“

„Interessierte ihn?“

Seine Stimme klang ungeheuer mißtrauisch in der Nacht.

„Wollen Sie niemanden interessieren? Ich glaube uninteressant sein heißt ewig allein in einer sonnenlosen Wüste leben.“

„Ich will — ich möchte gerne wissen, daß ich —“ er brach ab, dann sagte er mit einer gewissen schamhaften Entschlossenheit: „Könnte ich Sie je interessieren, Madame?“

„Ja“, erwiderte sie ruhig.

„Aber Sie würden sich lieber von einem Araber schützen lassen, als von mir. Der Priester hat —“

„Heute glaube ich nicht, ich selbst zu sein“, sagte sie, ihn unterbrechend. „Vielleicht hat das einen physischen Grund. Ich stand sehr zeitig auf und — fühlen Sie sich nie bedrückt, sind Sie nie argwöhnisch, zweifeln Sie nie am Leben, an den Menschen, an sich selbst ohne einen offensichtlichen Grund? Kennen Sie das Gefühl nicht, unter Alpdruck und Schlaflosigkeit zu leiden?“

„Ja, ich! Aber bei Ihnen ist das doch anders.“

„Heute abend war mir — ist mir, als spielte sich eine Tragödie in meiner Nähe ab, an der ich vielleicht irgendwie Anteil habe“, sagte sie einfach, „und das bedrückt mich, ich fürchte mich fast.“

Nach diesen Worten fühlte sie sich glücklicher, als wäre eine Last, die sie trug, plötzlich leichter geworden. Als er nicht sprach, warf sie einen Blick auf ihn. Die Strahlen des Mondes beleuchteten sein Gesicht. Er sah gespensterhaft aus, lang und alt und so verändert, daß sie ihn kaum erkannte und einen Augenblick lang das Gefühl hatte, mit einem Fremden beifammen zu sein. Schnell wegsehend, fragte sie sich, ob das, was sie geschaut hatte, wirklich nur eine seltsame Wirkung des Mondes gewesen sei, oder ob sich Androvsky in diesem Moment unter dem Einfluß eines schrecklichen Kammers verwandelt habe: eines Leides, wie es manchmal, aus den verborgenen Tiefen seiner Natur aufsteigend, plötzlich einen Menschen überfällt und seine Seele zerreißt, bis sein ganzes Wesen zermartert ist und ihm wird, als wäre seine Seele Fleisch, von dem das Blut aus tödlichen Wunden trieft. Lange schwiegen sie. Da vernahm sie plötzlich ein wiederholtes Geräusch, das wie hörbar gewordener innerer Kampf klang. Androvskys Atem. In der köstlich-sanften Luft der Wüste keuchte er wie ein Mensch, der in einem Keller abgeschlossen liegt. Erschreckt sah sie ihn wieder an. Da wandte er sein Pferd zur Seite und ritt ein paar Schritte weg. Dann hielt er das Roß an. Er war jetzt nur ein schwarzes Gebilde im Mondschein, unbeweglich und unhörbar. Von dieser Gestalt konnte sie den Blick nicht lassen. Seine Schwärze erinnerte sie an die Schwärze eines Abgrundes. In Gedanken hörte sie immer noch den Ton des tiefgezogenen Atems und Keuchens, sie hörte es und zitterte, wie ein zartfühlender Mensch, der ein hilfloses Geschöpf mißhandelt sieht. Sie zögerte einen Augenblick, dann ritt sie, von einem unwiderstehlichen Impulse getrieben, dieses ihr unverständliche

Übermaß von Kummer zu lindern, auf Androvsky zu. Als sie ihn erreicht hatte, wußte sie nicht, was sie hatte sagen oder tun wollen. Sie kam sich aufdringlich vor und fühlte sich plötzlich ganz unfähig und ungemein schüchtern. Doch bevor sie noch Zeit gefunden hatte, zu reden oder zu handeln, wandte er sich ihr zu, hob die Hände mit den Zügeln auf, ließ sie dann schwer auf den Pferdenacken fallen und sagte:

„Madame, ich wollte Ihnen sagen, daß ich morgen —“ er stockte.

„Ja?“ sagte sie.

Er drehte den Kopf so weit weg, daß sie sein Gesicht nicht sehen konnte. „Morgen verlasse ich Beni-Mora.“

„Morgen!“ sagte sie.

Sie fühlte nicht das Pferd unter sich, nicht die Zügel in der Hand. Sie sah nicht Wüste, noch Mond. Sie blickte nach Androvsky, doch nahm sie ihn nicht wahr. Bei dem Klange seiner Worte war ihr, als wäre die ganze Umwelt untergegangen wie ein Schiff, dessen Boden von einer scharfkantigen Klippe aufgerissen worden, und zugleich war auch in ihrem Innern alles verfunken: Gedanken, Gefühle, ja die Körperkräfte, die zum Wesen ihres Lebens gehörten; Geschmack, Geruch, Gehör, Gesicht, die Fähigkeit der Bewegung und der entschlossenen Ruhe. Nichts schien ihr geblieben als die Erkenntnis, daß sie noch lebe und gesprochen habe.

„Ja, morgen werde ich weggehen!“

Sein Gesicht hielt er immer noch von ihr abgewandt und seine Stimme klang, als hätte er mit jemandem in der Ferne gesprochen, mit jemandem, der hören konnte, wie es Menschen nicht vermögen.

„Morgen“, wiederholte sie.



Sie wußte, daß sie wieder gesprochen habe, doch schien es ihr, als hätte sie sich selbst gar nicht reden gehört. Sie sah ihre Hände an, welche die Zügel hielten, wußte, daß sie sie betrachtete, und hatte doch dabei das Gefühl, sie nicht zu sehen. Sicher zitterte die mondbeleuchtete Wüste ringsum und weiterhin bis zum Horizont in Wellen, die durch das Versinken jenes Schiffes verursacht worden waren, das all die zahllosen Lebewesen mit sich in die Tiefe gezogen hatte. Und sie wußte von der Bewegung dieser Wellen, wie die Seele eines Ertrunkenen, die schon vom Körper getrennt ist, von der Bewegung auf der Meeresoberfläche Kenntnis haben mag, unter der ihr Körper verborgen liegt.

Aber gewiß war die Seele nichts ohne den Körper oder höchstens nur ein Fortdauern der Fähigkeit zu erkennen, daß alles, was gewesen, nicht mehr war. Alles, was gewesen, war nicht mehr.

Endlich begann ihr Gehirn wieder zu arbeiten und die Worte verfolgten sie unablässig. Sie dachte an den fesselnden Reiz Afrikas, an diesen gewaltigen, übermächtigen Reiz, der ihren Körper und Geist ergriffen hatte. Was war daraus geworden? Was aus der Romantik der Palmen- gärten und der braunen Dörfer, der roten Berge und der weißen Stadt mit ihren Lichtern, ihren weißen Gestalten und ihrer tönenden Musik? Und die geheimnisvolle Anziehungskraft der Wüste — wo war sie nun? Ihre Stimme, die sie ständig gerufen, war jetzt plötzlich verstummt, ihre Hände, die auf ihr gelegen, waren weggenommen. Im Mondlichte blickte sie in die Wüste hinaus und es war nicht mehr die Wüste, beseelter Sand, blaue Fernen voll aufreizender Musik, Räume, mit Geistern der Sonne belebt: es war nur mehr eine nackte Öde von ausgetrockneter

Masse, ausdruckslos und dürr, hoffnungslos und schrecklich durch die Gebeine der Wesen, die darin gestorben waren.

Sie hörte die Hunde bei den Nomadenzelten bellen und die Geräusche der Insekten, aber das Pferd unter sich fühlte sie noch nicht. Doch erholte sie sich allmählich und empfand einen starken, physischen Schmerz, wie ein Mensch, der fast ertrunken wäre und nach der Bewußtlosigkeit wieder zu sich kommt.

Androvsky wandte sich um. Sie sah, daß er seinen Blick auf sie richtete und sogleich erwachte in ihr der Stolz und mit dem Stolz ihr ganzes Selbst.

Sie fühlte das Roß unter sich, die Zügel in der Hand und den Bügel am Fuße. Sie bewegte sich im Sattel. Bitter und heftig prickelte das Blut in ihren Adern, als hätte es plötzlich die Kraft zu ätzen bekommen. Sie hatte das Gefühl, als wäre ihr Gesicht plötzlich scharlachrot geworden, als wäre ihr ganzer Körper errötet und ihr Begleiter könnte ihre Röte sehen. Einen Augenblick lang war sie von Kopf bis Fuß in das Feuergewand der Scham gehüllt. Aber sie sah mit ruhigen Augen Androvsky an und ihre Lippen lächelten.

„Sind Sie des Ortes überdrüssig?“ sagte sie.

„Ich hatte nie die Absicht, mich lange hier aufzuhalten“, antwortete er mit niedergeschlagenen Augen.

„Es gibt hier nicht viel Beschäftigung. Sollen wir jetzt ins Dorf zurückreiten?“

Sie wandte das Pferd und warf dabei noch schnell einen Blick auf die drei Palmen, die weit draußen im Mondlichte standen. Sie glichen drei bösen Schicksalsgöttern, die verwünschend ihre Hände hoben. Einen Augenblick lang schauderte sie. Dann berührte sie das Pferd mit der

Gerte und wandte die Augen ab. Androvsky folgte ihr und ritt schweigend an ihrer Seite.

Um die Oase zu erreichen, ritten sie nahe an den Nomadenzelten vorbei, wo jetzt die Feuer erloschen. Wütend bellten die Wachthunde und rissen an den Schnüren, mit denen sie an die Zeltpflocke gebunden waren, zwischen dem niedrigen Heckengestrüpp, hinter dem die Türen aus schmutzigen Fetzen versteckt lagen. Die Araber waren schon darin und schliefen zweifellos, auf dem Boden zusammengerollt. Ein Zelt war allein aufgeschlagen, in beträchtlicher Entfernung von den anderen, unter den ersten Palmen der Oase. Ein Feuer schwelte davor und warf seinen flackernden Lichtschein auf etwas Dunkles, das zwischen ihm und dem Zelte lag. Ein großer, weißer Hund war an das Zelt gebunden, der nicht bellte, sondern wie in fürchterlichem Todeskampfe heulte. Bevor Domini und Androvsky noch das Zelt erreichten, hörten sie schon das schreckliche Heulen des Hundes. Ein menschlich ausdrucksvoller Ton lag darin, wie wenn jemand schreien will und es vor Schrecken nicht kann. Unwillkürlich hielten beide das Pferd an, lauschten und ritten dann weiter. Als sie zu dem Zelte kamen, konnten sie den schwarzen Gegenstand beim Feuer liegen sehen.

„Was ist das?“ flüsterte Domini.

„Ein schlafender Araber vermutlich“, antwortete Androvsky, auf den regungslosen Gegenstand starrend.

„Aber der Hund?“ Sie betrachtete das weiße Geschöpf, das wütend gegen das Zelt sprang. „Sind Sie sicher?“

„Es muß so sein. Schauen Sie, er ist in Decken gehüllt und der Kopf ist bedeckt.“

„Ich weiß nicht —“

Sie starrte hin. Immer lauter heulte der Hund, als

strengte er jeden Nerv an, ihnen etwas Schreckliches zu berichten.

„Würden Sie vielleicht absteigen und schauen, was das ist? Ich werde die Pferde halten.“

Er schwang sich aus dem Sattel. Sie faßte die Zügel und beobachtete, wie er auf den Gegenstand zuging, der beidem Feuer lag, sich darüber beugte, ihn berührte, zurückfuhr und dann — wie mit festem Entschlusse — neben ihm niederkniete und die Decken, die ihn verhüllten, in die Hand nahm. Nachdem er einen Augenblick betrachtet hatte, was sie verbargen, ließ er die Decken fallen — oder schleuderte sie eigentlich mit heftiger Gebärde von sich — stand auf, kam zu Domini zurück und sah sie wortlos an.

„Ich will es Ihnen sagen,“ sprach sie, „ich will Ihnen sagen, was es ist. Es ist der Leichnam einer Frau.“

Ihr schien, als wäre sie selbst das dunkle Ding, das neben dem Feuer lag.

„Ja“, sagte er. „Es ist eine Frau, die erwürgt wurde.“

„Armes Weib!“ sagte sie. „Armes, armes, armes Weib!“

Und ihr war, als hätte sie sich selbst gemeint.

## FÜNFZEHNTE KAPITEL

Im Dunkel dieser Nacht im Bette liegend, hörte Domini, wie die Kirchenglocke die einzelnen Stunden schlug. Obgleich sie wachte, war sie doch nicht ruhelos. Eigentlich hatte sie das Gefühl einer Frau, der eine Morphinum-einspritzung gemacht worden war; sie wünschte, sich nie mehr bewegen zu müssen. So lag sie da und zählte die Minuten, welche die verstreichenden Stunden bilden,

zählte sie ruhig mit unergründlichem, fast kaltem Bewußtsein. Diese Tätigkeit wurde schnell mechanisch und so konnte sie sich gleichzeitig mit den Ereignissen beschäftigen, welche der Entdeckung der ermordeten Frau beim Zelte gefolgt waren: Androvsky hatte die Zelttür aufgerissen und das Zelt leer gefunden; schnell hatten sie das nahe Lager erreicht und die dort schlafenden Araber aufgestört, schmutzige Nomaden in geflickten Gewändern, unverhüllte Frauen mit runzeligen, stieren Gesichtern und riefigem Aufputz aus falschem Haar und Amuletten. Aus den Zelten waren die seltsamen Gestalten in den Mondschein zu den verlöschenden Feuern hinausgestürmt, gestikulierend und in einer rohen, ihr unverständlichen Sprache laut und wild schreiend. Von Androvsky geführt, waren sie zu dem Leichnam gekommen; das wilde Bellen aller Wachthunde und das Geheul des Tieres, das Zeuge des Mordes gewesen war, hatte die Luft erfüllt. Dann hatte das schrille Wehklagen der Frauen durch die Nacht geklungen, ein Klagen, das zu den Sternen zu dringen und zu den fernsten Grenzen der Wüste hinauszuzittern schien; und in den kalten, weißen Strahlen des Mondes hatte sich ihr ein wildes Bild des Kummers gezeigt: nackte Arme, gestikulierend, als suchten sie Rache vom Himmel zu fordern, Frauen, die sich mit klauenartigen Händen Asche auf das Haupt streuten, von dem Fatme-Hände und Ketten aus geflecktem Silber und Korallenstücke niederbaumelten, die sie an erstarrtes Blut erinnerten, Körper, die sich neigten und wie im Krampfe drehten oder wie von sieben Teufeln besessen schienen. Sie erinnerte sich, wie merkwürdig ihr die ungeheure Ruhe, das ungeheure Schweigen geschienen hatte, das diesen lärmenden Ausbruch der Menschen umgab, wie unbeweglich der gewaltige Mond

ausgesehen hatte, wie gefühllos die hell leuchtenden Sterne, wie furchtbar unruhig das flackernde Licht der Flammen, die auffchossen und zusammenbrachen, wie Wesen, die noch leben, aber sich im Todeskampfe winden.

Dann war sie, von Androvsky begleitet, schweigend auf jener geraden Straße nach Beni-Mora zurückgeritten, die stets ihren Sinn für Abenteuer gefesselt hatte. Langsam waren sie geritten, ohne einander anzusehen, ohne ein Wort zu wechseln. Sie hatte sich so verdorrt und ermüdet gefühlt, wie eine alte Frau, die ein langes Leben voll Leides hinter sich hat, wo es kein deutliches Gefühl mehr geben kann, wie in einer gewissen Höhe über der Erde Menschenleben nicht mehr bestehen können. Der Schlag der Pferdehufe auf der Straße hatte hart geklungen, wie das Gefühl ihres Herzens, und kalt wie der Wärmegrad ihrer Seele. Der Körper, der sonst den leichtesten Bewegungen des Pferdes nachgab, saß steif im Sattel. Sie erinnerte sich, daß sie — als ihr Roß einmal strauchelte — ein plötzlicher, beinahe wilder Ärger durchfuhr und sie die Peitsche zum Schlage gehoben hatte. Aber kraftlos war die Hand niedergefunken und sie war wieder in ihre kalte Träumerei verfallen.

Als sie das Hotel erreicht hatten, war sie beim Absteigen schwer auf den Boden gesprungen und schwer war sie, in Androvskys Begleitung, die Stufen der Veranda hinaufgestiegen. Ohne sich umzuwenden oder ihm „Gute Nacht“ zu wünschen, war sie in ihr Zimmer gegangen. Sie hatte nicht in beabsichtigter Taktlosigkeit oder Gleichgültigkeit gehandelt — nein, sie hatte sich nur völlig unfähig gefühlt, etwas zu wollen. Sie hatte, vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben, eine gewöhnliche Handlung der Höflichkeit einfach vergessen, wie alte Leute manchmal die Anwesenheit

anderer vergeffen und ſich in ihr Selbſt zurückziehen. Androvsky hatte nichts gefagt und auch nicht ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken verſucht. Seine Schritte hatte ſie auf der Veranda verklingen gehört. Dann hatte ſie ſich mechaniſch entkleidet und war zu Bett gegangen, wo ſie nun automatisch die verſtreichenden Augenblicke zählte.

Plötzlich fiel ihr die eigene Stille auf und ſie verknüpfte ſie mit der Stille der toten Frau bei dem Zelte. So lag ſie nun da und betrachtete gewiſſermaßen ihren eigenen Leichnam, wie man bei einer Leiche, die noch nicht ins Grab gelegt wurde, Wache hält. Aber in dieſer Totenkammer ſtanden keine Blumen, keine Kerzen waren angeſteckt und keine Lippen bewegten ſich im Gebete. Sie war, ohne zu beten, zu Bett gegangen.

Jetzt dachte ſie daran, aber mit Gleichgültigkeit. Tote beten nicht. Die Lebenden tun es für ſie. Aber ſelbſt der Totenwächter konnte nicht beten. Wieder ſchlug eine Stunde vom Kirchturme. Sie laufchte dem Schläge und hörte auf, die Sekunden zu zählen, und damit erſchien der Friede der toten Frau noch vollkommener.

Der Sonnenaufgang verſcheuchte das Todesgefühl, aber eine Mattigkeit des Körpers und Geiſtes war zurückgeblieben, die ſie vor dieſer Nacht nicht gekannt hatte. Suzanne, die ſie wecken kam, rief:

„Gnädiges Fräulein ſind krank?“

„Nein. Warum ſollte ich denn krank ſein?“

„Gnädiges Fräulein ſehen ſo eigentümlich aus“, ſagte das Mädchen und betrachtete ſie mit runden, neugierigen Augen. „Wie wenn —“

Sie zögerte.

„Gib mir den Tee“, ſagte Domini.

Beim Trinken fragte ſie:

„Weißt du, wann der Zug von Beni-Mora abgeht — der Personenzug?“

„Ja, gnädiges Fräulein. Es fährt nur einer am Tage. Er geht nach zwölf Uhr ab. Monsieur Hellmuth hat es mir gesagt.“

„So!“

„Welches Kleid werden —“

„Irgendeines — das weißleinene, das ich gestern hatte.“

„Ja, Gnädige.“

„Nein, nicht das. Ein anderes. Wird es heute heiß werden?“

„Sehr heiß, Gnädige. Nicht eine Wolke ist am Himmel.“

„Wie merkwürdig!“ sagte Domini so leise, daß es Suzanne nicht hörte. Als sie aufgestanden und angekleidet war, sagte sie:

„Ich gehe in den Garten des Grafen Anteoni. Ich glaube, ich werde — ja, ich werde ein Buch mitnehmen.“

Sie ging in ihren kleinen Salon und sah die Bücher durch, die dort ausgebreitet lagen. Einige Bücher der Andacht, Reifelektüre, Sportzeitchriften, Rosssettis und Newmans Werke, ein paar französische Romane und die von Jane Austen, die sie merkwürdigerweise sehr gerne hatte. Zum ersten Male in ihrem Leben schienen sie ihr verchrumpfte, kleinliche Geschichten eines verschrobenen, blutleeren, unwirklichen Lebens. Sie ging in das Schlafzimmer zurück und nahm den kleinen, weißen Band „Von der Nachfolge Christi“, der stets in der Nähe ihres Bettes lag; dann trat sie auf die Veranda hinaus. Sie sah nicht rechts und links, sondern stieg gleich die Treppe hinab und ging ihren Weg längs der Arkade.

Als sie das Gartentor erreicht hatte, zauderte sie, bevor sie klopfte. Der Anblick der Villa, der Bogen, der weißen Wände und der Baumgruppen, die sie so gut kannte, tat



ihr plötzlich so furchtbar weh, daß sie erschrak und sich krank fühlte; ihr war, als müßte sie zu irgendeiner Stätte eilen, die sie nie gesehen hatte und die in ihrer Seele keine Erinnerungen wachrufen konnte.

Vielleicht wäre sie in die Oase gegangen und den Weg hinab, der das Flußufer begleitete, doch hatte Smaïn, mit einer großen Samtrose in der schlanken Hand, leise das Tor geöffnet und sie begrüßt.

Wortlos gab er ihr die Rose und lächelte dabei müde mit den Augen, in denen die Sonne gefangen und zu funkelnder Dunkelheit verwandelt schien. Als sie die Blume nahm und zwischen den Fingern drehte und die weinfarbenen Blätter betrachtete, auf denen Wassertröpfchen in zartem Silberglanze schillerten, da dachte sie an ihren ersten Besuch im Garten und den geheimnisvollen Zauber, der ihr von den goldhellen Bildern und den finsternen Schatten der Bäume durch das Tor entgegengeflutet war; sie erinnerte sich des Gefühles romantischer Erwartung, das in ihr erregt worden, als sie den Sand betreten und die gewundenen Wege vor sich im Dunkel zwischen den von rosafarbenen Geranien eingefassten Rillen verschwinden gesehen hatte.

Weit, weit, wie die Erinnerung an die früheste Kindheit im Herzen eines Alten, schien all dies hinter ihr zu liegen.

Nun, da das Tor geöffnet war, beschloß sie, in den Garten zu gehen. Hier konnte sie ja ebenso gut sein wie irgendwo anders. Mit der Rose in der Hand trat sie ein. Ein Wassertropfen glitt aus einem äußeren Blumenblatt und fiel auf den Sand. Eine Träne; die Rose weinte, doch ihre eigenen Augen waren trocken. Da berührte sie die Rose mit den Lippen.

Heute war ihr der Garten wie ein Fremder, aber wie

ein Fremder, mit dem sie einst — vor langer, langer Zeit — sehr gut gewesen, dem sie vertraut hatte und von dem sie betrogen worden war. Sie betrachtete ihn und wußte, daß sie ihn für schön gehalten und geliebt hatte. Aus seinen stillen Winkeln waren ihr unzählige Träume zugeflossen, wie mit zarten Händen hatten sie die Blätter seiner Bäume berührt. Die Wässer zwischen seinen Beeten hatten ihr von den verborgenen Dingen geflüstert, die im tiefsten Innern der Freude liegen. Die goldenen Strahlen, die in den duftenden Alleen tanzten, hatten auch zwischen den Schatten ihres Herzens gespielt und ihm Licht und Wärme gesendet, die vom Himmel zu kommen schienen. Sie wußte dies, wie man von dem sichtbaren Menschentum eines Fremden, einst unseres Freundes, weiß, da es unser eigenes Menschentum begrüßt; und sie fühlte sich abgestoßen, wie bei dem Gedanken an eine alte Freundschaft mit jemanden, der sich dann als Verräter erwiesen hatte. Diese Personifikation des Gartens schien ihr ebensovienig lächerlich wie früher der Gedanke an die Wüste als Wesen; aber der Umstand, daß sie die sie umgebende Natur instinktiv als Gestalten sah, gab dem Garten in ihren Augen ein feindliches, ja drohendes Aussehen, als stünde sie einer Liebe gegenüber, die nun in Haß verwandelt war, einer kalten, feindseligen Beobachterin, die zuviel von ihr wußte, da sie ihr einst alle Geheimnisse ihres Glückes erzählt und all ihr Hoffen zugeflüstert hatte. Sie haßte den Garten nicht, aber fürchtete ihn. Die Bewegungen seiner Blätter schufen ihr Unbehagen. Die verborgenen Stellen, die ihr einst segenvoll-ruhige Zufluchtsstätten gewesen waren, wurden ihr jetzt Verstecke, in denen lauernde Feinde lagen.

Und doch verließ sie ihn nicht, denn heute schien ihr

etwas zu sagen, daß es ihr bestimmt sei zu leiden und sie beugte sich in Gedanken vor diesem Beschluß.

Langsam ging sie weiter, bis sie das „Fumoir“ erreichte. Sie trat ein und setzte sich nieder.

Sie hatte keinen der Gärtner gesehen, noch auch den Ton einer Flöte gehört. Der Tag war sehr still. Sie betrachtete die schmale Tür und erinnerte sich genau der Haltung, in der Graf Anteoni bei ihrer ersten Begegnung dort gestanden und die zitternde Bougainvilleenranke in der Hand gehalten hatte. Sie sah ihn als einen Schatten an, den die Wüste genommen hatte. Sie blickte auf den Sandteppich, und die dort kauernde Gestalt des Sandwahrfinders tauchte vor ihr auf, sie erinnerte sich seiner Prophezeiungen, und da wußte sie, daß sie daran geglaubt hatte. Sie hatte es geglaubt, daß sie eines Tages im Sturm in die Wüste hinausreiten und daß mit ihr, hinter den Vorhängen des Palankin verschlossen, ein Gefährte sein würde. Der Wahrfinder hatte ihr nicht verkündet, wer dies sein könnte. Finsternis hatte ihn verhüllt und ihn den Augen des Sehers unsichtbar gemacht. Ihr Herz aber hatte es ihr gesagt. Sie hatte die andere Gestalt im Palankin gesehen. Es war ein Mann. Es war Androvsky.

Sie hatte geglaubt, daß sie mit Androvsky in die Wüste hinausziehen würde, mit dem Reisenden, von dessen Vergangenheit und von dessen Seele sie nichts wußte. Ein ihr innewohnender Fatalismus hatte es ihr gesagt. Und nun —?

Die Dunkelheit des Schattens unter den Bäumen in diesem innersten Winkel des Gartens umschloß sie wie die Dunkelheit jenes Sturmes, in dem die Wüste verschwunden war, und Domini fürchtete sich davor, weil sie fühlte, daß sie jetzt allein im Sturme reisen mußte. Sie war bisher

im Leben sehr viel allein gewesen und hatte erkannt, daß diese Einsamkeit ermüde, daß es schwer sei, sich darin zu entwickeln und daß sie die Schritte des Pilgers hemme, der emporsteigen sollte zu den Höhen des Lebens. Aber nie bisher hatte sie die tiefe Tragödie der Einsamkeit und ihren Schrecken so ganz gefühlt. Als sie im „Fumoir“ saß und auf den glatten Sand niederfah, da sagte sie sich, daß sie bis zu diesem Augenblicke nie einen Begriff vom Wesen der Einsamkeit gehabt habe. Sie war die Wüste in der Menschenseele, aber die Wüste ohne Sonne. Und sie erkannte dies, weil sie jetzt liebte. Die dunkle, schweigende Flut der Leidenschaft, die in ihr geruht hatte, hatte den Damm durchbrochen, die alten Grenzmarken waren auf ewig weggeschwemmt, das Antlitz der Welt war verwandelt.

Sie liebte Androvsky; alles in ihr liebte ihn; alles, was sie gewesen war, alles, was sie war, alles, was sie je werden könnte, liebte ihn; alles, was in ihr körperlich, alles, was in ihr geistig war, Hirn, Herz, Seele, Körper und die Flamme, die darin loderte. Alles, was sie zu dem Wunder „Weib“ machte, liebte ihn. Sie war Liebe zu Androvsky. Ihr schien, daß sie nichts anderes sei, nie etwas anderes gewesen sei. Die vergangenen Jahre waren nichts, nichts der Schmerz, von dem sie getroffen wurde, als ihre Mutter floh, und von dem sie gequält worden war, als ihr Vater lästernd starb. In ihrem Innern gab es keinen Platz für etwas anderes als für die Liebe zu Androvsky. In diesem Augenblicke glaubte sie, daß selbst ihre Liebe zu Gott aus ihrem Innern weggefeht worden sei. Später erinnerte sie sich dessen. Jetzt dachte sie nicht daran. Für sie gab es nur ein Universum mit nur einer Gestalt darin — Androvsky. Nichts wußte sie von sich, als ihre Liebe zu ihm. Sie wußte

nichts von der Kraft eines Schöpfers, dem sie es verdankte, daß er da war, um von ihr geliebt zu werden. Sie war Leidenschaft und er war es, zu dem die Leidenschaft floß.

Die Welt war der Strom und das Meer.

Als sie so dafuß, die Hände auf den Knien gefaltet, die Augen niedergeschlagen und rings um sich die purpurnen Blumen, da fühlte sie sich erleichtert und geläutert, als wäre eine Menge Kleinigkeiten von ihr weggewischt und hätte dem Großen Platz gemacht, das in Hinkunft auf ewig in ihr wohnen und ihr Leben beherrschen müßte. Die brennende Scham, die sie am vergangenen Abend gefühlt hatte, als Androvsky von der bevorstehenden Abreise gesprochen und sie dies wie ein Blitzstrahl getroffen hatte, war nun völlig geschwunden. Sie dachte daran und wunderte sich darüber. Wie konnte sie sich schämen zu lieben? Sie meinte, es wäre ihr unmöglich, sich zu schämen, selbst wenn Androvsky das wüßte, was sie wußte. Jetzt überwand die unermeßliche Wahrheit ihrer Gefühle alles andere, ließ alles andere falsch erscheinen, und sie sagte sich, daß sie sich der Wahrheit nicht schämen könne. Aber mit der Erkenntnis der unermeßlichen Wahrheit ihrer Liebe kam die Erkenntnis von dem unermeßlichen Kummer, der Seite an Seite mit ihr wohnen mochte, ja wohnen mußte.

Nun bewegte sie sich plötzlich. Sie schlug die Augen auf und sah in den Garten hinaus. Neben dieser Wahrheit in ihr gab es noch etwas anderes, das wahr war. Androvsky ging. Während sie dafuß, verstrichen die Augenblicke. Sie bildeten die Stunden, die unablässig eifrig an der Zerstörung arbeiteten. Sie saß hier im Garten und Androvsky weilte in ihrer Nähe. Nur eine ganz kurze Zeit würde lautlos verstreichen. Und sie würde wieder dafitzen,

aber Androvsky wäre in weiter Ferne, weg von der Wüste, zweifellos auf ewig fort aus ihrem Leben. Und der Garten wird sich nicht verändert haben. Jeder Baum wird an seinem Platz stehen, jede Blume noch ihren Duft ausströmen. Der Lufthauch wird weiter durch das Netzwerk der Zweige blasen, die Bächlein zwischen den Sandufern der Rillen hingeleiten. Die unerbittliche Sonne wird scheinen und die Wüste in ihrer blauen Ferne von den unsichtbaren Dingen raunen, die ewig dort drüben wohnen. Und Androvsky wird weg sein. Zu Ende dann ihr kurzes Beifammensein, so voll von Pein, Unbehagen und Zurückhaltung; aus lauter Bruchstücken hatte es bestanden, durch plötzliche Gewalthandlungen war es getrübt worden, durch Unverstand, durch Furcht auf der einen und fast ständigen Argwohn auf der anderen Seite.

Von diesem Gedanken war sie wie betäubt und sie sah sich um, als erwartete sie, daß die leblose Natur für sie zu den Waffen greife gegen ein solches Schicksal. Doch nicht einen Augenblick dachte sie daran, selbst Waffen zu ergreifen. Sie hatte das Hotel verlassen, ohne Androvsky zu sehen. Sie hatte die Absicht, nicht früher zurückzukehren, als bis er fort wäre. Der Gedanke, ihn zu suchen, kam ihr gar nicht in den Sinn. Es gibt eine Heftigkeit des Gefühls, die handeln läßt, aber es gibt eine noch größere Heftigkeit des Gefühls, die Handlungen unmöglich macht, das Gefühl, das ein Menschenwesen in ein Steingehäuse zu wandeln scheint, in dem alle Feuer der Schöpfung brennen. Domini wußte, daß sie das „Fumoir“ nicht verlassen würde, bis nicht der Zug das Flußbett entlang von Beni-Mora weggekrochen war.

Sie hatte das Buch neben sich auf den Sitz gelegt und

nahm es nun zur Hand. Bei dem Anblick der vertrauten Seiten dachte sie zum ersten Male wieder: „Liebe ich denn Gott noch?“ Unmittelbar darauf kam ihr der Gedanke: „Habe ich ihn je geliebt?“ Die Erkenntnis ihrer Liebe zu Androvsky, zu diesem Körper, den sie geschaut, zu dieser Seele, die sie durch den Körper wie eine Flamme durch ein Glas gesehen, ließ sie jetzt glauben, daß sie sich selbst getäuscht habe, wenn sie je gedacht hatte, ein Wesen zu lieben, das sie nie geschaut und sich nie auch nur in ihrer Phantasie vorgestellt hatte. Das Glauben war wohl nicht unmöglich, die Liebe zu dem Gegenstande jedoch, auf den der Glaube konzentriert war, schien ihr nun unmöglich. Denn ihr Körper, der bisher untätig geblieben war, stand nun in Aufruhr und war von einer Raserei zu leben erfüllt. Das Fleisch, das geschlafen hatte, war erwacht und wußte um sein Dasein. Und sie konnte nicht mehr fühlen, daß sie imstande sei, etwas zu lieben, das ihr Fleisch nicht berühren, etwas, von dem ihr Fleisch nicht berührt werden könne. Und ohne Schrecken, ja ohne Bedauern sagte sie sich: „Ich liebe Gott nicht, ich habe ihn nie geliebt.“

Sie warf einen Blick in das Buch:

„Wahrlich von unaussprechlicher Süße ist Deine Betrachtung, die Du denen spendest, so Dich lieben.“

Die Süße Deiner Betrachtung! Sie erinnerte sich, wie Androvskys Antlitz sie aus dem Herzen der Sonne heraus betrachtet hatte, als sie einander zum ersten Male in der blauen Landschaft begegneten. In diesem Augenblicke setzte sie ihn bewußt an Gottes Stelle und es war nichts in ihr, das sie gewarnt hätte: „Du begehst eine Todsünde!“

Sie sah wieder in das Buch und ihr Blick fiel auf die

Worte, die sie am ersten Morgen in Beni-Mora gelesen hatte:

„Liebe wachet und schlafend schlummert sie nicht. Wenn auch ermattet, ist sie nicht müde; wenn auch gequält, doch nicht bezwungen; wenn auch erschreckt, doch nicht verwirrt. Einer lebendigen Flamme, einer brennenden Fackel gleich, steigt sie empor und unverfehrt überstrahlt sie alles. Wer da liebet, kennet den Ruf dieser Stimme!“

Stets hatte sie diese Worte geliebt und sie für die schönsten des Buches gehalten, jetzt aber erschienen sie ihr so völlig neu wie der erste Frühlingmorgen, der je der Welt gedämmt hatte. Ihre Tiefe lag nun offen vor ihren Augen und mit dieser Tiefe auch die ihres eigenen Herzens. Die Erregung, die sie quälte, wich von ihr. Nicht länger blickte sie zur Natur auf, wie jemand, der stumm Hilfe sucht. Denn sie führte sie zu ihrem eigenen Ich und ließ sie in ihr Inneres und ihre Liebe schauen und sie erkennen. „Wenn auch erschreckt, ist sie doch nicht verwirrt.... unverfehrt überstrahlt sie alles.“ Das war unbedingt wahr —, wahr wie ihre Liebe. Sie sah in ihre eigene Liebe hinab und erblickte dort das Antlitz Gottes, wo sie nur das Antlitz der menschlichen Liebe zu sehen glaubte. Und es war so schön und so mächtig, daß ihr selbst die Tränen, die darauf standen, Mut gaben, und sie sagte sich: „Alles ist gleichgültig, alles muß gleichgültig sein, solange ich diese Liebe in mir trage. Er geht weg, aber ich bin nicht traurig, denn ich gehe mit ihm — meine Liebe, alles, was ich bin — geht mit ihm und wird ewig mit ihm sein.“

Und nun glaubte sie, daß sie sich nicht hätte unglücklich fühlen können, wenn sie Androvsky tot vor sich im Sande



hätte liegen sehen. Nichts kann einer großen Liebe schaden. Sie ist das einzig Dauernde, ewig Lebende, sie ist in eine Feuerrüstung gehüllt, die keine Waffe durchdringen kann, frei von jeglicher Furcht vor der Außenwelt, denn sie trägt ihre Sicherheit im eigenen Herzen, ewig genug, vollkommen, völlig fehlerlos für und in sich selbst. In diesem Augenblick verließ sie die Furcht, verließ sie die Unraft. Jeder, der sie vom Garten aus beobachtet hätte, würde eine große, ruhige Glückseligkeit gesehen haben.

Plötzlich knirschten Tritte im Sande der Gartenwege. Ein Mann kam, mit langsamen Schritten, die von einer Leidenschaft gehemmt schienen, aus dem feurigen Sonnenschein in den Schatten des Gartens und begann dessen verborgene Winkel zu durchsuchen. Es war, als ob etwas ungeheuer Starkes versuchte, ihn zurückzuhalten, das aber mühevoll von etwas noch Stärkerem überwunden wurde, das ihn vorwärts trieb. Es war Androvsky. Er sah gebeugt, alt und schuldbeladen aus. Tief waren die beiden Linien um seinen Mund. Seine Lippen arbeiteten. Die dünnen Wangen waren eingefallen, wie die eines Menschen, der von einer zerstörenden Krankheit verzehrt wird, und die starke Farbe des Sonnenbrandes darauf schien ein mangelhaftes Mal auf einer Blässe, die, wenn man sie ganz hätte sehen können, schrecklicher gewesen wäre als bei einem Leichnam. Deutlich zeigte sich in seinen Augen ein tiefer Schmerz, der mit wildem Zorne gemischt schien, als litte er unter einem fürchterlichen Unglück und verfluche sich, weil er litt; so mochte sich ein Mann verfluchen, der etwas tut, was er nicht muß, aber sich doch entschließt, so zu handeln. Solch einen Ausdruck kann man manchmal in den Augen von Leuten sehen, die einer großen Versuchung widerstehen.

Heimlich, aber genau begann er den Garten zu durchsuchen. Bisweilen zögerte er. Dann stand er wieder still. Bald wandte er sich um und ging ein Stück zu dem weiten Sandplatze zurück, der, im Sonnenlichte gebadet, neben der Villa lag. Mit größerer Entschlossenheit und schnelleren Schritten ging er hierauf durch den Schatten, der unter den dicht wachsenden Bäumen schloß. Als er so zwischen ihnen hinschritt, streckte er mehrere Male die zitternden Hände aus, brach Zweige ab, warf sie zu Boden, stieg schwer darauf und trat sie in den Sand. Einmal sprach er leise zu sich und seine Stimme zitterte, als könnte sie nur schwer ein Schluchzen beherrschen, das in der Kehle aufstieg.

„De profundis —“ sagte er. „De profundis — de profundis.“

Seine Stimme verklang. Er faßte die eine Hand mit der anderen und ging schweigend weiter.

Endlich schritt er auf das „Fumoir“ zu, in dem Domini noch saß, mit einer Hand auf der aufgeschlagenen Seite, deren Worte die Dunkelheit in ihrem Geiste erhellt hatten. So leise kam er heran, daß sie seinen Schritt nicht hörte. Er sah sie, blieb ganz still unter den Bäumen stehen und betrachtete sie lange. Dabei veränderten sich seine Züge, bis er ein anderer geworden zu sein schien. In seinen Augen wich der Ausdruck heftigen Schmerzes und Zornes dem tiefen Staunens, dann einer Unruhe und Unsicherheit und schließlich einem harten, männlichen Entschlusse — dem Ergebnisse eines Kampfes, der voll Geschlecht und Leidenschaft war. Das heimlich Schuldbeladene, das sich in allen seinen Zügen, namentlich auf den Lippen gezeigt hatte, verschwand. Er schien plötzlich jünger. Seine Gestalt streckte sich. Die Hände zitterten nicht

mehr. Er kam aus den Bäumen hervor und trat zur Türe des „Fumoir“.

Domini blickte auf, sah ihn und erhob sich ruhig, während ihre Finger das Büchlein umklammerten.

Androvsky stand gerade unter der Türe, er zog den Hut, hielt ihn in der Hand und sagte:

„Ich kam her, um mich zu verabschieden.“

Er machte eine Bewegung einzutreten, doch verhinderte sie dies. Sie hatte das Gefühl, daß sie in Mauern eingeschlossen, unter einem Dache nicht mit ihm sprechen konnte. Er trat zurück, sie ging hinaus und stand nun neben ihm auf dem Sande.

„Wußten Sie, daß ich kommen werde?“ sagte er.

Ihr fiel auf, daß er sie nicht mehr „Madame“ ansprach und daß aus seiner Stimme ein Ton klang, den sie vorher nie gehört hatte, der Ton eines Selbstbewußtseins, der von dem Geiste zeugte, welcher sich völlig sammelte und seine eigene Stärke zu handeln erkannte.

„Nein,“ antwortete sie.

„Wollten Sie noch vormittags in das Hotel zurückkommen?“ fragte er.

„Nein“.

Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er leise:

„So — so wünschten Sie also nicht —, so wollten Sie mich also vor meiner Abreise nicht mehr sehen?“

„Das war es nicht. Ich kam in den Garten — ich mußte in den Garten kommen —, ich mußte allein sein.“

„Sie wollten allein sein?“ sagte er. „Sie wollten allein sein?“

Schon schwand die Stärke aus seinem Ton und Antlitz und die alte Unsicherheit erwachte wieder. Schrecklicher Schmerz zeigte sich in seinen Augen.

„Deshalb also — deshalb also fahen Sie so glücklich aus?“ sagte er mit rauher, zitternder Stimme.

„Wann?“

„Ich stand lange da und beobachtete Sie, als Sie hier drin faßen“ — er wies nach dem „Fumoir“ — „und Ihr Gesicht war glücklich — Ihr Gesicht war glücklich.“

„Ja, ich weiß es.“

„Allein wollen Sie glücklich fein? — Allein in der Wüste?“

Als er dies sagte, fühlte sie plötzlich eine ungeheuerere Angst vor den wasserlosen Räumen, vor den unbelebten Flächen. All ihr Denken schrumpfte in sich zusammen und erbehte, die ganze große Freude ihrer Liebe erstarb in ihr. Vor einem Augenblicke noch hatte sie auf den Höhen ihres Herzens gestanden. Nun sank sie in seine tiefsten, schwärzesten Abgründe. Sie sah ihn an und sagte nichts.

„Allein werden Sie nicht glücklich fein.“

Seine Stimme zitterte nicht mehr. Ungeschickt und nervös faßte er ihre Linke, aber er hielt sie fest, ganz nahe an sich, und sprach weiter:

„Niemand ist allein glücklich. Nichts ist es — Männer und Frauen — Kinder — Tiere.“ Ein Vogel flog über den schattigen Platz unter den Bäumen, ein anderer folgte ihm; er zeigte hinauf; sie verschwanden. „Auch die Vögel müssen Begleitung haben. Alles braucht einen Gefährten.“

„Ja.“

„Und doch — wollen Sie hier allein in der Wüste bleiben?“

„Was kann ich denn anderes tun?“ sagte sie.

„Und die Reife“, fuhr er fort, ihre Hand noch immer

an seine Seite preffend — „Ihre Reise in die Wüste — wollen Sie allein unternehmen?“

„Was kann ich denn anderes tun?“ wiederholte sie leiser.

Ihr schien, als wäre er entschlossen, sie in die tiefste Finsternis hinabzudrücken.

„Sie werden nicht gehen.“

„Doch, ich werde gehen.“

Sie sprach mit Überzeugung. Selbst in diesem Augenblick — ja gerade in diesem ganz besonders — wußte sie, daß sie den Lockungen der Wüste folgen würde.

„Ich — ich werde die Wüste nie kennen lernen“, sagte er. „Ich glaubte — mir träumte, daß ich auch hinausziehen würde. Ich wollte es tun. Sie haben es gemacht, daß ich das wollte.“

„Ich?“

„Ja. Sie sagten mir einmal, daß dort draußen der Friede wohnen müsse. Es war auf dem Turme, beim ersten Male, als Sie mit mir sprachen.“

„Ich erinnere mich.“

„Ich habe mich gefragt — ich habe mich oft gefragt, warum Sie mit mir gesprochen haben.“

Sie wußte, daß er sie fest ansah, aber sie hielt die Augen weiter zu Boden gesenkt. Es lag etwas darin, wovon sie fühlte, daß er es nicht sehen durfte, ein Licht, das eben darin aufgeflammt war, als ihr klar wurde, daß sie ihn schon auf dem Turme, bevor sie ihn noch gekannt, geliebt hatte. Jene Liebe war es, die in ihrem Herzen schon geboren, aber ihres eigenen Seins noch unbewußt, den Zauber des afrikanischen Abends so seltsam vertiefte, dessen Anblick sie damals zusammen genossen. Aber vorher — sie erkannte plötzlich, daß sie Androvsky von allem Anfange an geliebt hatte, von dem Augenblicke

an, da fein Antlitz fie wie mitten aus dem Herzen der Sonne heraus betrachtete. Das war der Grund, warum ihr Eintritt in die Wüste fo voll außerordentlicher Bedeutung gewesen war. Der Mann und die Wüste waren eins in ihrer Seele, waren es immer gewesen. Nie war fie geheimnisvoll von der Wüste gerufen worden, ohne wie aus weiter Ferne das Echo der Stimme Androvskys zu hören, nie von den Zauberlockungen der weiten Ferne angezogen worden, ohne auch dem lockenden Zauber jenes Herzens gefolgt zu fein, dem ihr eigenes entgegenschlug. Die Kette zwischen dem Manne und der Wüste waren unlösbar. Sie konnte sich gar nicht vorstellen, daß fie getrennt würden, und als ihr dies klar wurde, erkannte fie auch etwas anderes, wodurch ihre ganze Natur zu einer Flamme geworden war.

Sie konnte sich nicht vorstellen, daß Androvsky fie nicht liebe, fie nicht von dem Augenblicke an geliebt habe, als er fie in der Sonne sah. Auch ihm hatte die Wüste eine Offenbarung gebracht — die Offenbarung ihres Antlitzes und der Seele dahinter, die durchblickte. Als fie in die Wüste hinauskamen, waren in den Flammen der Sonne die Flammen ihrer beiden Seelen verschmolzen. Sie wußte dies sicher und auf ewig. Wie war es dann aber möglich, daß Androvsky nicht mit ihr in die Wüste hinausging?

„Warum sprachen Sie mit mir?“ sagte er.

„Wir kamen zusammen in die Wüste“, sagte sie einfach.  
„Wir mußten einander kennen lernen.“

„Und jetzt — jetzt — müssen wir uns verab —“

Seine Stimme brach ab. Aus weiter Ferne ertönte der dünne Klang einer Glocke. Bisher hatte Domini die Kirchenglocke nie im Garten gehört und nun hatte fie das Gefühl, fie nicht mit dem Ohre, sondern mit der Seele

zu hören. Und bei dem Klange fühlte sie, wie Androvskys Hand, die heiß auf ihrer gelegen hatte, kalt wurde. Er ließ ihre Hand los und wieder schlug das schreckliche Geräusch an ihr Ohr, das sie in der vergangenen Nacht in der Wüste gehört hatte, als er zu Pferde umkehrte und mit ihr wegritt. Und jetzt, wie dort, wandte er sich schweigend von ihr ab, aber sie wußte, daß er sie diesmal verlasse, daß diese Bewegung sein letztes Lebewohl sei. Den Kopf gesenkt, ging er ein paar Schritte weg. Jetzt war er nahe der Biegung eines Weges. Sie beobachtete ihn und wußte, daß sie in weniger als einem Augenblicke nur noch die Bäume und den Sand sehen würde. Fest blickte sie auf die gebeugte Gestalt und alle Fähigkeiten rief sie auf und schrie leidenschaftlich, verzweifelt zu sich selbst: „Behalt ihn im Gedächtnis — behalt ihn im Gedächtnis so, wie er da ist — da — vor dir — gerade so, wie er da ist — auf ewig.“ Als er die Biegung erreichte, erklang aus einem fernen Teile des Gartens der Gesang von Larbis Flöte. Androvsky hielt inne und blieb — den Rücken ihr zugekehrt — stehen. Verborgene und ferne ließ Larbi die kleinen Gefänge afrikanischer Liebe erklingen, von der Liebe in der Wüste, wo ewig die Sonne scheint und der Menschen Leidenschaft heiß ist wie die Sonne; wo Freiheit herrscht und ihre Zimbeln, die Feuerkugeln gleichen, erhebt und wo man auf dem Sande die Tritte der Freiheit hört, die nach Süden schreitet.

Larbi spielte — spielte immer weiter, unermüdlich wie die Liebe, in der die Welt erblüht, die aber nicht sterben wird, wenn die Welt stirbt.

Da kam Androvsky schnell zurück, bis er an der Stelle war, wo Domini stand. Er legte ihr seine Hände auf die Schultern. Dann sank er auf den Sand nieder und seine

Hände glitten dabei über ihre Brust, den ganzen Körper entlang bis zu ihren Knien, die er umschloß. Er preßte sein Gesicht in ihr Kleid gegen die Knie.

„Ich liebe dich“, sagte er. „Ich liebe dich — aber höre nicht auf mich — du darfst es nicht hören — du darfst nicht. Aber ich muß es sagen. Ich kann nicht, ich kann nicht gehen, bis ich dirs nicht gesagt habe. Ich liebe dich — ich liebe dich.“

Sie hörte ihn gegen ihre Knie schluchzen und es klang, wie wenn Stärke hörbar geworden wäre. Sie legte die Hände auf seine Schläfen.

„Ich höre es“, sagte sie. „Ich muß es hören.“

Er sah auf, erhob sich, umschlang sie und hielt sie fest, drückte seine Lippen auf ihren Mund und preßte den ganzen Körper gegen ihren.

„Hör es!“ sagte er gegen ihre Lippen murmelnd. „Hör es. Ich liebe dich — ich liebe dich.“

Die beiden Vögel, die sie gesehen hatten, flogen unter den Bäumen zurück, drehten sich im luftigen Kreise, schwangen sich über die Bäume hinaus zum blauen Himmel empor und lenkten Seite an Seite ihren Flug aus dem Garten hinaus der Wüste zu.





VIERTES BUCH

Die Reife



## SECHZEHNTES KAPITEL

Am Abend vor dem Tage, an dem Domini und Androvsky heirateten, war der Sonnenuntergang so feltfam, daß er felbst die Aufmerksamkeit der Araber auf ſich lenkte und zu vielen Deutungen Anlaß gab. Der Tag war ruhig und schön gewesen, einer der lieblichſten Tage des Frühlings in Nordafrika, und Batouch, der nun triumphierend nach der Arbeit ruhte, die das Überwachen der letzten Vorkehrungen zu der langen Wüſtenreiſe gemacht hatte, prophezeite einen paradieſiſchen Morgen für die Abreiſe auf der geraden Straße, die ſchließlich nach Timbuktu führt. Als ſich aber der ſtrahlende Nachmittag ſeinem Ende zuneigte, tauchte auf dem blauen Firmament ein Weiß auf, als erbleichte der Himmel bei dem Anblicke einer mitleiderregenden, ſchrecklichen Handlung. Und unter dieſem fahlen Himmel fahen die Wüſte und alle Dinge und Menſchen in der Oaſe Beni-Mora wie entſetzt aus, als fühlten ſie ſich in vollſtändiger Abhängigkeit von einer Macht, deren Allgewalt ſie nicht bezweifeln konnten und deren Abſicht ſie fürchteten. Zur Stunde des Sonnenunterganges durchzogen dieſes Weiß ſchwefelgelbe Streifen und gerippte Wölkchen, gelb-grün geprenkelt, ein bitterer, grauig-grüner Ton, der dem Auge weh tat wie ſchonungsloſes Licht; aber die Farben verblaßten ſchnell und für eine kurze Spanne Zeit herrſchte wieder das Weiß vor, bis ſchwere Dunkelheit einfiel, durch die kein Stern drang. Mit dieſer Dunkelheit kam von der Wüſte her ein leiſes,

dumpfes Klagen des Windes, ein wimmerndes Murmeln, das über die großen Flächen schauderte, zwischen den Palmen und flach gedeckten Häusern hinkroch und am Fuße der Braunen Berge jenseits von Hammam Salahine verklang. Das kurze, tiefe Schweigen, das nun folgte, war wie ein Angstschrei, wie der Ruf einer Stimme, die sich gegen das Nahen eines unbekannten, aber furchtbaren Geschickes wehrt. Dann kehrte der Wind mit stärkerem Klagen und längerer Dauer wieder, noch nicht gewaltig und mit all feinen Kräften, aber beharrlicher, feiner selbst mehr bewußt und feiner Taten, die er ausführen würde, wenn erst die Nacht schwarz über den öden Landmassen dalag, die seine Geburtsstätte waren, und über den ausgebreiteten Flächen und zitternden Palmen, die seinen Kampfplatz bildeten.

Batouch wurde ernst, als er den Wind und das Krachen der Palmenstämme hörte, die gegeneinander schlugen. Sand flog ihm ins Gesicht. Er zog die Kappe des Burnus über seinen Turban und über die Wangen, bedeckte den Mund mit einer Falte des Haik und starrte suchend in das Schwarz, wie ein Tier, dessen Instinkt es fühlen läßt, daß etwas aus der Ferne herannahe.

Ali stand bei der Türe des Café Maure, neben ihm ein schlanker Araberjunge, bronzefarben und ernst, wie ein Götzenbild, ein Troubadour der Wüste, der „Janat“ und viele Liebeslieder sang und auf einem gitarreähnlichen Instrument spielte, dessen Rücken die Schale einer Sandschildkröte bildete und das vorne mit Ziegenhaut überspannt war. Hinter ihnen hing von einem Balken aus Palmenholz eine Öllampe herab und in den Cafénischen glühte rote Asche, die ihren Schein über das Gestell für die kleinen, weißen Schalen mit ihrem zarten Goldmuster

warf. In einer Ecke kauerte ein alter Neger, die schwarze Wange und den Arm leicht gegen die Wand gelehnt, und starrte mit hervorquellenden Augen ins Leere; dabei schlug er mit einem gebogenen Palmenstabe eine ovale Trommel, deren Murmeln tief und hohl klang, wie das des Windes und tatsächlich dessen Echo zu fein schien, das in dem Zimmer gefangen war und zu entfliehen suchte.

„Auf meinen Lidern liegt Sand“, sagte Batouch. „Das ist ein schlechtes Zeichen für morgen. Wenn Allah Sand sendet, sollten wir das Gesicht bedecken und im Café Dame spielen. Wir sollten nicht auf der Straße hinaus nach Süden ziehen.“

Ali erwiderte nichts, zog aber den Haik über Mund und Nase und blickte in die Nacht hinaus, die dünnen Hände im Burnus gefaltet.

„Achmed wird im Bordfchi von Arba schlafen“, fuhr Batouch leise murmelnd fort, als spräche er mit sich. „Und die Tiere werden im Hofe fein. Nichts kann im Freien bleiben, denn in Arba wird der Wind noch wilder heulen. Kann es Allahs Wille sein, daß wir morgen in den Zelten bleiben?“

Ali antwortete nichts. Der Wind war plötzlich ganz verstummt. Kein Sand kam ihnen mehr auf die Augenlider und in die Falten des Haik. Hinter ihnen ließ die Trommel des Negers eintönig ihr Echo des Windes ertönen und erfüllte damit das Schweigen der Nacht.

„Was Allah auch schicken mag,“ begann Batouch nach einer Pause wieder, „Madame wird abreifen. Sie ist mutig wie ein Löwe. Kein Schakal wohnt in ihr. Irene ist nicht mutiger als sie. Aber Madame wird nie für einen Mann den Schleier tragen. Sie wird nicht den Schleier tragen, aber sie könnte einen Messerftich führen, wenn er eine

andere Frau anfähe, wie er sie ansah, wie er sie morgen anfehen wird. Stolz ist sie wie ein Tuareg und Wildheit schläft in ihr. Aber er wird nie eine andere Frau anfehen, wie er sie morgen anfehen wird. Der Roumi ist nicht wie wir.“

Der Wind kam wieder und verschmolz mit dem Lärme der Trommel und umschloß so die beiden Araber in einem murmelnden Ringe.

„Sie werden sich nicht darum kümmern“, sagte Batouch.  
„Ohne Furcht werden sie in den Sturm hinausziehen.“

Stärker schlug ihm der Sand auf die Lider. Er zog sich ins Café zurück. Ali folgte ihm, Seite an Seite hockten sich beide nieder und blickten ernst vor sich hin. Das Brausen des Windes schwoll an, bis es fast den Lärm über-tönte, den die Trommel des Negers machte. Jetzt brachte ihnen der einäugige Eigentümer des Cafés zwei Schalen Kaffee und setzte sie ihnen neben die mit Socken bekleideten Füße. Sie drehten sich Zigaretten, rauchten, schwiegen und nippten von Zeit zu Zeit vom Kaffee. Dann warf Ali einen Blick auf den Neger. Er schloß die Augen halb, nahm eine fast schwächlich-lässige Haltung an, verzog die Lippen zu einem Lächeln und wiegte den Kopf leicht von einer Seite zur anderen. Batouch sah ihm zu. Da öffnete er die Lippen und begann zu singen:

„Des Weibes Liebe gleicht der Dattel, die golden in der Sonne steht,  
Die golden ist —

Des Weibes Liebe gleicht der Gazelle, die trinken kommt —  
Am Wasserquell zu trinken —

Des Weibes Liebe gleicht dem Nargileh und gleicht dem Staub  
des Kief,

Gemengt mit Honig und Tabak.

An deine Lippen setze das Rohr, o liebender Mann!

Und trinke Träume aus dem Haschisch, der des Weibes Liebe ist!

Janat! Janat! Janat!“

Der Wind wurde stärker und Sand flog über den Boden des Cafés und in die Kaffeeschalen.

„Des Weibes Liebe gleicht der Rose in des Caid Garten.

Benetzt mit Silbertränen —

Des Weibes Liebe gleicht dem ersten Frühlingstage,

Wenn die Kinder Cora spielen,

Des Weibes Liebe gleicht dem Derbouka, das am Feuer erwärmt ward

Und nun füß ertönt.

In deine Hände nimm es, o liebender Mann!

Und singe zum Derbouka, das des Weibes Liebe ist.

Janat! Janat! Janat!“

In der Türe, wo die Lampe vom Balken herabhing, stand ein Mann in europäischer Kleidung und lauschte. In feinen Augen leuchtete ein Schein von wildem Gefühl, in dem eine fast furchtbare Freude, aber auch etwas anderes lag, das beunruhigend schien. Als der Gesang verstummte und nur die Stimme des Windes und der Trommel mit der Dunkelheit sprachen, verschwand er in der Nacht. Die Araber sahen ihn nicht.

„Janat! Janat! Janat!“

Die Nacht rückte vor und der Wind wuchs an. Alle Türen der Häuser waren fest verschlossen. Auf den Dächern verkrochen sich die Wachthunde zitternd und winselnd bei den Erdgeländern. Die Kamele schrien in den Fondouks und die Büschelkronen der Palmen schwankten auf und nieder wie Meereswogen. Und die Sahara schien ihre Stimme zu einer Mahnung zu erheben, die mächtiger war, als die vor dem Jüngsten Gerichte.

Stets hatte Domini gewußt, daß die Wüste sie mahnen



würde. Jetzt in der Nacht hörte sie ihre Mahnung ohne Furcht. Das Heulen des Sturmes war ihrem Ohre füße Musik, wie der Klang des Derbouka dem liebenden Manne des Sandes. Harmonisch stimmte es zu dem Feuer, das die Wolke der Leidenschaft in ihrem Herzen erleuchtete. Seine Wildheit ging gleichen Schritt mit einer Wildheit in ihren Adern und Pulfen. Denn heute abends regte sich ihr Zigeunerblut und das knabenhaft Frische ihres Wesens schien mit dem Winde zu schreien. Das Rauschen des Windes glich dem Zimbelschlag der Freiheit; er rief sie zu dem Abenteuer, das durch die Liebe verherrlicht, zu dem Leben in weiter Ferne, das durch die Liebe vollkommen würde, zu den unbetretenen Pfaden der Sonne, von denen sie im Schatten geträumt und die sie nun beschreiten würde mit dem Gefährten ihrer Seele.

Morgen würde ihr Leben beginnen, ihr wirkliches Leben, das Leben, von dem Mann und Weib träumen, wie der Gefangene von der Freiheit. Und sie freute sich, sie dankte Gott, daß ihre früheren Jahre der Freude barm gewesen, daß sie in ihrer Jugend der Vergnügungen der Jugend beraubt gewesen war. Sie dankte Gott, daß sie gereift war, ohne die Liebe kennen zu lernen. In jungen Jahren zu lieben, schien ihr geradezu bedauernswert, eine Katastrophe, eine Erfahrung, zu der die Seele noch nicht bereit sei und die sie daher in ihrem vollen wunderbaren Werte nicht würdigen könne. Sie dachte daran, wie an ein Kind, das aus der Welt ins Paradies genommen wird, ohne den Jammer des Lebens in der Welt zu kennen, und in diesem Augenblicke verehrte sie das Leid. Jede Träne, die sie je vergoffen, wurde ihr lieb, jede Stunde des Überdrußes, jeder verzweifelte Gedanke, jede grausame Enttäuschung. Die Menge ihrer vergangenen Sorgen scharte

sie um sich, segnete sie und sagte ihr auf ewig Lebewohl.

Als sie das Heulen des Windes hörte, lächelte sie. Die Sahara erfüllte die Worte des Wahrfagers. Morgen würde sie und Androvsky zusammen in Sturm und Finsternis hinausziehen. Der Zug der Kamele würde sich in der Einsamkeit der Wüste verlieren. Und die Leute in Beni-Mora würden ihn verschwinden sehen und vielleicht die bedauern, die hinter den Vorhängen des Palankin verborgen waren. Sie würden sie bedauern, wie es Suzanne mit geradezu rührenden Augen offensichtlich tat. Sie mußte laut lachen.

Es war schon spät in der Nacht. Mitternacht hatte schon geschlagen, aber sie ging nicht zu Bett. Sie fürchtete zu schlafen und so das Bewußtsein ihrer Freude an der Herrlichkeit zu verlieren, die in ihr Leben gekommen war. Sie geizte mit den goldenen Stunden dieser schwarzen, heulenden Nacht. Schlafen hieße beraubt werden. Ein herrlicher Geiz empörte sich in ihr gegen den Gedanken an Schlaf.

Schließ Androvsky? fragte sie sich und hätte es gerne gewußt.

Heute nachts bemerkte sie zum ersten Male ganz die ihrem Charakter innewohnende Furchtlosigkeit, die durch ihre vollkommene Liebe nun auch vollkommen wurde. Allein hatte sie stets Mut gehabt. Selbst in ihren sorglosten Stunden war sie nie feige gewesen. Jetzt aber fühlte sie die Vollkommenheit einer Natur, die in undurchdringliche Waffen gehüllt war. Seltsam war es, daß der Mensch die Macht haben sollte, die letzte Feile an Gottes Werk anzulegen, daß sich die Religion erniedrigen sollte, dem Glauben an ein menschliches Wesen Handlangerdienste

zu leisten, aber sie hielt es nicht für feltfam. Alles in ihrem Leben erschien ihr in vollkommenem Einklange, denn ihr Herz war in voller Harmonie mit einem anderen Herzen.

Und sie begrüßte den Sturm. Und sie begrüßte selbst etwas anderes, das ihr nun im Sturme kam: die Erinnerung an des Wahrfagers zermartertes Gesicht, als er hinabblickte und im Sand ihr Gefchick las. Denn was war ein ungetrübtes Gefchick? Sicher ein Leben, das die Höhlen entlang kroch und keinen Antrieb fühlte, der es zu den Höhen emporriefe. Die fehlerlofe Vollkommenheit ihrer Waffen kennend, empfand sie ein wildes Verlangen, sie zu erproben. Sie wünschte einen Angriff auf ihre Liebe, da sie wußte, daß sie jedem widerstehen könne, und sie fehnte sich nach der mächtigen Freude, ihm Widerstand zu leisten. Es gibt eine Gefundheit des Körpers, die fo stark und lebenskräftig ist, daß sie Kämpfe verlangt. Die Seele fühlt manchmal eine gleiche Gefundheit und ist von gleichen Wünschen erfüllt.

„Mein Gott! Stelle meine Liebe auf die Probe“, war Dominis letztes Gebet in dieser Nacht, als der Sturm am wildesten tobte. „Stelle meine Liebe auf die härteste Probe, damit er sie erkenne, weil er sie sonst nie erkennen kann.“

Und endlich schlief sie ein, friedlich im Aufruhr der Nacht, mit dem Gefühle, daß Gott ihr Gebet erhört habe.

Mühsam wie ein müder Pilger rang sich die Dämmerung bleich und schwach durch das stürmische Dunkel und schien ohne Mut, doch kühn zum Tag anzuwachsen. Wie sich ein schwaches Wesen mit unbefiegbarem Willen abmüht, so erhellte sie langsam Beni-Mora mit einem schwachen Lichte, das in einer wirbelnden Sandwolke flackerte und die Trostlosigkeit einer fast formlosen Leere

erkennen ließ. Das Dorf, die ganze Oase war von einem dichten Nebel erfüllt, der jedoch nicht schwer und phlegmatisch über Leben und Natur brütete, sondern umherzog wie ein wahn sinniges Ungetüm, das mit einem Schlage zerstören will und in die Wolke gehüllt kam, um so für das Verbrechen freier zu sein. Er war ein Sendbote der Wüste, mit unwiderstehlicher Gewalt aus den fernsten Schlupfwinkeln der Düne vorwärtsgetrieben, und die Wüste selbst schien ihm nachzueilen, als lauerte sie darauf, die Wirkung seiner Taten zu sehen.

Wie die See bei großem Sturme gegen das Land wütet, wild, weil es ein Land gibt, so wütete jetzt die Wüste gegen die Oase, die es wagte, an ihrem Busen zu bestehen. Jede Palme war das Opfer ihres Zornes, jeder fließende Wasserlauf, jede Wohnstätte der Menschen. Die Mimosentunnels entlang zog sie heulend, wie eine schäumende Flut durch eine Höhle, den Bergen zu. Sie kehrte zurück, fegte durch die engen Straßen, wirbelte an den Ecken und schlug an die Türen aus Palmenholz, hinter denen mit zitternden roten Händen die Tänzerinnen, kalt unter ihren Farben und schweren Juwelen, kauerten; und eine hielt die andere. Um die Minaretts der Moscheen heulte sie, auf denen die erschreckten Tauben Schutz suchten, rüttelte an den Einfriedungen, hinter denen die Gazellen in ihrem Lustgarten abgeschlossen waren, und zerrte an der großen Statue des Kardinals, der ihr entschlossen die Stirne bot und das Doppelkreuz emporhielt, als wollte er sie damit hemmen. Sie schlug heftig um den schlanken, weißen Turm, auf dessen Spitze Domini zum ersten Male mit Androvsky gesprochen hatte, tobte durch die Alleen im Garten des Grafen Anteoni, durch die Arkaden seiner Villa, durch die Fensteröffnungen des „Fumoir“, von dessen Wänden

sie wütend die violetten Blätter der Bougainvillea herab-  
riß und sie wie besiegte Feinde vernichtend auf die auf-  
gepeitschten Wege niederschlug, die sich aus ihrem eigenen  
Körper gebildet hatten.

An alle Punkte der Oase kam sie mit Mordluft, ihre  
tiefste Feindschaft jedoch war gegen die katholische Kirche  
gerichtet.

Dort waren trotz des Unwetters eine große Anzahl  
Menschen zusammengedrängt, die nicht so sehr von der  
Zeremonie angezogen wurden, die darin stattfinden sollte,  
als von der Neugierde, den Aufbruch einer ungewöhnlichen  
Karawane zu sehen. In jedem Wüstenorte verbreiten sich  
Neuigkeiten mit einer Schnelligkeit, die an Stätten der  
Zivilisation nur selten zu finden ist. Sie läuft von Mund  
zu Mund wie Feuer im Stroh. Und in all seiner Herrlichkeit  
war Batouch nicht träge, von den Wundern zu erzählen,  
die unter seiner Oberaufsicht vorbereitet wurden, um die  
Wüstenreise seiner Herrin und Androvskys restlos angenehm  
zu machen. Der Hauptteil des Lagers war vorausgezogen  
und mußte schon Arba erreicht haben, den ersten Halte-  
platz außerhalb Beni-Moras; Zelte, die Pferde für die  
Roumis, die Maultiere zum Tragen des notwendigen  
Gepäckes, die Kochgeräte und Wachthunde. Die Roumis  
selbst würden auf Kamelen unmittelbar von der Kirche  
weggehen, sobald die Trauung vorüber war. Domini, die  
aus angeborener Abneigung alles haßte, was einen Anstrich  
von Schauffellung an sich trug, hatte einen kleinen Zug  
gewünscht und wäre am liebsten mit nur einem Zelte, mit  
Batouch und mit einem Diener, der zu kochen hatte, in  
die Wüste gezogen. Aber die Reise sollte lang und un-  
begrenzt sein und ein zielloses Wandern nach Süden durch  
das Land der Freiheit, ohne bestimmte Absicht oder fest-

gesetzte Zeit der Rückkehr. Sie wußte nicht, was für eine solche Reise notwendig war, und der unablässigen Verhandlungen müde und zu sehr freudeerfüllt, um sich mit Kleinigkeiten zu belasten, ließ sie schließlich Batouch freischalten.

„Ich überlasse es dir, Batouch“, sagte sie. „Aber vergiß nicht, so wenig Menschen und Tiere wie möglich. Und da du sagst, daß wir für bestimmte Strecken der Reise Kamele brauchen, so wollen wir das erste Stück auf Kamelen reiten.“

Bewußt half sie die Prophezeiungen des Wahrsagers erfüllen und dann ließ sie Batouch freie Hand.

Vor der Kirche drängten sich die Wüstenföhne im Winde gegen die Mauer, dichtgehüllt in Kappen und Haiks, als graue und braune Bündel mit starrenden Augen. Hadschi war dort und Smaïn, der im Burnus Rosen aus dem Garten des Grafen Anteoni barg. Larbi war mit seiner Flöte gekommen und der Parfümverkäufer aus seinem schwarzen Basar. Denn Domini hatte an ihrem letzten Tage in Beni-Mora von ihm Parfüm gekauft. Die meisten Gärtner des Grafen Anteoni hatten sich versammelt. Sie betrachteten die Roumi-Dame, die so prächtig ritt, die aber auch träumen konnte, wie sie träumten, als ihre Freundin. Hatte sie nicht die Alleen so oft besucht, in denen sie arbeiteten und faulenzten, bis sie begonnen hatten, sie zu erwarten und zu vermissen, wenn sie nicht kam? Und mit denen, die Domini kannten, waren deren Freunde versammelt und die Freunde der Freunde, Leute aus Beni-Mora, Leute aus der nahen Oase und auch viele Wüstenwanderer, die täglich aus dem Lande her den Mittelpunkt des Kaufes und Verkaufes aufsuchten, ihre Ware gegen Ware des Südens tauschen oder ihre Dattelladungen um Geld verkaufen

und, wenn sie die Zerstreuung der Cafés und Tanzhäuser genossen haben, wieder wegziehen in die pfadlosen Wüstenen, die ihre Heimat sind.

Nur wenige Menschen der französischen Bevölkerung hatten sich hinausgewagt und als die Hochzeitsstunde heranrückte, war die Kirche fast vereinsamt.

Der Priester kam aus seinem Häuschen heraus, vorgebeugt gegen den Wind; die Augen hatte er durch blaue Gläser teilweise gegen den treibenden Sand geschützt. Sein gewöhnlich würdevoll aussehendes Gesicht war heute traurig und düster wie das eines Mannes, der eine Tätigkeit ausführt, gegen die sich seine Neigung, ja vielleicht sein Gewissen sträubt. Er warf einen Blick auf die wartenden Araber und eilte in die Kirche; dabei nahm er die Gläser ab und rieb sich mit einem Seidentaschentuche die Augen, die vom Sande gerötet waren. Als er die Sakristei erreicht hatte, schloß er sich einen Augenblick lang darin ein. Er setzte sich auf einen Stuhl, stützte die Arme auf den Holztisch, der in der Mitte des Zimmers stand, und starrte vorgeneigt auf die Wand gegenüber; so lauschte er dem Heulen des Windes.

Pater Roubier hatte eine fast leidenschaftliche Zuneigung zu seinem Kirchlein von Beni-Mora. So lange und inbrünstig hatte er darin gebetet und gelehrt, so oft die Dämmerstunden einsam dort verbracht, in religiöse Träumereien versunken oder sein Gewissen nach den Schatten sündiger Gedanken durchforschend, daß die Kirche ihm ein Freund wurde, ja mehr als ein Freund. Manchmal dachte er an sie wie an seinen Beichtvater, manchmal wie an sein Kind. Ihre Steine waren ihm Fleisch und Blut, die Altäre wie Lippen, die Trost flüsterten als Antwort auf seine Gebete. Die Gestalten ihrer Heiligen wurden

ihm himmlische Gefährten. In ihrer Häßlichkeit sah er nur Schönheit, in ihrem Flitterstaate nur Liebreiz, der ein Fußes Opfer für Gott ist. Die Liebe, die er — wäre er nicht Priester gewesen — einem Weibe geweiht hätte, breitete er über seine Kirche aus und damit jene andere Liebe, die ihn zum asketischen und dabei leidenschaftlichen Leben des feurigen, hingebungsvollen Mönches fähig gemacht hätte, wäre dies im Ratfchlusse des himmlischen Vaters gestanden. Um dieses geheiligte Haus gegen Schmach zu verteidigen, würde er ohne Zaudern seinen letzten Tropfen Blut hingegeben haben. Und nun sollte er darin eine Handlung vornehmen, gegen die sich seine ganze Natur aufbäumte; unlösbar sollte er die Leben dieser beiden Fremden verbinden, die da nach Beni-Mora gekommen waren, Domini Enfieldens und Boris Androvskys. Er sollte Chorhemd und weiße Stola anlegen und das feierliche, unwiderrufliche „Ego jungo“ sprechen, den Ring mit Weihwasser besprengen und segnen.

Als er so allein dafaf und dem Sturme laufchte, der draußen heulte, da ging er im Geiste die kommende heilige Handlung durch. Er dachte an die liebliche Schönheit der Segensprüche, und sie mit den Lippen auszusprechen, während seine ganze Natur sich gegen seine eigenen Worte empörte, schien ihm eine schändliche Tat, ein Schimpf, den er der kleinen geliebten Kirche zufügte.

Doch wie hätte er es vermeiden können, die Handlung vorzunehmen? Er wußte, daß er sie ausführen würde. In wenigen Minuten würde er vor dem Altar stehen, diesem Mann und Weib ins Antlitz blicken, deren Liebe zu segnen er berufen war. Er würde sie segnen und sie würden von ihm weg in die Wüste hinausziehen als Eheleute. Und er in der Stadt würde sie dann aus den Augen verlieren.



Sein Blick fiel auf das silberne Kruzifix, das vor ihm an der Wand hing. Er war kein Mann mit reger Einbildung, kein Mann, der sich der Phantasie hingab und Träume lebte, die ihm wirklicher als das Leben waren, oder der Visionen sah. Heute aber war er entsetzt und der ungewöhnliche Aufruhr in seinem Innern griff wohl sein Nervensystem an. Nachher hatte er das sichere Gefühl, daß es so gewesen sein mußte, denn sonst hätte er sich die phantastische Erscheinung nicht erklären können, die sich ihm in diesem Augenblicke zeigte.

Als er das Kruzifix anfah, schlug der Wind besonders heftig gegen die Kirche, und ihm schien, daß Christus auf dem Kreuze schauderte.

Er sah ihn schauern. Er erschrak, beugte sich über den Tisch und starrte das Kruzifix mit Blicken voll Staunen und Furcht an. Dann erhob er sich, durchschritt das Zimmer und berührte das Kreuz mit den Fingern. In diesem Augenblicke klopfte der Meßgehilfe, der ihm beim Ankleiden zu helfen hatte, an die Türe der Sakristei. Das laute Geräusch rief ihn wieder zu sich selbst zurück. Er erkannte, daß er zum ersten Male in seinem Leben einer optischen Täuschung unterlegen war. Er erkannte es und konnte doch das Gefühl nicht bannen, daß Gott selbst der Handlung abgeneigt war, die er in der Kirche, welche dem Islam die Stirne bot, auszuführen sich anschickte; daß Gott selbst schauderte, wie er, der Schöpfer, es sicherlich über manche Handlungen seiner Geschöpfe mußte. Und dieses Gefühl steigerte des Priesters Seelenpein noch mächtig. Wenn er diese Zeremonie nun vornahm, mußte er das schreckliche Empfinden haben, sich dadurch in direkten Gegensatz zu Gott zu stellen. Seine instinktive Abneigung gegen Androvsky war nie so stark gewesen wie eben heute. Ver-

gebens hatte er sich bemüht, sie zu besiegen und sich diesem Manne zu nähern, der alles erregte, was im Wesen des Priesters widerstreben konnte. Seine Anstrengungen waren nutzlos geblieben. Er hatte gebetet, daß ihm die Zuneigung zu diesem Manne gegeben würde, die der wahre Christ jedem, auch dem Geringsten gegenüber, fühlen soll. Aber er fühlte, daß seine Gebete nicht erhört worden waren. Mit jedem Tage wuchs seine Abneigung gegen Androvsky. Und dabei konnte er sie auf gar keine bestimmte Tatfache in Androvskys Charakter gründen. Er kannte diesen Charakter nicht. Dieser Mann war ihm noch ebenso sehr ein Rätsel, wie am ersten Tage, da er ihm begegnete. Und diesem lebenden Rätsel, vor dem seine Seele zurückbebt, sollte er mit all den schönen, wehevollen Segnungen seiner Kirche ein Weib übergeben, dessen Charakter er schätzte, dessen angeborene Reinheit, Stärke und Adel er schnell erkannt und nicht minder schnell lieben gelernt hatte.

Es war ein bitterer, ja schrecklicher Augenblick für ihn.

Der kleine Gehilfe, ein französischer Knabe, der Sohn des Postmeisters von Beni-Mora, erschrak, als er die Sakristeithüre öffnete und Pater Roubiers Gesicht sah. Nie zuvor hatte er in diesen sonst so milden Augen einen solchen Ausdruck von Schmerz und Unmut gesehen, und ganz entsetzt fuhr er auf der Schwelle zurück. Seine Bewegung erweckte in dem Priester das Bewußtsein dessen wieder, was für den Augenblick notwendig war, und mit harter Mühe überwand er seinen Schmerz soweit, daß er jedes äußere Anzeichen davon verbarg. Er lächelte dem Knaben freundlich zu und sagte:

„Ist es Zeit?“

Der Knabe war wieder beruhigt.

„Ja, Vater.“

Er betrat die Sakristei und ging auf den Schrank zu, in dem die Gewänder aufbewahrt waren. Als er an dem silbernen Kruzifix vorüberkam, warf er einen Blick darauf. Er öffnete den Schrank, hielt dann ein wenig inne und sah wieder das Kreuz an. Der Pater beobachtete ihn.

„Was gibt es denn, Paul?“ fragte er.

„Nichts, Vater“, erwiderte der Knabe mit fast eigenfinnigem Widerstreben.

Und er begann, die Kleider des Priesters aus dem Schranke zu nehmen.

Wieder rüttelte ein Windstoß wütend an der Kirche. Das Kreuz fiel zu Boden.

Der Priester sprang hinzu, hob es auf und hielt es in der Hand. Er sah die Wand an und bemerkte sogleich, daß der Nagel, der das Kruzifix gehalten hatte, aus dem Loche gefallen war. Ein Stück Gips hatte sich, vielleicht schon vor mehreren Tagen, abgebröckelt und das Loch war nun zu groß geworden, um den Nagel festzuhalten. Die Erklärung der Sache lag zutage, einfach und verständlich. Und doch war dem Priester zumute, als hätte eben eine Katastrophe stattgefunden. Als er das Kreuz betrachtete, hörte er ein leises Geräusch neben sich. Der Gehilfe weinte.

„Warum weinst du denn, Paul?“ fragte er.

„Warum hat es das getan?“ rief der Knabe aufgeregt.  
„Warum hat es das getan?“

„Vielleicht war es der Wind. Alles zittert. Komm, komm, mein Kind, da muß man sich doch nicht fürchten.“

Er legte das Kreuz auf den Tisch. Paul trocknete die Augen mit den Fäusten. „Ich kann den heutigen Tag nicht leiden“, sagte er.

Der Priester klopfte ihm auf die Schulter.

„Das Wetter hat dich beunruhigt“, sagte er lächelnd.

Aber das nervöse Gehaben des Knaben verstärkte gar felftam feine eigene Furcht. Als er ſich angekleidet hatte, erwartete er die Ankunft von Braut und Bräutigam. Es ſollte keine Meſſe ſtattfinden und keine Muſik ſpielen — den Hochzeitsmarſch ausgenommen, den der Harmoniumſpieler, der Dattelpacker von Beruf war und aus Marſeille ſtammte, unbedingt zu Ehren von Miß Enſilden ſpielen wollte, da ſie ein ſo lebhaftes Intereſſe für die Muſik in der Kirche gezeigt hatte. Androvsky war, wie ſich der Prieſter überzeugt hatte, in der katholiſchen Religion erzogen worden, hatte jedoch, als er danach gefragt wurde, ruhig erklärt, er hinge nicht mehr dem Ritus an und ginge nie zur Beichte. Unter dieſen Umſtänden war es unmöglich, eine Hochzeitsmeſſe zu halten. Der Gottesdienſt mußte kurz und einfach ſein und der Prieſter war froh, daß es ſo war. Jetzt trat der Harmoniumſpieler ein.

„Ich könnte heute noch ſo laut ſpielen, Pater,“ ſagte er „und doch wird es niemand hören.“

Er lachte, ſteckte ſeine Nadel — Jeanne d’Arcs Kopf in Metall — feſter in die azurblaue Krawatte und fügte hinzu:

„Nom d’un chien, der Wind iſt ein gräßlicher Hochzeitsgaſt.“

Der Prieſter nickte, ohne zu ſprechen.

„Würden Sie’s glauben, Vater,“ fuhr er fort, „daß Mademoiſelle und ihr Mann von der Kirchentüre weg bei dieſem Sturme nach Arba gehen wollen! Batouch ſetzt den Palankin auf das Kamel. Wie die je —“

„Still!“ ſagte der Prieſter und hielt warnend den Finger empor.

Das müßige Geſchwätz in der Kirche mißfiel ihm, aber er hatte auch noch einen anderen Grund, das Geſpräch

abzubrechen. Es erneuerte seine Furcht, von der beabsichtigten Reife reden zu hören, und wie eine schattenhafte Vision sah er Domini Enfindens Gestalt in der stürmischen Öde der Wüste verschwinden, nur von dem lebenden Rätsel beschützt, das er haßte. Ja, in diesem Augenblick leugnete er es nicht länger vor sich selbst. Es gab etwas in Androvsky, das er tatsächlich mit seiner ganzen Seele haßte, das er selbst in seiner Kirche haßte, dicht an den Stufen des Altars, auf dem das Tabernakel mit der heiligen Hostie stand. Als ihm dies klar wurde, war er einen Augenblick über sich selbst entsetzt und erschrak in Gedanken vor seinem eigenen Gefühle. Dann aber schien sich etwas in seinem Innern zu erheben und zu sagen: „Vielleicht haffst du diesen Mann eben deshalb, weil du der Hostie so nahe bist. Vielleicht hast du ein Recht, ihn zu hassen, wenn er sich dem Körper Christi nähert.“

Als er aber wenige Minuten später innerhalb der Altarschranken stand und Dominis Antlitz betrachtete, da ward er sich trotzdem eines anderen Gedankens bewußt, der wie ein goldener Strahl durch seine von Zweifel schwarze Seele fuhr: „Darf ich hassen, was diese gute Frau, diese Frau, deren Beichte ich empfangen habe, deren Herz ich kenne — darf ich hassen, was sie liebt, darf ich fürchten, wo sie vertraut, darf ich heimlich verdammen, wo sie offenkundig zum Throne des Himmels emporhebt?“ Und trotz seiner selbst fühlte er sich einen Augenblick fast sicher, ja beinahe glücklich in dem Gedanken an das, was er nun tun sollte.

Dominis Antlitz ließ stets Stärke erkennen und ihre Geistes- und Gefühlskräfte drückten sich auch in ihrer großen athletischen Gestalt aus, die voll leichter Grazie, aber auch voll wohlentwickelter Festigkeit war. Heute

war sie einer Amazone nicht unähnlich, die eine prachtvolle Nonne geworden wäre, hätte sie sich dem religiösen Leben geweiht. Als sie da neben Androvsky stand, für die wilde Reife, die vor ihr lag, einfach gekleidet, da war der leichte Einschlag von spartanischer Jugend, der in ihrem Wesen lag und ihr eine ausgesprochene Originalität verlieh, von einer mächtigen, ja fast leidenschaftlichen Weiblichkeit durchzogen und verwandelt; von einer Weiblichkeit, welche die Glut, die feurige Kraft eines göttlichen Wesens hat, das sich und alle seine Taten plötzlich völlig erkennt, die es sich nicht nur vorstellen, sondern auch ausführen konnte. Sie war fleischgewordener Triumph, der aber nicht leer prahlt, sondern seine Flügel ausbreitet, wohl wissend, daß der Mensch den Engeln verwandt ist und nicht erst den Tod erwarten muß oder soll, um kühn ihre Kameradschaft zu suchen. Sie war triumphierende Liebe, das Weib, das völlig furchtlos ist, weil es instinktiv fühlt, daß es seine göttliche Sendung erfüllt.

Als der Priester einen Blick auf sie warf, hatte er einen seltsamen Gedanken, wie wohl das Antlitz Christi ausgesehen haben mochte, als er sagte: „Lazarus, komm her!“

Androvsky stand neben ihr, der Priester aber sah ihn nicht an.

Der Wind heulte um die Kirche, die schmalen Fenster klirrten und die gegen sie getriebenen Sandwolken prasselten, wie wenn Finger wütend auf das Glas klopften. Die lederfarbenen Vorhänge zitterten und die staubigen rosa Bänder, die sich um die Leuchterfchnüre schlangen, schwankten unausgesetzt hin und her, als bemühten sie sich, zu entfliehen und sich den zahllosen zerrissenen und entstellten Sachen anzuschließen, die von den Sturmstößen durch die Luft gefegt wurden. Hinter den Fenstern konnte

man auf Augenblicke undeutlich in den Sandwellen die Umrisse der Palmenblätter sehen, wie sie sich bogen, neigten, aufstiegen, sich von einer Seite zur anderen warfen, als wären sie Hände eines Wahnsinnigen.

Suzanne, die Trauzeugin war, zitterte und ihre Lippen bewegten sich nervös. Sie mißbilligte durchaus die Heirat ihrer Herrin und noch mehr die Flitterwochen in der Wüste. Um sich selbst war sie nicht befürgt, denn in Kürze sollte sie Monsieur Hellmuth heiraten, die gewichtige Persönlichkeit, die in Livree mit dem Hotelomnibus zum Bahnhofe fuhr; einstweilen wollte sie unter dem Schutze von Madame Armande, der Hoteleigentümerin, in Beni-Mora bleiben. Aber es entsetzte sie, daß eine ihrer Gebieterinnen, und noch dazu ein Mitglied der englischen Gesellschaft, in einem Kostüm, das für den Kamelritt paßte, heiratete und, Gott weiß wohin, aufbrach, in einen Palankin eingeschlossen wie das erstbeste schwarze Weib, das mit Korallenstücken und Handfesseln ähnlichen Armspangen bedeckt war.

Die anderen Zeugen waren der Bürgermeister von Beni-Mora, ein Arzt in mittleren Jahren, der den bei französischen Feierlichkeiten üblichen Anzug trug und ausah, als hätte ihn der Wind schläfrig gemacht, und der Sohn von Madame Armande, ein lebhafter junger Mann mit einem Kugelkopfe und feurigen, schwarzen Augen. Der letztere nahm mit regem Interesse an der feierlichen Handlung teil, der Bürgermeister dagegen blinzelte ergreifend und putzte gelegentlich seine lange Hakennase, als wollte er sie damit inständig bitten, seine ganze Persönlichkeit vor einem schweren Schläfe zu bewahren.

Der Priester sprach mit konventioneller Stimme, die trotz seiner inneren Erregung seltsam ausdruckslos blieb,

fragte Androvsky und Domini, ob sie einander Ehemann und -frau sein wollten und nahm ihre Antwort entgegen. Androvskys Stimme klang ihm dabei hart und kalt wie Eis und plötzlich dachte er an einen Sturm, der in einem Lande des Nordens über eine schneebedeckte Öde hin wütet, wo die spärlichen Bäume keine Blätter tragen. Dominis Stimme hingegen war klar und warm wie die Sonne, die wieder über die Wüste scheinen würde, sobald sich der Sturm gelegt hatte. Der Bürgermeister, der sich bemühte, noch ein wenig wach zu bleiben, übergab Domini dem Priester, während Suzanne in ein mit einer hellroten Krause eingefasstes Taschentuch — ein Geschenk von Monsieur Hellmuth — Tränen vergoß. Als dann unter einem besonders wilden Heulen des Sturmes der Treueschwur geleistet wurde, da bezwang der Priester sein schreckliches inneres Widerstreben, das ihn befahl, obwohl er sich bemühte, teilnahmslos und formell zu sein; nur Priester wollte er bei einer Zeremonie sein, die auszuführen zu seinem Berufe gehört, an der er aber kein persönliches Interesse hat, und er sprach die schicksalschweren Worte:

„Ego coniungo vos in matrimonium in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen.“

Er sagte dies, ohne den Mann und die Frau, die vor ihm standen — der Mann rechts und die Frau links — anzublicken; als er aber die Hand hob, um sie beide mit Weihwasser zu besprengen, konnte er sich nicht enthalten, einen Blick auf sie zu werfen. Er sah Domini strahlend leuchten, Androvsky dagegen wie ein Bild aus Stein. Mit einer Bewegung, die dem Priester mit ihrer gezwungenen Überlegung ungelenk schien, legte Androvsky Gold und Silber und den Ehering auf das Buch.



Als der Priester den Ring gesegnet hatte, sprach er leise im Aufruhr des Windes:

„Adiutorium nostrum in nomine Dei.“

Nach der Erwiderung: „Domine, exaudi orationem meam“ das „Et clamor“, dann „Dominus vobiscum“ und „Et cum spiritu tuo“, das „Oremus“ und die folgenden Gebete, hierauf besprenkte er den Ring in Kreuzesform mit Weihwasser und gab ihn Androvsky, der ihn mit Gold und Silber Domini reichen sollte. Androvsky nahm den Ring, wiederholte die Formel „Mit diesem Ringe usw.“ und steckte ihn — wie dem Priester schien, immer noch mit jener ungeschickten Überlegung — an den unbedeckten Daumen der Braut, mit den Worten „Im Namen des Vaters“, dann an den zweiten Finger „Des Sohnes“, an den dritten Finger „Des heiligen Geistes“ und dann an den vierten. In diesem Augenblicke, als er das „Amen“ sagen sollte, entstand eine lange Pause. Dabei — er wußte nicht, weshalb — mußte der Priester an den Ausdruck des heiligen Isidorus von Sevilla denken, daß der Ehering am vierten Finger der Hand der Braut bleibe, weil dieser Finger eine Ader enthalte, die direkt mit dem Herzen verbunden sei.

„Amen.“

Androvsky hatte gesprochen. Der Priester begann wieder und setzte mit dem „Confirma hoc, Deus“ fort. Und von diesem Augenblick bis zu „Per Christum, Dominum nostrum“, das die Handlung beschloß, da ja keine Messe gelesen wurde, fühlte er sich mehr Herr seiner selbst und seiner Gefühle, als bisher an diesem ganzen Tage. Das Gefühl der Endgültigkeit, der Unwiderruflichkeit überkam ihn. Er sagte sich: „Diese Angelegenheit ist aus meinen Händen in die Gottes übergegangen.“ Und inmitten

des heftigen Sturmes breitete sich eine Ruhe über seine Seele. „Gott weiß es am besten!“ sagte er sich. „Gott weiß es am besten.“

Diese Worte und die damit verbundene Seelenruhe waren ihm heute wie jederzeit zuvor die mächtig schützenden Arme gewesen, die ihn über die brandenden Wogen des Lebensmeeres emporhoben. Der Hochzeitsmarsch ertönte, als der Priester dem Manne und seiner Frau, die er vereint hatte, Lebewohl sagte. Er konnte es ruhig tun. Ja, er drückte Androvsky die Hand.

„Seien Sie gut zu ihr“, sagte er. „Sie ist — sie ist eine gute Frau.“

Zu seiner Überraschung preßte ihm Androvsky die Hand plötzlich fast mit Leidenschaft und der Priester sah, daß in seinen Augen Tränen standen.

In dieser Nacht betete der Priester lange und ernst für alle Wanderer in der Wüste.

Als Domini und Androvsky aus der Kirche traten, konnten sie kaum das Kamel sehen, das mit gefenkttem Schädel vor der Türe lag und wild knurrte. Auf seinem Rücken ruhte ein Palankin aus dunkelrotem Stoffe, mit einem Stoffdache, das über starke, gebogene Stäbe gespannt war und mit Vorhängen, die nach Belieben zu- und aufgezogen werden konnten. Die Wüstenmänner scharten sich herum, wie geschäftigte Gespenster im Winde, im Treiben des Sandnebels nur halb sichtbar. Auf Androvskys Arm gestützt, bemühte sich Domini, das Kamel zu erreichen. Da drückte ihr Smaïn, der für einen Augenblick seinen Burnus entfaltete, einen Strauß Rosen in die Hand. Sie dankte ihm mit einem Lächeln, das er kaum sah, und einem Worte, das der Wind entführte. Sie sah die kleine Flöte an Larbis Lippen und die dicken Finger, die über

die Löcher glitten. Sie erkannte, daß er für sie ein Liebeslied spielte, aber hören konnte sie es nur in ihrem Herzen. Der Parfümverkäufer besprengte sie würdevoll mit Essenz und einen Augenblick lang war ihr, als stände sie wieder in feinem Bazar und glaubte, durch das Heulen des Sturmes Stimmen von Menschen zu hören, die Gebete zu Allah murmelten wie in der Moschee von Sidi-Zerzour.

Einen Augenblick später saß sie im Palankin, mit Androvsky dicht an ihrer Seite.

In diesem Momente ergriff Batouch die Vorhänge des Palankin, um sie zusammenzuziehen; aber sie steckte die Hand hinaus und hielt ihn davon ab. Zum letzten Male wollte sie noch die Kirche sehen und die mißhandelten Gärten, die ihr so lieb geworden waren.

Er staunte, folgte aber ihrer Gebärde und rief dem Kameltreiber zu, er möge das Tier aufstehen lassen. Der Kameltreiber nahm seinen Stock, bearbeitete damit das Tier und schrie: „A—ah! A—ah!“ Das Kamel wandte den Schädel nach ihm um, fletschte die Zähne und knurrte wie in müdem Unmute.

„A—ah! A—ah!“ schrie der Treiber. „A—ah! A—ah!“

Das Kamel fing an, sich zu erheben.

Da trat einer aus der zusammengedrückten Menge der Wüstenmänner an den Palankin vor, warf den Burnus zurück und begann mit den nackten Armen zu gestikulieren, als wollte er einen Gewaltakt begehen. Es war der Sandwahrer. Phantastisch und unwirklich ließen ihn die wirbelnden Sandkörner erscheinen und Domini sah ein mageres Gesicht mit den Blatternarben; seine von Intelligenz leuchtenden, dämonischen Augen waren auf sie gerichtet; und sie sah die lange Wunde, die sich von der Wange zur Stirne zog. Verschwunden war jetzt aus

seinem Gehaben das Kampfluftige und fast tyrannisch Befehlende. Er sah wie ein wütender Richter aus, wie ein wilder Geist, erfüllt von seiner schrecklichen Sendung, zu warnen oder zu züchtigen.' Als das Kamel aufstand, rief er laut ein paar arabische Worte. Domini hörte seine Stimme, konnte aber die Worte nicht verstehen.

Er ergriff den Stoff des Palankin und schrie ihr wieder etwas zu, dann zog er seine Hände weg und schüttelte sie über seinem Kopfe mit einer Gebärde zur Wüste; und unausgesetzt starrte er dabei mit seinen fanatischen Augen Domini an.

Der Wind heulte, die Sandkörner wirbelten in Spiralen um seinen Körper, das Kamel begann langsam von der Kirche weg in den Ort zu gehen.

„A—ah! A—ah!“ schrie der Kameltreiber. „A—ah! A—ah!“

Im Sturme klang seine Stimme wie ein Wehklagen der Verzweiflung.

## SIEBZEHNTE KAPITEL

Als die Stimme des Wahrsagers im Winde verhallt war und sich das Bild seines verwundeten Gesichtes und der durchdringenden Augen im wirbelnden Sande verlor, ergriff Androvsky die schweren Vorhänge des Palankin und zog sie zu. Die Welt war ausgeschlossen. Sie waren allein, zum ersten Male als Mann und Weib. Auf dem Rücken des Tieres gaben sie seiner Bewegung nach; sehen konnten sie nichts, nur sein langsamer, gleichförmiger Gang wiegte sie sanft hin und her, weg von den letzten

Spuren der Zivilisation, hinaus in das Leben des Sandes. Mit jedem leisen Schritte, den das Kamel machte, entfernten sie sich ein wenig weiter von Beni-Mora und kamen der Freiheit ein wenig näher, von der Domini bisweilen geträumt hatte, von ihren lächelnden Blicken und schwebenden Feuerkugeln.

Jetzt schloß sie die Augen. Sie wollte ihren Gatten nicht sehen, noch seine Hand berühren. Sie wollte nicht sprechen. Nur fühlen wollte sie in den innersten Tiefen ihrer Seele diese stetige, andauernde Bewegung, die sie dem Ziele ihrer Erdenwünsche zuführte; nur die wundervolle Wahrheit wollte sie sich völlig klar machen, daß nach Jahren der Lieblosigkeit und einer Träumerei, die mehr betäubte, als es deutliche Eindrücke des Elends tun, sich nun eine Glückseligkeit in ihr Herz ergoß, mächtiger als sie sie in den Augenblicken ihres größten Verlangens sich hätte vorstellen können; daß sie jetzt an einen Ort gebracht wurde, wo sie mit dem einen Menschen sein würde, dessen bloße Gegenwart schon die Erinnerung an die falsche Welt auslöschte und ihr die Wahrheit gab. Und während sie in den letzten Jahren bisweilen gefürchtet hatte, zu sehr die Leere und Öde ihres Lebens zu fühlen, fürchtete sie nun, zu wenig von seinem Reichtum und Glanz zu fühlen, fürchtete sie, sie würde eines Tages auf diesen herrlichsten Tag ihres Erdenschicksals zurückblicken und erkennen, daß sie seine Bedeutung erst erfaßt habe, als er vorüber war, daß sie getan habe, was das schrecklichste aller Dinge ist — erst dann gewahr wurde, daß sie bis zu den Grenzen ihrer Glückfähigkeit glücklich gewesen sei, als ihr Glück bereits der Vergangenheit angehörte.

Konnte dies aber je eintreten? War die Zeit, eine solche

Zeit wie diese, nicht Ewigkeit? Konnten solche irdische Dinge, wie diese unermessliche Freude, je gewesen sein und nicht mehr währen? Dies schien ihr unmöglich. Ihr war wie jemandem, der die Hand der Ewigkeit hielt und mit diesem großen Führer in die Endlosigkeit höchster Vollendung hinauszog. Des Schöpfers Plan schien ihr jetzt zu einem makellosen Kreise gerundet. Alles reihte sich im Ebenmaße aneinander, Sterne und Menschen, die schweigenden Gewächse, Meere, Berge und Flächen, sie schlossen sich zu dieser Reihe, wie ein ungeheurer Chor, welcher der Weisung des Lobgesanges folgt: „Benedicite, omnia opera!“

„Preiset den Herrn!“ Das Heulen des Windes um den Palankin erklang Domini als die führende Stimme dieses Chores.

„Preiset den Herrn!“ So folgte der Chor, aber nicht wie der Sklave, nein, wie es der freie Wille tut, wie ihr Herz folgte, das seine Stimme mit diesem Wüstenwinde einte, da es mit all seinen Kräften, Leidenschaften und Wünschen diese herrliche Wahl traf. Der wahre Gehorsam ist nur die Liebe, die das letzte Verlangen des Herrn erfüllt und dieser mächtige Sang war die Erfüllung des letzten Verlangens, das alle Geschöpfe hegten. Domini wußte, daß sie die Freude dieses für ihr Leben so bedeutungsvollen Augenblickes nicht erkannte, wo sie sich jetzt nicht länger Weib fühlte, sondern nur als lebender Lobgesang sich zu Gott emporschwang.

Eine warme, starke Hand ergriff die ihre. Sie öffnete die Augen. In der trüben Dämmerung des Palankin sah sie Androvskys schlanke, dunkle Gestalt in der hockenden Haltung, die durch den eigentümlichen Sitz bedingt wurde, leicht nach der Bewegung des Kameles schwingen.

Die Beleuchtung war so schwach, daß sie seine Augen nicht sehen, noch seine Züge deutlich erkennen konnte, aber sie fühlte, daß er ihre schattenhafte Figur anblicke und daß seine Seele leidenschaftlich arbeite. Hatte auch er in seinem Glücke schweigend Gott gepriesen und wünschte nun, daß der Körper das Entzücken der Seele teile?

Ohne Widerstand ließ sie ihm ihre Hand. Das Gefühl ihrer Weiblichkeit, das sie in der Ekstase der Verehrung einen Augenblick lang verloren hatte, war mit einer neuen, gewaltigen Bedeutung wiedergekehrt, die ihre ganze Natur umzuwandeln schien. Androvsky drückte ihr fest die Hand, dann ließ er sie los, drückte sie wieder und wiederholte dies mit einer Regelmäßigkeit, die wie von einer führenden Macht eingegeben schien. Sie glaubte, daß er jedesmal ihre Hand drückte, wenn sein Herz schlug. Sie wollte den Druck nicht erwidern. Als sie so fühlte, wie sich seine Hand über der ihren schloß und öffnete, da wurde sie sich bewußt, daß sie, die bei ihrem Verkehr bisher eine führende Rolle gespielt hatte, ja, diese Beziehungen durch ihre Handlung auf dem Turme vorsätzlich eingeleitet hatte, sich nun danach sehnte, passiv zu sein und sich, ihre Macht, die Stärke und Kraft ihrer Natur vergeffend, in der größeren Stärke und Kraft dieses Mannes zu verlieren, dem sie sich anvertraut hatte.

Nie zuvor hatte sie anders sein wollen als stark. Auch jetzt wünschte sie keine Schwäche, nur, daß sich seine Natur wie mit Adlerschwingen über die ihre emporheben sollte, daß sie ihn nur sah, wenn sie hinaufblickte, nie aber, wenn sie hinabschaute. Sie meinte, daß es sie töten müßte, ihn unter sich zu sehen, und sie öffnete die Lippen, es auszusprechen. Aber etwas in der Dunkelheit ließ sie weiter schweigen. Die schweren Vorhänge des Palankin

rüttelten fortwährend und die hohen Holzstäbe, um die sie gefchlungen waren, krachten und verursachten fortwährend ein leises Geräusch, das wie Wehklagen klang und sich mit dem entfernten, aber lauterem Lärm der Blätter von tausenden Palmen mischte, die wild aneinanderstießen. Von hinten hörte man, von den Windstößen hergetragen, das Knurren eines Kameles und schwache Töne, wenn die begleitenden Araber die Tiere riefen. Das war keine Zeit zu sprechen.

Sie dachte darüber nach, wo sie seien, in welchem Teile der Oase, ob sie wohl schon die große Straße erreicht hätten, die sie stets gefesselt hatte und die nun der Weg zum Ziele aller ihrer irdischen Wünsche wurde. Aber da war nichts, was ihr hätte Aufschluß geben können. Sie reiste in einer Welt voll Dürsterkeit und Windesgeheul und in diesem Dunkel und Brausen, das sich mit der zwar leichten, aber beständigen Bewegung verband, verlor sie alle Zeitbegriffe. Sie hatte keine Ahnung davon, vor wie langer Zeit sie mit Androvsky aus der Kirche gekommen war. Anfangs glaubte sie, daß es erst vor wenigen Minuten gewesen war und daß die Kamele nun zur Statue des Kardinals kommen müßten. Dann meinte sie, daß es wohl schon eine Stunde sein dürfte oder noch mehr, daß der Garten des Grafen Anteoni schon weit hinter ihnen liege und sie vielleicht schon durch die schmalen Gassen des Dorfes Alt-Beni-Mora zogen und nun bald an das Ende der Oase kommen müßten. Aber selbst in dieser Wirrnis ihrer Seele fühlte sie, daß ihr irgendetwas sagen würde, wenn die letzten Palmen im Sandnebel verschwänden und die Karawane in die Wüste hinauskäme. Der Wind mußte doch anders tönen, wenn sie ihm in den unendlichen Flächen begegneten, wo es nichts gab, was seine Wut



brechen konnte. Und wenn es auch nicht anders wäre, so hatte sie doch das Gefühl, daß sie es erkennen mußte, weil die Wüste sicherlich in dem Augenblicke zu ihr sprechen würde, wenn sie sie endlich zu sich nahm. Es war unmöglich, daß die Wüste sie aufnehmen würde, ohne daß sie es erkannte. Aber sie wollte, daß es auch Androvsky erkenne. Denn sie fühlte, daß der Augenblick, in dem die Wüste sie als Mann und Weib aufnahm, ein großer Augenblick ihres Lebens sein mußte, größer selbst als der, in dem sie einander begegneten, da sie das blaue Land betraten. Und sie richtete sich auf, mit leidenschaftlicher Erwartung zu lauschen, mit so gespannter und entschlossener Aufmerksamkeit, daß es ihren Körper durchschauerte und selbst ihre Muskel anstrengte.

Das, wonach sie lauschte, war ein Anschwellen des Windes, ein Krescendo seiner Stimme. Einen triumphierenden Ruf der Sahara malte sie sich aus, unbegrenzte Macht, die in einem Ton erklingt, wie das Blasen des Clairon der Sandmassen.

Noch lag Androvskys Hand auf der ihren, aber sie bewegte sich nicht mehr nach dem Schlage seines Herzens. Sie hielt die ihre fest und warm und ließ seine Stärke zu ihr überfließen und nun lenkte sie auf einen Augenblick ihre Sinne von der Wüste ab und gab sich dem Zauber und Wunder des Beifammenseins mit einem Manne hin. Sie erkannte, daß der Druck von Androvskys Hand auf die ihre sie selbst und das ganze Weltall verwandelte, wie es sich ihr darbot, wie sie es betrachtete und fühlte. Nichts blieb, wie es war, bevor er sie berührt hatte. Etwas Betäubendes lag in dem Gedanken, etwas beinahe Furchtbares. Das Wunder, das sich in den zarten Erscheinungen der Liebe regt und deren Vorhandensein oder Nicht-

vorhandensein das Leben des Weibes so ungeheuer wichtig macht, ergriff sie zum ersten Male völlig und trug sie auf ewig in eine verwandelte Welt, eine Welt, in der statt großer Unkenntnis großes Wissen herrscht. Mit der deutlichen Erkenntnis, was Androvsksys Druck ihr bedeutete, kam eine vervielfachte Erkenntnis von tausend anderen Dingen, die alle mit ihm und ihrer geweihten Verbindung verknüpft waren. Sie zitterte vor Verständnis. Alle Tore ihrer Seele öffneten sich und das weiße Licht der Erkenntnis dessen, was das Leben herrlich und fruchtbar macht, strömte auf sie ein. In dem trüben, engumgrenzten Raume des Palankin, der langsam durch den wilden Sturm getragen wurde, strahlte ein Glanz unsichtbarer Glorie, deren Leuchten von Augenblick zu Augenblick wuchs. Ein Weib ward geboren von einem Weibe, das Weib, das sich kannte, von dem, das sich nicht kannte, das Weib, das ihre Weiblichkeit fortan unbeschreiblich lieben würde, von dem, das sich oft gewundert hatte, warum es zum Weibe geschaffen worden.

Die Worte, die der Mann des Sandes im Garten des Grafen Anteoni gemurmelt hatte, wurden nun wahr. In der Kirche von Beni-Mora hatte Dominis Leben wirklicher begonnen, als damals, da sich ihre Mutter in Geburtswehen wand und ihr erster leiser Schrei der Stimme des Weltenlichtes geantwortet hatte, das zu ihr gesprochen.

Langsam zog die Karawane weiter. Die Kameltreiber sangen leise hinter den Falten ihrer Haiks jene mystischen Lieder des Orients, die Gefänge der Hitze und Einsamkeit zu sein scheinen. In feinen Burnus versteckt, schlummerte Batouch, dem der Kopf auf die Brust gefunken war, gleich einem der Staatsorgen ledigen Potentaten. Sobald Arba erreicht war, hatte er seine Pflicht erfüllt. Ali, der hinter

ihm auf dem Kamele saß, starrte wie ein Wüstengeier mit festem Blick in die fernsten Tiefen der Dürsterkeit. Die Häuser von Beni-Mora verschwanden im Sandnebel, die Statue des Kardinals mit dem Doppelkreuze, der Turm des Hotels, die zitternden Bäume im Garten des Grafen Anteoni. Auf dem bläulichen Weiß der Straße zogen die Kamele mühevoll weiter, von den Rufen und Stößen der nebenherlaufenden Treiber angefeuert. Jetzt kamen stellenweise die braunen Häuser von Alt-Beni-Mora in Sicht, die da und dort zwischen fliegenden Sandmassen und wilden Palmenblättern hervorlugten. Die Wüste war nahe.

Ali begann zu singen und hauchte sein Lied von hinten in die Kappe von Batouch.

„Des Weibes Liebe gleicht dem Festgefange, den fröhliche Knaben jubeln

Im sonnigen Garten —

Des Weibes Liebe gleicht dem jungen Monde, dem jungen, glücklichen Monde

In der letzten Nacht des Ramadan.

Des Weibes Liebe gleicht dem großen Schweigen, das mit der Dämm'ung kommt,

Des Orangenbaumes duftende Blüten zu küssen.

Unter dem Orangenbaume weile, liebender Mann!

Daß du den Kuß erfassest, der von des Weibes Liebe spricht.

Janat! Janat! Janat!“

Batouch wurde unruhig, zog die Kappe von den Augen und blickte ernst in den Sturm hinaus. Dann wandte er sich auf dem Rücken des Kameles um und sagte zu Ali:

„Wie sollen wir da nach Arba kommen? Der Wind tobt wie die Tuaregs, die in den Kampf ziehen. Und wenn wir die Oase verlassen —“

„Der Wind legt sich, Batouch-ben-Brahim“, erwiderte Ali ruhig. „Heute abends können die Roumis in den Zelten liegen.“

Um Batouchs dicke Lippen zeigte sich ein farkastischer Zug. Er spuckte in den Wind, blies die Nase in den Burnus aus und antwortete:

„Du bist ein Kind und kannst ein hübsches Lied fingen, aber —“

Ali zeigte mit seiner feinen Hand nach Süden.

„Siehst du nicht das Licht am Himmel?“

Batouch blickte vor sich hin und bemerkte tatächlich, daß sich drüben die Finsternis hob und dort, wo die Wüste lag, eine weiße Stelle ausbreitete.

„Sobald wir in die Wüste kommen, wird der Wind aufhören“, sagte Ali und begann wieder vor sich hin zu fingen:

„Janat! Janat! Janat!“

Domini konnte das Licht im Süden nicht sehen und kein Vorzeichen ließ sie das nahe Aufhören des Sturmes erkennen. Wieder hatte sie begonnen, auf das Rauschen des Windes zu warten, dem Anschwellen der Wüstenstimme zu lauschen, dem triumphierenden Heulen des Sandes, das ihr den Augenblick anzeigen mußte, in dem sie mit Androvsky in das Leben der weiten Öde einzog. Und wieder verkörperte sie die Sahara, jetzt aber lebendiger als je zuvor. In der Dunkelheit glaubte sie, sie in weiter Ferne zu sehen, wie eine riesenhafte Heldengestalt, die auf sie und ihre Leidenschaft wartete; in einer Lufthülle aus Gold und Seide harrete die Wüste hinter dem Sturm, um ihr Leben mit einer Freude zu krönen, so unermesslich, wie ihre eigenen traumhaften Weiten, um ihre Seele die

innere Wahrheit zu lehren, die jenseits der verschlungenen Pfade der Menschen liegt und um ihr Herz den tiefsten Botschaften der Natur zu öffnen.

Androvskys Hand haltend, laufchte sie und fühlte, daß auch er mit ebenso großer Spannung laufche, wie sie selbst oder noch aufmerksamer. Nun schloß sich seine Hand fester um ihre, daß es sie fast schmerzte. Da sah sie auf, doch nicht zu ihm, und bemerkte, daß die Vorhänge des Palankin weniger heftig flatterten. Einmal waren sie auf einen Augenblick fast still. Dann bewegten sie sich wieder, wie von unsichtbaren Händen gezogen und blieben hierauf wieder beinahe ruhig. Gleichzeitig nahm auch die Stimme des Windes an Stärke ab, wie Musik, die in einem hohlen Raume verklingt. Sie schwohl wieder an, verklang aber schnell zum zweiten Male zu sanfterer Stille, und in ihrer verhängten Enge nahm sie ein sanft zunehmendes Licht wahr, in dem sie — zum ersten Male, seitdem sie die Kirche verlassen hatte — die Züge ihres Gatten sehen konnte. Er blickte sie mit einem Ausdruck ehrfürchtiger Vorahnung an und sie erkannte, daß sie sich in der Erwartung des Willkommens getäuscht habe, den ihr die Wüste bereiten würde. Sie hatte gelauscht, um ein Heulen und Brausen zu hören, und von einer ruhigen, zarten Stimme wurde sie begrüßt. Sie verstand die Ehrfurcht in den Blicken ihres Mannes und teilte sie. Und auf einmal erkannte sie mit einem plötzlichen Schauer der Begeisterung, daß es im Plane der Dinge Segnungen und Erhebungen gebe, die der Mensch auch nicht erträumen kann und die mit einem Schlage der herrlichsten Überraschung über ihn kommen, um ihm die armfelige Mangelhaftigkeit deffen zu zeigen, was er vielleicht für die prachtvollsten Bilder seiner Phantasie gehalten hatte. Elifa suchte den Herrn im Feuer und

Wirbelwind, aber mit ruhiger, sanfter Stimme nahte der Herr.

Unvergleichlich wundervoller als das, was sie erwartet hatte, erschien ihr nun dieses plötzliche Nachlassen des Sturmes, diese zauberhafte Stimme, die jetzt aus dem Herzen des Sandes zu ihnen sprach und ihnen erzählte, daß sie nun endlich von den Armen der Sahara umfassen worden seien. Schnell ließ der Wind nach. Das Licht im Palankin nahm zu. Von außen klangen die Stimmen der Kameltreiber herein und auch die von Batouch und Ali, die miteinander sprachen, drangen an ihr Ohr. Doch schwiegen sie weiter. Es schien, als fürchteten sie, durch Sprechen den Zauber der Ruhe zu brechen, der sie umfloß, als fürchteten sie, das Murmeln der Wüste zu stören; Domini erwiderte jetzt den Blick des Gatten. Sie konnte ihren Blick nicht von dem seinen wenden, denn sie wollte ihn alle Freude lesen lassen, die in ihrem Herzen lag; sie wollte, daß er ihre Gedanken durchdringe, ihre Wünsche verstehe und eins sei mit dem Weibe, das geboren ward, als der Wind erstarb. Mit dem Nahen dieser mystischen Ruhe war auch etwas anderes gekommen. Das Schweigen brachte es mit sich, daß zwei Naturen ganz verschmolzen. Die Wüste zog in diesem Augenblick zwei Seelen zu einer Einheit zusammen und Zeit und Tod konnten keine Kraft haben, sie zu trennen. Plötzlich legte sich der Wind völlig, nur ein schwacher Lufthauch glitt über die Vorhänge des Palankin und das Licht, das da und dort eindrang, war nun nicht mehr weiß, sondern mit zartem Golde schattiert. Da machte Androvsky eine Bewegung, die Vorhänge zu öffnen und Domini sprach zum ersten Male seit ihrer Hochzeit.

„Warte“, sagte sie leise.

Gehorsam ließ er die Hand sinken und sah sie mit forschenden Blicken an. „Wir wollen nicht hinaussehen, bis wir weit draußen sind“, sagte sie. „Weit weg von Beni-Mora.“

Er erwiderte nichts, aber sie sah, daß er alles verstand, was in ihrem Herzen vorging. Er neigte sich ihr ein wenig zu und streckte den Arm aus, als wollte er ihn um ihre Taille legen. Aber er tat es nicht und sie wußte weshalb. Er sparte mit seiner großen Freude, wie sie es mit den dunklen Stunden der vorigen Nacht getan hatte, die ihr golden geschienen hatten. Und diese unvollendete Handlung, dieser unerfüllte Impuls zeigte ihr die Tiefe seiner Leidenschaft für sie deutlicher, als es sein verzweifelter Umklammern ihrer Knie im Garten des Grafen getan hatte. Das, was er nicht tat, war ihr die größte Versicherung für alles, was er in dem vor ihnen liegenden Leben tun würde, und ließ sie fühlen, wie völlig sie ihm zugehörte. Etwas in ihr zitterte wie bei einem armen Kinde, dem sich plötzlich der Ausblick auf einen Tag vollkommenen Glückes eröffnet. Sie dachte an das Ende des heutigen Tages, an das Nahen des Abends. Stets hatte sie die Dunkelheit getrennt; am Ende dieses Tages würde sie sie vereinen. In Androvskys Augen las sie ihren Gedanken an die Dunkelheit widergespiegelt und doch verändert, durch das Geschlecht verwandelt. Es war, als würde sie in diesem Augenblick dieselbe Geschichte in zwei Fassungen lesen — von einem Weib und von einem Manne geschrieben, als würde sie Eden sehen, nicht nur, wie Eva es sah, sondern auch wie Adam.

Eine lange Zeitpanne verstrich, aber sie fühlten es nicht. Als die Kamele hielten, ließen sie langsam ihre Hände los, wie Schläfer, die ungern erwachen.

Sie hörte Batouchs Stimme vor dem Palankin.

„Madame!“ rief er. „Madame!“

„Was gibt es?“ fragte Domini, einen Seufzer unterdrückend.

„Madame soll die Vorhänge aufziehen. Wir haben schon den halben Weg nach Arba hinter uns. Es ist Zeit für das Déjeuner. Ich will das Kamel von Madame sich legen lassen.“

Sie hörte ein lautes „A—ah!“, dem ein wildes Brüllen des Kameles folgte und dann eine träge und doch heftige Bewegung, die sie nach vorne und dann nach hinten warf. Nun senkten sie sich. Eine Hand zog draußen die Vorhänge zurück und Licht strömte auf sie ein. Sie setzten die Füße auf den Sand, standen auf und blickten um sich.

Schon waren sie weit draußen in der Wüste, wenn auch noch nicht hinter dem Ende der roten Bergkette, die sich zu ihrer Linken hinzog, aber in geringer Entfernung von ihnen in den Sandmassen verlief. Die Kamele lagen auf einem kaum erkennbaren Pfade, zu dessen beiden Seiten sich die Flächen ausbreiteten; diese waren mit kleinen Hügeln aus sandigem Boden bedeckt, auf denen graue, staubige Stauden wuchsen. Über ihnen wölbte sich ein Himmel von zartem Blau, schwer mit Wolkenmassen im Osten behangen, während ihn über ihren Häuptern Schleierstreifen von weißem Nebel umzogen, durch deren immer größer werdende Risse die Bläue blickte. Im Süden, wo auf einem niedrigen Erdhügel ohne Gras und Baum hinter einem mit Tamariskenbüschen reich bedeckten Walle — dem Futterplatze für unzählige Kamelherden — Arba lag, war das Blau klar und das Sonnenlicht stark. Eine köstliche Brise umwehte sie und fuhr durch die Büsche und die Gewänder der Araber, die nun ihre Kappen zurück-



warfen und den Mund entblößend, ihnen zulächelten, aber so ernsthaft, wie es nur Araber tun können. Neben ihnen standen zwei gelblichweiße, blinzelnde und müde aussehende Wachthunde.

Einen Augenblick lang standen sie still und blinzelten beinahe selbst wie die Hunde. Der plötzliche Übergang von der engen Dunkelheit des Palankin zu dieser Unendlichkeit und diesem Lichte überwältigte ihre Sinne. Sie sprachen nichts, sondern schauten nur schweigend. Dann streckte Domini mit einer großen Gebärde die Arme über ihren Kopf, holte tief Atem, der in einem kurzen, fast schluchzenden Lachen des Frohlockens endete.

„Heraus aus dem Gefängnisse“, sagte sie unzusammenhängend, „heraus aus dem Gefängnisse — da hinein!“ Plötzlich wandte sie sich Androvsky zu, faßte seinen Arm und umschlang ihn mit ihren beiden in völligem Vertrauen, das sich in der Stärke seines Glückes, unbekümmert um die Umwelt, selbst genügt.

„Mein ganzes Leben bin ich im Gefängnisse gewesen“, sagte sie. „Du hast die Türe aufgeschlossen.“ Und ebenso plötzlich, wie sie seinen Arm ergriffen hatte, ließ sie ihn los. Ein Etwas stieg in ihr auf, das sie erschreckte oder doch wenigstens verwirrte. Es war so, als wäre ihre Natur ein Roß, welches das Mundstück zwischen die Zähne nimmt, bereit, einen gewaltigen Galopp zu laufen. Wohin? Das wußte sie nicht. Sie war berauscht von dem anschwellenden Lichte und der scharfen, feinen Luft, den ungeheuren Räumen ringsum und der Einsamkeit mit diesem Manne, der ihre Seele fest in seiner Hand hielt. Stets hatte sie ihn mit der Wüste verbunden. Nun gehörte er ihr in der Wüste und die Wüste mit ihm. Aber war dies möglich? Konnte ein solches Geschick für sie aufgespart gewesen sein? Sie wagte es kaum zu versuchen, sich die

Bedeutung ihrer Lage klar zu machen, damit sie nicht auf einen Windhauch hin verwandelt würde. Da hatte sie das Gefühl, daß Androvsky — wenn sie diese wundervolle Gabe zu wägen und zu messen begänne — ihr tot zu Füßen fallen und die Wüste sich zusammenschließen würde wie eine Rolle.

„Dort ist Beni-Mora, Madame“, sagte Batouch.

Sie freute sich, daß er mit ihr sprach, wandte sich um und folgte seiner zeigenden Hand mit den Blicken. Ferne sah sie das grüne Dunkel der Palmen und darüber den weißen Turm, der von hier aus klein war wie der Turm eines Puppenschlosses.

„Der Turm!“ sagte sie zu Androvsky. „Auf dem wir zum ersten Male miteinander gesprochen haben. Wir müssen ihm Lebewohl sagen.“

Sie winkte ihm mit einer Abschiedsbewegung zu. Androvsky folgte der Tätigkeit ihrer Hand. Sie bemerkte jetzt, daß sie keine Bewegung ausführte, die Androvsky nicht wie mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit beobachtete. Die Wüste existierte für ihn nicht: das las sie in seinen Augen. Er sah nicht zu dem Turme hin, auch nicht, als sie wiederholte:

„Wir müssen das — wir schulden es ihm.“

Batouch und Ali beschäftigten sich damit, ein Tuch über den Sand zu legen, es mit Steinen zu befestigen, Speisen, Teller, Besteck, Gläser und Flaschen aus einem großen Korbe zu nehmen, den eines der Kamele trug. Geschickt und mit würdevoller Genauigkeit führten sie ihre Arbeit aus. Die Kameltreiber lösten die Stricke, mit denen die Ladungen an die Tiere gebunden waren; die Kamele brüllten böse, öffneten dabei das Maul, zeigten lange, brüchige Zähne und wandten ihren Kopf mit schlangen-

artigen Bewegungen von einer Seite zur anderen. Domini und Androvsky wurden auch nicht einen Augenblick lange beobachtet.

„Warum willst du nicht hinsehen? Warum willst du ihm nicht Lebewohl sagen?“ fragte sie und trat auf dem Sande leise näher zu ihm, mit dem weiblichen Verlangen, ihn erklären zu hören, was sie vollkommen verstand.

„Was kümmern mich der Turm oder die Palmen oder der Himmel oder die Wüste?“ fragte er beinahe unwillig. „Was kann es mich kümmern? Wenn du hinter eisernen Stäben mein wärest in jenem Gefängnisse, von dem du sprachst — glaubst du, daß das nicht genug für mich wäre — zu viel — ein Becher, der überfließt.“

Und leise fügte er noch ein paar Worte hinzu, Worte, die sie nicht verstehen konnte.

„Nicht einmal die Wüste!“ sagte sie mit einer gewissen Zurückhaltung in der Stimme.

„Alles habe ich in dir! Alles ist in dir! Alles, was uns zusammenführte, was wir gemeinsam betrachtet und gewünscht haben.“

„So bin ich dir —“ fragte sie und ihre Stimme klang nun ganz ruhig. „Dann bin ich dir Friede?“

„Friede!“ sagte Androvsky.

„Ja. Erinnerst du dich nicht, daß ich einmal sagte, in der Wüste müßte der Friede sein? Dann liegt er in mir — für dich?“

„Friede!“ wiederholte er. „Heute kann ich nicht an Frieden denken oder ihn begehren. Verlange nicht zuviel von mir! Heute laß mich leben, leben, wie es nur ein Mann kann, der — laß' mich heute mit allem leben, was in mir ist — Domini! Sterben wollen die Menschen in Frieden. O Domini — Domini!“

Seine Worte schienen Waffen, die sie zermalmt, Lippen, die ihren Mund drückten, ein Herz, das an dem ihren schlug.

„Madame est servie!“ rief Batouch fröhlich.

Seine Herrin schien ihn nicht zu hören. Wieder rief er: „Madame est servie!“

Nun wandte sich Domini um und schickte sich an, ihre erste Mahlzeit im Sande einzunehmen. Zwei Kissen lagen neben dem Tuch auf einer weiß-, rot- und orangefarbenen Decke. Auf dem Tuche standen die Rosen, die Smail aus dem Garten des Grafen Anteoni gebracht hatte, in Vasen von roher Töpferarbeit, mit violetter Muster geschmückt.

„Unser Hochzeitsmahl!“ flüsterte Domini.

Sie hatte jetzt das Gefühl, in einem wundervollen Märchen zu leben.

Seite an Seite setzten sie sich nun nieder und aßen mit gutem Appetit, von Batouch und Ali bedient. Hin und wieder flatterte ein gelber Schmetterling vorüber, blaßgelb wie der Sand. Kleine gelbe Vögelchen mit einem Schopfe auf dem Kopfe liefen hurtig zwischen dem Gestrüpp umher und flogen niedrig über die Flächen. Am Firmamente sammelten sich die Dünste und zogen langsam nach Osten hin und das Blau zu ihren Häupten zeigte jetzt keinen weißen Fleck mehr. Mit jedem Augenblick wurde die Sonnenhitze stärker. Der Wind war vergangen. Es war kaum zu glauben, daß er je über die Wüste geheult hatte. In geringer Entfernung von ihnen hockten die Kameltreiber neben ihren Tieren, aßen flache Laibe gelben Brotes und sprachen leise miteinander in gutturalen Lauten. Die Wachthunde streiften, von Hunger gequält, bei ihnen umher. Vor einem Zelte aus gefleckten Stoffen in der Ferne

fäugte ein in hellrote Wolle dürftig gekleidetes Weib ein Kind und starrte die Karawane an.

Domini und Androvsky sprachen während der Mahlzeit fast gar nicht. Einmal sagte sie:

„Weißt du, daß das ein Hochzeitsmahl ist?“

Sie dachte an die vielen Hochzeitsempfänge, denen sie in London beigewohnt hatte, an die Menge feingekleideter Damen, die neidig Diademe und das auf Tischen in Etuis ausgelegte Geschmeide betrachteten, an Braut und Bräutigam, die schüchtern und ängstlich ausfahen, unter Blumengewinden standen und die müden Lippen zu einem Lächeln zwangen, wenn sie die stereotypen Glückwünsche erwiderten, während Detektive — ungeschickt als elegante Herren gekleidet — im Hintergrund umhergingen, um darauf zu achten, daß keines der Geschenke auf rätselhafte Weise verschwinde. Ihre Geschenke waren die Samtrosen in den irdenen Vafen, der Hauch der Wüste, die Sandhügel, die gelben Falter und das Schweigen, das sie rings umgab wie ein von Gott gesprochener Segen, der die Stille schuf, in der die Seelen lernen können, sich und ihre große Bestimmung zu erkennen.

„Ein Hochzeitsmahl“, sagte Androvsky.

„Ja, aber vielleicht warst du noch bei keinem.“

„Nie.“

„Dann kannst du dieses nicht so lieb haben, wie ich.“

„Noch viel mehr“, erwiderte er.

Sie sah ihn an und erinnerte sich, wie oft sich ihr früher, wenn sie ein mächtiges Gefühl gehabt, der Gedanke aufgedrängt hatte, daß er es noch stärker fühle als sie. Aber war dies jetzt möglich?

„Glaubst du,“ sagte sie, „daß du, der nie in Städten gelebt hat, dieses Land so lieben kannst wie ich?“

Androvsky rückte auf seinem Polster und lehnte sich zur Seite, bis sein Ellbogen den Sand berührte. In dieser Lage, das Kinn in die Hand gelegt und die Augen auf sie gerichtet, antwortete er:

„Aber es ist ja nicht das Land, das ich liebe.“

Die Art, wie er sich völlig auf sie konzentrierte, erweckte in ihr den Glauben, daß er es vielleicht mißverstand, wenn sie so von der Wüste sprach und sich ihrer freute. Sie wollte ihm erklären, wie eng er und die Wüste in ihrem Herzen miteinander verbunden waren und sie ließ ihre Hand auf seine Linke sinken, die mit der Handfläche auf dem warmen Sande lag.

„Ich liebe dieses Land,“ begann sie, „weil ich dich darin fand, weil ich fühle —“

Sie brach ab.

„Ja, Domini?“ sagte er.

„Nein, nicht jetzt — Ich kann es dir nicht sagen —. Es ist zu hell.“

„Domini“, wiederholte er.

Und wieder schwiegen sie und dachten daran, wie die Dunkelheit sich in Arba über sie senken werde.

Spät am Nachmittag kamen sie in die Nähe des Bordfchi, auf der mühevollen Straße hinziehend, die voll tiefer Furchen und Löcher war und an beiden Seiten von baumhohen Büschen eingefaßt wurde. Unzählige Kamelherden grasten hier, von Arabern gehütet, die würdevoll die Fremden im Palankin anstarrten. Über den Büschen tauchten zu beiden Seiten des Weges bis an den Horizont hin die schlangenartigen Häufe auf, die sich biegsam hin und her drehten, sich jetzt entschlossen zu den staubigen Zweigen hinabneigten, jetzt wieder gerade vorstreckten, als suchten sie geduldig nach einem Troste in dem Kamel-

geschicke, das in der Ferne der Wüste verborgen lag. Junge Kamele, manche erst wenige Tage alt, doch schon der ewigen Wanderschaft in den Weiten geweiht, mit sanften Gesichtern und langen, störrisch scheinenden Beinen, liefen vor der Karawane weg und suchten eifrig ihre verdrießlichen Mütter, die ihnen verächtlich-mitleidige Blicke zuwarfen. Vor ihnen, auf der anderen Seite eines jetzt ausgetrockneten Flußbettes, erhob sich der niedrige Hügel, auf dem der Bordfchi stand, ein mächtiges, viereckiges Gebäude mit zwei dreieckigen Türmen, die von Gucklöchern durchbrochen waren. Aus der Ferne glich er einer Festung, die in herrlicher Einsamkeit in die Wüste hinausdrohte. Die Türme schienen schwarz gegen das klare Zitronengelb des sinkenden Sonnenlichtes. Tauben, die auch schwarz ausfahlen, umflogen sie beständig, und die Telegraphenstangen, die in regelmäßigen Zwischenräumen den Weg zur Linken säumten, bildeten eine Reihe schwarzer vertikaler abnehmender Linien, die sich scharf gegen das Gelb abhoben, bis sie im Süden dem Blicke entschwanden. Domini erschienen diese Stangen wie zeigende Finger, die sie zu den weitesten Fernen der Sonne wiesen. Betäubt von der langen Reise über die Ebene und von dem unablässigen Kosen der Lüfte, die sie wie ein zudringlicher, stets unerfättlicher Liebhaber umschmeichelten, betrachtete sie mit ruhigen, müden Augen von der Höhe, auf der sie saß, dieses Abendbild umherstreifender, grasen der Tiere, starr blickender Nomaden, eintöniger Kräuter und unklarer, zurückweichender Berge. Alles, was sie sah, schien ihr schön, ein wenig ferne und ein wenig phantastisch. Die langsame Bewegung der Kamele, die schnellere der Tauben, die den viereckigen Turm auf dem Hügel umkreiften, die regungslosen oder langsam hinziehenden

Araber mit den schief gehaltenen Stöcken, die Telegraphenstangen, eine kleiner als die andere und abnehmend, bis sie — wie zauberhaft — in dem Zitronengelb verschwanden, das in Gold übergang — all das verwob sich ihr durch das Weber Schiff der Wüste zu einem zart leuchtenden Teppich, einem jener Teppiche, die einem Märchen gleichen; und dieses Märchen schien in Schlaf versenkt, wie Dornröschen in ihrem Palaste. Als sie den Hügel zu ersteigen begannen und das Leuchten des Himmels zunahm, verschwand dieser Eindruck, denn das Leben, in dessen Mittelpunkt der Bordschi stand, war rege, wenn auch spärlich im Vergleich zu dem wirbelnden Leben der Städte, und hatte jene eigentümliche Art von Konzentration an sich, die man an Bildern „Raft in der Wüste“ wahrnimmt.

Der stark gebaute Bordschi erschien Domini nicht länger wie eine Festung, die dem Herankommenden droht, sondern wie ein lebenswürdiger Gastgeber, der ihn begrüßt, ein Gastgeber, der offenes Haus führt in dieser baumlosen Öde, die für sie doch keine Züge der Öde hatte. Er war erdfarben, aus Stein gebaut und hatte in der Mitte der Fassade, die ihnen gegenüberstand, ein mächtiges, gastfreundliches Tor mit einem weißen Bogen darüber. Durch dieses Tor konnte man den Teil eines großen Hofes sehen, in dem sich Tiere und Menschen hin- und herbewegten. Ringsum im schützenden Schatten der fensterlosen Mauer befanden sich viele Araber, manche hockten auf dem Boden, manche standen aufrecht, mit dem Rücken gegen den Stein, wieder andere gingen gestikulierend und lebhaft redend von einer Gruppe zur anderen. Knaben setzten spielend Steine in geordnete Reihen kleiner Löcher, die sie mit den Fingern in den Staub gebohrt hatten. Über



den flachen Platz vor dem Bordfchi ging ein Neger und trug ein mächtiges irdenes Gefäß auf dem Kopfe zum nahen Brunnen, wo eine Schar schwarzer Efel getränkt wurde, denen eben ihre Reifigladung abgenommen worden war. Von Süden her ritten zwei Spahis auf Schimmeln hinein und ihre scharlachroten Mäntel flatterten über dem Sattel; und von Westen kam eine große Karawane, die sich langsam zu undeutlich klingenden Tönen von Musik — es waren leise Tamtamschläge — fortbewegte. Sie war von einer Staubwolke umhüllt, die hinter ihr aufstieg und mit den Strahlen der untergehenden Sonne verschmolz.

Als sie den großen, offenen Platz vor dem Gebäude erreichten, waren sie in jenem sanften, goldenen Lichte gebadet, in dem all diese Gestalten der Afrikaner und all diese Tiere so geheimnisvoll und schön erschienen, und voll von jener unermesslichen Klarheit, welche die Wüste über alle gießt, die sich in ihr bewegen, namentlich bei Morgengrauen oder Sonnenuntergang. Von dem Plateau aus konnten sie die ganze Fläche überblicken, die sie von Beni-Mora her durchzogen hatten, das morgen am blauen Horizonte verschwinden würde. Seine Tausende von Palmen bildeten eine dunkle Stelle in dem Golde und noch war der Turm des Hotels schwach sichtbar, der wie eine Nadel zum Himmel wies. In der Ferne zeigte die Bergkette ihre rosigen Hänge. Auch sie würden sich morgen in den Wüstenflächen verlieren, die letzten Vorposten der Welt des Berges und Tales, des Stromes und Meeres. Nur im täuschenden Traume der Luftspiegelung würden sie noch einmal erscheinen und in einem perlenfarbigen, zitternden Schleier leuchten, wie die See am Saume einer geisterhaften Lagune.

Domini freute sich, daß sie am ersten Abende ihrer Reise noch Beni-Mora sehen konnte, den Ort, wo sie einander gefunden hatten und einer dem anderen durch die Kirche übergeben worden waren. Als das Kamel vor dem großen Tore des Bordfchi stand, wandte sie sich im Palankin um, sah auf die Wüste nieder und forderte den Kameltreiber mit einer Handbewegung auf, das Tier auf einen Augenblick halten zu lassen. Sie schob ihren Arm in den Androvskys und veranlaßte ihn, mit seinen Blicken den ihren durch die unendlichen Weiten zu folgen, die in der sinkenden Sonne magisch erschienen, bis zu jener dunklen Stelle ferner Palmen, die ihr ewig eine geheiligte Stätte sein würde. Und als sie so schweigend hinblickten, wurde ihr klar, was ihr Beni-Mora alles bedeutete. Sie sah den Garten wieder, der in der Mittags-hitze schlief. Androvsky sah sie im Sande zu ihren Füßen. Sie hörte den Schlag der Kirchenglocke und Larbis Flöten-spiel. Das dunkle Blau der Bäume war ihr wie das Herz der Welt und wie das Herz des Lebens. Sie hatten die Geburt ihrer Seele gesehen und ihr eine andere, neu-geborene Seele gegeben. Es schmerzte sie, den Ort verschwinden zu sehen, wie einen versinkenden Gegenstand, bis er eins wurde mit den unermeßlichen Sandflächen, und in diesem Augenblicke sagte sie sich: „Wann werde ich Beni-Mora wiedersehen und wie?“ Sie sah Androvsky an, begegnete seinem Blicke und dachte: „Wenn ich es wiedersehe, wie anders, wie verändert werde ich sein?“ Und im Sonnenuntergange schien sie ein stummes Lebewohl dem Weibe zu sagen, das mit Beni-Mora verschwand.

Sie waren von den Kamelen gestiegen und standen in einer Gruppe staunender Araber, als Batouch sie auch schon bat, in die Zelte zu kommen, wo der Tee bereit

stünde. Er führte sie um die Mauerecke nach Westen und da stand im vollen Glanze des Sonnenunterganges aufgeschlagen ein weißes Zelt, rings umzogen von einem Kreise harter Erde, deren Gipsbestandteile leuchteten. Vorne unter freiem Himmel lag ein schöner arabischer Teppich ausgebreitet, auf dem ein Klappstisch und zwei Klappstühle standen. Der Tisch trug ein lackiertes Brett mit Teeschalen, einer Milchkanne sowie einen Teller mit Biskuit; daneben stand in malerischer Haltung Wardi, der Junge, den Batouch dazu ausersehen hatte, in der Wüste das Amt des obersten Dieners auszuüben.

Wardi lächelte ein breites Willkommen, als sie herankamen, und als er sich überzeugt hatte, daß diese Pose bewundert worden, zog er sich zur Herberge des Kochs zurück, um den Teekeffel zu holen, während Batouch Domini und Androvsky einlud, das für sie hergerichtete Zelt zu besichtigen. Mit einem hingeworfenen Worte stimmte Domini zu. Noch fühlte sie sich in einem Traume. Androvsky jedoch, der einen Blick voll heftiger Scheu auf die Zelttür geworfen hatte, trat ein paar Schritte zur Seite bis an den Rand des Hügels und blickte auf die ankommende Karawane hinab, deren Musik in der Stille der Wüste deutlich hörbar war.

Domini betrat allein das Zelt, das nun auf viele Wochen ihr Heim sein sollte. Und jetzt freute sie sich, daß sie allein war. Denn auch sie fühlte wie Androvsky in ihrem Herzen eine eigenartige Unruhe wie eine Welle sich regen. Unter einem Vorwande, doch erst nach einem Ausdruck der Bewunderung, wurde sie Batouch los. Dann blieb sie stehen und sah sich um.

An das große Zelt schloß sich ein kleineres, das Androvsky als Ankleidezimmer und beiden als Gepäckraum dienen

folgte. Sie trat dort nicht ein, aber mit einem leichten Blick der Neugierde sah sie die beiden kleinen niedrigen Betten, die hellen Teppichstreifen, den Wasch- und Toilette-tisch und die beiden Rohrstühle, welche die Ausstattung des Schlafzeltes bildeten. Dann sah sie sich nach dem Eingange um. In der Ferne sah sie Androvsky allein am Rande des Hügels stehen, im Glanze der untergehenden Sonne gebadet, wie er über die ihr unsichtbare Wüste hinausblickte, aus welcher der immer lauter klingende wilde Schall afrikanischer Musik aufstieg. Ihm schien, als müsse er in den weiten Himmelsraum blicken, so zauberhaft leuchtend und zart, so durchsichtig klar und fein war die Luft und die Farbe des Firmaments. Kein anderes Wesen sah sie als ihn in diesem Gedichte des Lichtes, in dieser weiten Welt des Sonnenunterganges. Und die Musik schien seine Füße zu umgeben; es war, als stiege sie aus dem Sande auf, als dessen Herz sie schlug.

In diesem Augenblick trat die Gestalt der Freiheit, die sie im Schatten des Hauses der Tänzerinnen gesehen hatte, zur Zelttüre herein und legte zum ersten Male ihre Lippen auf Dominis Mund. Dieser Kuß mußte ihre Weihe zum Leben des Sandes sein. Aber heute hatte noch eine andere Weihe stattgefunden. Domini fühlte den plötzlichen Antrieb, diese beiden Weihen zu verbinden.

Aus ihrem Busen zog sie das Holzkreuz, das Androvsky in Sidi-Zerzour in den Bach geworfen hatte, und leise an eines der Betten herantretend, steckte sie mit einer Nadel das Kreuz darüber an die Zeltleinwand. Dann wandte sie sich um und trat in die Pracht des Sonnenunterganges hinaus, um die wilde Musik in sich aufzunehmen, die aus der Wüste aufstieg.

Die Nacht hatte sich über die Wüste gefenkt, eine klare, violette, sternenhelle Nacht, in der nur der Mond fehlte. Um den Bordſchi und vor einem aus brauner Erde und Palmenholz aufgerichteten Café Maure, das ihnen gegenüberstand, waren die Araber zusammengedrängt, die auf ihrer Reise nach oder von Beni-Mora in Arba als einer Schlafstätte hielten; sie nippten von ihrem Kaffee, spielten Domino bei dem schwachen Lichte einer Öllampe, rauchten Zigaretten und lange Kiefpfeifen. Im Hofe des Bordſchi graften die Maultiere ruhig in Reihen. Die Kamele streiften auf der Ebene zwischen den Tamariskenbüschen umher und wurden von verhüllten schattenhaften schlaflosen Wächtern behütet. Die Berge und Palmen von Beni-Mora verloren sich in der Dunkelheit, die sich über die Wüste senkte.

Auf dem niedrigen Hügel, in geringer Entfernung von Dominis und Androvskys weißem Zelte wurde die Finsternis durch ein mächtig loderndes Reifigfeuer grell erleuchtet, deffen Flamme sich zu den Sternen empor türmte, hieher und dorthin flackernd, wie der Wind sie eben trug und die ein wildes Licht auf die wilden Gefichter der fröhlichen Wüstenföhne warf. Diese hatten sich um das Feuer gesammelt, erzählten Geschichten der Wüste, sangen Lieder, die abendländischen Hörern melancholisch und geheimnisvoll klangen, obgleich sie längst errungene Siege über die Ungläubigen oder leidenschaftliche Liebesverzückungen in den goldenen Gefilden der Sonne feierten. Der Dampf von Kus-Kus-Schüffeln, von Hammelfleisch und Gemüse wirbelte empor und vereinigte sich mit dem Rauche, der einen leichten Vorhang über dieses Schauspiel

zog; und von Zeit zu Zeit stürzte mit einem hellen Schrei des Entzückens eine halbnackte Gestalt, von der man nur leuchtende Augen und Zähne und glänzende, bronzefarbene Gliedmaßen sah, aus dem schwarzen Raume hinter dem Feuer hervor, sprang durch die Flammenzungen und verschwand wie ein Gespenst in der Umarmung der Nacht.

Alle Teilnehmer der Karawane feierten, von Batouch mit Würde geleitet, die Hochzeitsnacht ihres Herrn und ihrer Herrin.

Domini und Androvsky hatten sie schon bei ihrem Freudenfeuer besucht, ihre Glückwünsche entgegengenommen, dem Schwertertanze zugeesehen und dem Keulentanze, sie hatten mit ihren Lippen Kief berührt oder zu berühren vorgetäuscht, hatten einem Hochzeitsliede gelauscht, das Ali unter Begleitung einer Flöte und einer kleinen Trommel sang, und hatten Wardis Geschicklichkeit Beifall gespendet, mit der er durch die Flammen sprang. Dann waren sie nach vielfachen „Gute-Nacht“-Grüßen, Händedrücken und Wünschen für morgen schweigend in die kühle Dunkelheit weggegangen, dem Zelte zu.

Langsam gingen sie hin, ein wenig von einander getrennt. Domini blickte zu den Sternen auf und hell leuchtete ihr der der Freiheit. Androvsky betrachtete sie und sah alle Sterne in ihrem Antlitze. Als sie den Zelteingang erreicht hatten, blieben sie auf der warmen Erde stehen. Eine Lampe war im Zelte angezündet worden, die sanftes Licht auf die einfache Einrichtung und das Weiß der beiden Betten warf, über deren einem sich Domini das Holzkreuz, das Androvsky einst an seiner Brust getragen hatte, vorstellte, obwohl sie es von draußen nicht sehen konnte.

„Wollen wir ein wenig hierbleiben?“ sagte Domini leise. „Hier draußen?“ Eine lange Pause entstand. Dann erwiderte Androvsky:

„Ja. Wir wollen es ganz fühlen. Wir wollen es vollkommen fühlen.“

Er ergriff ihre Hand mit einer gewissen zarten Rauheit, flocht seine Finger zwischen ihre und preßte seine Handfläche gegen die ihrige.

„Heute nacht wollen wir nichts entbehren“, sagte er. „Mein ganzes Leben ist die heutige Nacht. Ich hatte noch keines bisher — morgen — wer weiß, ob wir nicht morgen tot sind? Wer weiß? Heute aber leben wir, Fleisch und Blut, Herz und Seele. Und nichts gibt es hier, nichts kann es hier geben, was das Leben von uns nimmt, das Leben unserer Liebe heute nacht. Denn wir sind in der Wüste draußen, wir sind weit weg von allen Menschen und Dingen. Wir sind in der großen Freiheit. Nicht wahr, Domini, nicht wahr?“

„Ja“, sagte sie.

Er faßte ihre andere Hand in derselben Weise. Er stand nun ihr gegenüber und hielt seine Hände mit den ihren darin gegen sein Herz, drückte dann ihre Hände gegen ihr Herz und zog sie dann wieder an seines zurück.

„So machen wir es uns ganz klar. Denken wir nicht mehr an unser Gefängnis. Vergessen wir alles, alles, was wir je vor Beni-Mora gekannt haben, Domini. Es ist tot, ganz tot, wenn wir es nicht in unseren Gedanken zum Leben erwecken. Und das ist wahnsinnig, verrückt. Gedanken sind der große Wahnsinn. Domini, hast du alles vergessen, was war, bevor wir einander kennen lernten?“

„Ja“, sagte sie. „Jetzt — aber nur jetzt, du liebst mich alles vergessen.“

Sie schöpfte tief Atem. Er hob ihre Hände zu seinen Schultern empor und sah ihr fest in die Augen, als suchte er sein ganzes Selbst in sie zu fenden durch diese Seelenpforte, die sich öffnete, ihn aufzunehmen. Und jetzt in diesem Augenblick fühlte sie, daß sich ihr inniges Sehnen erfüllte und er sich auf Adlerschwingen über sie erhebe. Und wie sie in der Nacht vor ihrer Hochzeit allen Kummer ihres Lebens gesegnet hatte, so pries sie nun still die ganze lange Schweigsamkeit Androvskys, seine Zurückhaltung, sein wunderliches Wesen und seine Art, sie am Anfange ihrer Bekanntschaft zu meiden. Alles, was ihr Schmerzen schuf, als es war, machte ihr jetzt Freude, da es gewesen. Der verborgene Mann brach nun endlich hervor in seiner Liebe zu ihr. Sie glaubte, in der Nacht das Krachen zu hören, mit dem die große hindernde Schranke barst, und den Klang der Wasserfluten, die jene Hemmung schließlich niedergebrochen und nun in die Freiheit flohen. Sein Schweigen früher ließ ihr jetzt sein Reden unfagbar schön und wunderbar erscheinen. Deutlicher wollte sie jene Wasserfluten hören, noch deutlicher.

„Sprich mit mir“, sagte sie. „Du hast noch so wenig gesprochen. Weißt Du, wie wenig? Sage mir alles, was du bist! Bisher habe ich nur alles gefühlt, was du bist. Und das ist so viel, aber nicht genug für ein Weib — nicht genug. Ich habe dich erfaßt, jetzt aber gib mir alles, was ich genommen habe. Gib mirs — gib immer weiter und weiter. Von heute nacht an wird es mein Leben bedeuten, aufzunehmen. Vor langer Zeit schon habe ich dir alles, was ich hatte, gegeben. Jetzt gib du mir, gib mir alles. Du weißt, ich habe alles gegeben.“



„Alles?“ sagte er. Seine tiefe Stimme zitterte, als flog ein mächtiges Gefühl aus seinem Innern auf und erschütterte sie.

„Ja, alles“, flüsterte sie. „Schon vor langer Zeit — an jenem Tage im Garten. Als ich — als ich dir meine Hände auf die Stirne legte — Erinnerst du dich? Alles gab ich dir, auf ewig.“

Und wie in stolzer Demut neigte sie ihr Gesicht und legte ihre Stirn an seine Brust.

Die Reinheit ihrer Stimme und ihre ruhige einfache Handlung verwirrten ihn, wie wenn eine Flamme aus der Dunkelheit plötzlich vor seinen Augen aufgeleuchtet hätte. Und auch er sah in diesem Augenblick hoch über sich Adlersflügel schwingen. Jedem schien der andere höher zu stehen und als beide so aufblickten, fand ihre wahre Hochzeit statt.

„Ich fühlte es“, sagte er und berührte ihre Hand mit den Lippen. „Ich fühlte es in deinen Händen. Als du mich an jenem Tage berührtest, war mirs, als hättest du mir die Welt gegeben und die Sterne. Ich fürchtete mich, so viel zu nehmen. Ich glaubte, keinen Platz zu haben, wohin ich meine Gabe legen konnte.“

„Schien dir dein Herz so klein?“ sagte sie.

„Du machst, daß mir alles, was ich habe und bin, so klein scheint und doch wieder so groß. Was bedeutet das?“

„Daß du groß bist, wie ich es bin, weil wir lieben. Niemand ist klein, der liebt. Niemand ist arm, niemand ist schlecht, der liebt. Liebe versengt alles Übel. Sie ist der Engel, der alles tilgt.“

Ihre Worte schienen ihm eine solche Freude zu spenden, daß sein ganzer Körper erzitterte. Er nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände und hob es von seinem Herzen empor.

„Ist das wahr? Ist das wahr?“ sagte er. „Ich habe — ich habe versucht, es zu denken, wenn du wüßtest, wie sehr ich es versuchte.“

„Und weißt du nicht, daß es wahr ist?“

„Ich habe das Gefühl, gar nichts zu wissen, wenn du mir heute nicht sagst. Ich habe das Gefühl, nichts zu haben oder zu sein, als was du mir heute gibst und wozu du mich machst. Kannst du das verstehen? Kannst du verstehen, was du mir bist? Daß du alles bist, daß ich sonst nichts habe, daß ich sonst nichts hatte in all den Jahren, die ich gelebt und vergessen habe? Kannst du das verstehen? Du sagtest eben: ‚Sprich mit mir, sage mir alles, was du bist.‘ — Das bin ich, das ist alles, was ich bin, ein Mann, den du zu einem Manne gemacht hast, du, Domini. — Du hast mich zum Manne gemacht, du hast mich erschaffen.“

Sie schwieg. Die Heftigkeit, mit der er sprach, der deutliche Ausdruck seiner Augen ließen sie jene rauschenden Wässer wieder hören, die sie nun selbst wegschwemmen wollten.

„Und du?“ sagte er. „Und du?“

„Ich?“

„Heute nachmittags in der Wüste, da wir im Sande waren und Beni-Mora sahen, da fingst du an, etwas zu sagen und brachst dann ab. Und du meintest: ‚Ich kann es dir nicht sagen. Es ist zu hell‘. Nun ist die Sonne fort.“

„Ja. Aber, aber ich will dich sprechen hören. Ich will —“

Sie hielt inne. In der Ferne, vom großen Feuer her, wo die Araber versammelt waren, ertönte der Klang von Musik, der ihre Aufmerksamkeit fesselte. Ali sang und hielt dabei einen Feuerbrand in der Hand wie eine Fackel. Sie hatte ihn schon früher singen gehört und die

Klangfarbe feiner Stimme liebgewonnen, aber erst jetzt erinnerte sie sich, wo sie ihn zum ersten Male gehört hatte und wer er war. Er war es gewesen, der, vor ihr verborgen, im Garten des Grafen Anteoni den Gefang der befreiten Neger von Tuggurt gefungen hatte, an jenem Tage, an dem sie Androvsky gezürnt; nachher aber hatte sie sich mit ihm wieder versöhnt. Und sie erkannte nun, daß er es gewesen war, weil er wieder vor ihr verborgen dieselbe Weise sang; denn in dem Schleier der Dunkelheit sah sie nur die Flamme der Fackel, die er hielt und rhythmisch zu der Melodie des Liedes bewegte. Als sie zu sprechen aufhörte, schlang Androvsky plötzlich einen Arm um sie, als fürchtete er, sie könnte in ihrem Schweigen vor ihm entfliehen, und so standen sie da und lauschten bei der Zelttüre:

„Die Gazelle stirbt im Wasser,  
Der Fisch stirbt in der Luft  
Und ich in den Dünen des Wüstenlands,  
Aus tiefer, trauriger Liebe.“

Der Chor der verborgenen Männer beim Feuer erklang in leisem Murmeln, das dem Flüstern der Wüste in der Nacht glich. Dann drang Alis Baß wieder zu Domini und Androvsky ganz leise aus der Ferne, wo sich die flammende Fackel bewegte:

„Was mein Herz erfüllt,  
Weiß nur Gott und ich.“

Als die Stimme einen Augenblick verstummte, flüsterte Domini den Kehrreim. Dann sagte sie:

„Ist das aber wahr? Kann das heute Nacht für uns wahr sein?“

Androvsky antwortete nicht.

„Ich glaube nicht, daß es wahr ist“, fügte sie hinzu.  
„Du weißt es — nicht wahr?“

Alis Stimme erklang wieder und seine Fackel flackerte im sanften Wüstenwinde. Langsam und zauberhaft war ihre Bewegung. Es war, als ob seine Stimme sichtbar geworden wäre, eine Flammenstimme im Dunkel der Welt. Sie beobachteten sie. Da sagte sie wieder:

„Du weißt, was mein Herz erfüllt — nicht wahr?“

„Weiß ich es?“ sagte er. „Alles?“

„Alles. Mein Herz ist von einem erfüllt — ganz erfüllt.“

„Dann weiß ich es.“

„Und —“ sie zögerte, dann setzte sie hinzu: „Und deines?“

„Auch meines.“

„Dann weiß ich alles, was darin ist?“

Immer noch sprach sie in fragendem Tone. Er antwortete nicht, faßte aber ihre Hand mit einem fieberhaft heftigen Griffe fester.

„Erinnerst du dich“, fuhr sie fort, „was du im Garten über dieses Lied sagtest?“

„Nein.“

„Du hast es vergessen?“

„Ich sagte dir“, erwiderte er, „ich glaube, alles vergessen zu haben.“

„Alles, was war, bevor wir nach Beni-Mora kamen?“

„Und noch mehr. Alles, was war, bevor du deine Hände auf meine Stirne legtest, Domini. Deine Berührung löschte die Vergangenheit aus.“

„Selbst die Vergangenheit in Beni-Mora?“

„Ja, auch die. Es gibt vieles, was ich tat und ungetan ließ, vieles, was ich sagte und nie aussprach — und all das habe ich vergessen, auf ewig vergessen.“

Tiefer Ernst lag jetzt in feiner Stimme, ein verhaltener feuriger Wille.

„Ich verstehe es. Auch ich habe es vergeffen — aber manches doch nicht.“

„Was?“

„Die Nacht nicht, in der du mich aus dem Tanzhaufe wegbrachteft, nicht unferen Ritt nach Sidi-Zerzour, nicht — oh, es gibt Ereignisse, deren ich mich erinnern werde, wenn ich im Sterben liege, wenn ich tot fein werde, werde ich mich noch daran erinnern.“

Der Sang verklang, die Fackel war still, fiel nieder und wurde eins mit dem Feuer. Da zog Androvsky Domini neben sich vor dem Zelte auf den warmen Boden nieder und legte ihre Hand in feiner auf die Erde.

„Fühle sie“, sagte er. „Sie ist unser Heim, sie ist unsere Freiheit. Fühlt sie sich nicht lebend an?“

„Ja.“

„Als ob sie Pulse hätte, wie die Pulse unserer Herzen, und wüßte, was wir wissen.“

„Ja — Mutter Erde. — Ich verstand nie, was das bedeutet — bis heute.“

„Wir beginnen gemeinsam zu verstehen. Wer kann etwas allein verstehen?“

Er hielt ihre Hand immer noch auf den Wüstenfand gedrückt wie gegen ein Herz. Beide dachten an sie, wie an ein Herz, das voll Liebe, voll schützender Sorge um sie und voll Verständnis ihres Wesens war. Auf die Worte zurückgreifend, die sie vor Alis Gefange gesprochen hatte, sagte er:

„Liebe versengt alles Übel, denn Liebe kann nie Übel sein.“

„Der Zustand des Liebens gewiß nicht.“

„Auch nicht das, wozu sie führt“, sagte er.

Wieder lag ein gewisser Ernst in seiner Stimme, als wollte er auf etwas beharren, als beabsichtigte er, etwas Widerstrebendes zu besiegen oder einer Stimme zu widersprechen.

„Ich weiß, daß du recht hast“, fügte er hinzu.

Sie sprach nicht, aber — ohne daß sie wußte, weshalb — ihre Gedanken schweiften zu dem Holzkreuz, das, ihnen so nahe, an der Zeltleinwand befestigt war, und einen Augenblick lang fühlte sie eine Spur von Trauer sich in ihrem Innern regen. Aber er drückte ihre Hand fester und sie wußte nur von dieser zwiefachen Wärme — der Hand, die über der ihren lag und der Wüste darunter. Ihr ganzes Leben schien in eine Pracht des Feuers gesetzt, in eine Hitze, die Leben spendete, die sie beherrschte und gleichzeitig alle Kräfte erweckte, die in ihr lagen und die in ihr schlummernden körperlichen und geistigen Feuer anfachte, daß sie emporloderten, als wären sie unterdrückt gewesen und nun entflammt worden. Der Gedanke an das Kreuz verblich, das Feuer schien es zerstört zu haben, es wurde zu Asche — dann ein Nichts. Sie heftete ihren Blick auf das ferne Feuer der Araber, das langsam zu verlöschen begann, als die Nacht tiefer herabsank.

„Ich habe an vielem gezweifelt“, sagte er. „Ich habe mich gefürchtet.“

„Du?“ sagte sie.

„Ja. Du weißt es.“

„Wie? Habe ich nicht alles vergessen — seit jenem Tage im Garten?“

Er zog ihre Hand empor und drückte sie an sein Herz.

„Ich bin auch auf die Wüste eifersüchtig“, flüsterte er.

„Ich will nicht, daß du sie heute noch berührst.“

Er sah ihr in die Augen und bemerkte daß sie fest, beinahe begierig in das ferne Feuer blickte.

„Warum tuft du das?“ fragte er.

„Heute abend schaue ich gerne in das Feuer“, erwiderte sie.

„Sage mir warum.“

„Es ist so, als ob ich dich betrachtete. Alles, was in dir ist und was du mir gesagt hast, was du mir nie sagen konntest, was du mir nie wirst sagen können, und was ich gleichwohl weiß.“

„Aber“, sagte er, „das Feuer ist — —“

Er beendete den Satz nicht. Er hob seine Hand auf und drehte ihr Gesicht so lange, bis sie nicht mehr das Feuer ansah, sondern ihn.

„Es gleicht mir nicht“, sagte er. „Menschen haben es gemacht und — es ist ein Feuer, das in Asche versinken kann.“

Ein Ausdruck plötzlicher Begeisterung leuchtete aus ihren Augen.

„Und dich machte Gott“, sagte sie. „Und legte in dich den Funken, der göttlich ist.“

Und nun dachte sie wieder an das Kreuz, sie wagte, daran zu denken, und der Gedanke machte ihr Freude und sie malte sich den Augenblick aus, da er es im Zelte sehen würde.

„Und Gott machte, daß du mich liebst“, sagte sie. „Was ist dir?“

Androvsky hatte eine plötzliche Bewegung gemacht, als wollte er sich vom warmen Boden erheben.

„Hast du —?“

„Nein“, sagte er leise. „Weiter, Domini, sprich mit mir.“

Er blieb still sitzen.

Plötzlich überkam sie das Verlangen, zu wissen, ob auch er heute abends die Heiligkeit ihrer Beziehungen zueinander so empfinde wie sie. Nie noch hatten sie vertrauter über Religion gesprochen oder von den Geheimnissen, die jenseits des menschlichen Lebens und ringsum liegen. Ein- oder zweimal, wenn sie daran gewesen war, ihm ihr Herz zu eröffnen, ihn ihr tiefstes Gefühl für das Unsichtbare verstehen zu lassen, hatte sie etwas daran gehindert, etwas in ihm. Es war, als ob er immer ihre Absicht erraten und sie zart, ohne zu sprechen, davon abgelenkt hätte, nur durch die Kraft seines inneren Entschlusses, daß sie aus ihrer Zurückhaltung nicht heraustreten möge. Heute abends aber, wo seine Hand auf der ihren lag und sich die sternklare Dunkelheit über sie senkte, wo sich die Wüste ringsum ausbreitete und die kühlen Lüfte wie ein Hauch der Freiheit um ihre Stirnen kosteten, da fühlte sie keine geheime widerstrebende Macht in ihm. Sie konnte sich nicht denken, daß ein noch so innerlicher, noch so ferner Gegensatz zwischen ihnen möglich war. Sicherlich, wenn es sein konnte, daß zwischen Naturen vollkommene Harmonie bestünde, so war sie zwischen ihnen heute nacht.

„Nie fühlte ich die Gegenwart Gottes in seiner Welt so deutlich wie jetzt“, fuhr sie fort und rückte ihm ein wenig näher. „Selbst heute in der Kirche schien er mir ferner als jetzt. Aber irgendwie — man hat ja solche Gedanken, ohne zu wissen, wieso — habe ich stets daran geglaubt, daß ich Gott um so näherkommen werde, je weiter hinaus ich in die Wüste gehe.“

„Warum sollte — was veranlaßte dich, dies zu denken?“ fragte er leise.

„Weißt du nicht, wie die Araber die Wüste nennen?“



„Nein. Wie?“

„Den Garten Allahs.“

„Den Garten Allahs“, wiederholte er.

Seine Stimme klang wie furchtsam. Selbst ihre große Freude konnte sie nicht daran hindern, dies zu bemerken und sie erinnerte sich, vor Schmerz zitternd, wo und unter welchen Umständen sie den arabischen Namen für die Wüste zum ersten Male gehört hatte.

War es möglich, daß dieser Mann, den sie so liebte, heimlich etwas in der Wüste fürchtete, eine Kraft, ein — ? Ihr Gedanke brach kurz ab, wie ein abgerissenes Gewirre von Fäden.

„Findest du nicht, daß dieser Name sehr schön ist?“ fragte sie mit einem fast wilden Wunsche, sich zu vergewissern, zu erfahren, daß er so wie sie den Gedanken liebe, Gott sei denen besonders nahe, die in diesem Lande der Einsamkeit reisen.

„Ist er schön?“

„Ich finde es. Er bereitet mir das Gefühl, als wäre ich in der Wüste besonders bewacht und beschützt; ja, als wäre ich hier besonders geliebt.“

Plötzlich schlang Androvsky seinen Arm um sie und zog sie an sich.

„Von mir! Von mir!“ sagte er. „Heute denk an mich, nur an mich, wie ich nur an dich denke.“

Er sprach, als wäre er selbst auf ihren Gedanken an Gott eiferfüchtig, als verstünde er nicht, daß gerade aus innigster Liebe zu ihm Domini selbst in der Leidenschaft ihres Körpers ihre gegenseitige Liebe mit Gottes Liebe zu ihnen verband. Als ihr im Garten zum ersten Male diese überwältigende menschliche Liebe völlig klar wurde, schien sie in ihrem Herzen keinen Platz für

die Liebe zu Gott zu lassen; jetzt aber, in dem Augenblick, da sie nahe der vollkommenen Befriedigung war, schien sie beinahe eins zu sein mit ihrer Liebe zu Gott. Kein Mann kann es wohl verstehen, wie in einem guten Weibe die beiden Ströme, die irdische Liebe, welche die heftige Begierde des Fleisches umfaßt, und die himmlische Liebe, die von jenem Verlangen absolut frei ist, ineinander fließen und ihre Wasser vermengen können. Sie versuchte, dies zu denken, dann aber versuchte sie es nicht länger. Alles war vergessen, als sein Arm sie in der Nacht fest hielt, alles, nur nicht die große Kraft menschlicher Liebe, die sie wie Eisen umschloß und doch so zart war, die gab und verlangte, die sich auf sie konzentrierte, um alles andere auszuschließen, die das Weltall in die Finsternis stieß und sie in das Licht setzte.

„Heute gibt es nichts für mich als dich“, sagte er und preßte sie mit seinen Armen. „Die Wüste ist dein Garten. Mir war sie immer nur dein Garten, nur das, für dich hiehergelegt und für mich, weil du mich liebst, — aber für mich nur deshalb.“

Das Feuer der Araber verglühte schnell.

„Wenn es erlischt!“ flüsterte ihr Androvsky ins Ohr. Sein Atem bewegte die dicken Flechten ihres Haares.

„Das wollen wir ansehen“, flüsterte er.

Sie drückte seine Hand, antwortete aber nicht. Sie konnte nicht mehr sprechen. Endlich hatte sich jenes ungezähmte Gefetzlose, das Etwas ihrer Natur, das mehr als leidenschaftlich war, das Heiße, Wilde mit seiner ganzen Kraft erhoben, um einer ähnlichen Kraft in ihm gegenüber zu treten, von der sie beharrlich gerufen worden und der sie nun ohne Scheu antwortete.

„Es erlischt“, sagte Androvsky. „Es erlischt. Sieh,

wie klein der Kreis der Flamme ist, wie die Dunkelheit rings über sie kommt. Domini — siehst du es?“

Wieder drückte sie seine Hand.

„Willst du die Dunkelheit?“ fragte er. „Ja, Domini? Die Wüste sendet sie, sendet sie dir und mir, weil du mich liebst.“

Ein von der Flamme verkohltes Holzstück brach entzwei. Ein Teil davon fiel mitten in das Feuer, das die lange Zunge einer rotgoldenen Flamme emporstreckte.

„Das ist wie wir“, sagte er, „wie wir zusammen in der Dunkelheit.“

Sie fühlte seinen Körper wie durch die Stärke seines Geistes, die darin umschlossen war, durchzittert. Des Nachts wuchs der Lufthauch ein wenig und ließ die Flamme der Lampe hinter ihnen im Zelte flackern. Und der Lufthauch war wie eine Botschaft, die ihnen von der Wüste durch einen Gefandten in die Dunkelheit gebracht wurde und ihnen riet, sich vor der wundervollen Gabe der Freiheit miteinander nicht zu fürchten, sondern sie mit offenen Händen und offenen Herzen aufzunehmen, mit dem großen Mute der Freude.

„Domini, fühlst du diesen Windstoß? Er trug eine Funkenwolke aus dem Feuer und brachte sie in unsere Nähe. Sahst du sie? Feuer, das im Winde durch die Nacht wandert und das Feuer rief, das in uns brennt. War das nicht schön? Heute ist alles schön! Nie früher gab es solche Sterne.“

Sie sah zu ihnen empor. Oft schon hatte sie die Sterne betrachtet und jenes unklare Verlangen, jene fast schrecklichen Wünsche gefühlt, die sie in dem Beschauer erwecken. Aber auch ihr schienen sie heute verändert, der Erde näher, meinte sie; heller, lebendiger als je zuvor,

wie eine felseame Zartheit, die sichtbarer wurde und die Nacht mit unbezwinglicher Harmonie belebte. Das weite Firmament war sicherlich auf ihr Glück bedacht. Wieder kam der Lufthauch zu ihnen durch die Wüste, kühl und duftend nach der Trockenheit der Sandmassen. Nicht weit von ihnen lachte ein Schakal. Nach einer Pause antwortete ein anderer in einiger Entfernung. Die Stimmen dieser Wüstentiere brachten Domini mit einer Deutlichkeit, die sie früher nie gefühlt hatte, die außerordentliche Abgeschlossenheit ihrer Lage zum Bewußtsein und der schrille mißtönende Lärm, der sich mit einer Art bitterer, melancholisch-höhnischer Luft erhob und verstummte, war ihren Ohren köstliche Musik.

„Still“, flüsterte Androvsky.

Der Schakal lachte noch einmal und wieder wurde ihm geantwortet. Ein drittes Tier, offenbar viel weiter entfernt, ließ seine schwache Stimme wie ein Unglücksecho hören. Dann herrschte Schweigen.

„Das gefiel dir, Domini. Es war, wie wenn die Freiheit nach dir gerufen hätte und nach mir. Wir haben die Freiheit gefunden — wir haben sie gefunden. Wir wollen sie fühlen, wir wollen sie halten. Sie ist das einzige, das einzige. Aber du kannst das nicht so wissen wie ich, Domini.“

Wieder erkannte sie, wie die Heftigkeit seines Gefühls die des ihren übertraf und dieses Bewußtsein machte sie nicht traurig oder ärgerlich, sondern ließ sie vor Freude erschauern.

„Diese Freiheit macht mich rasend“, sagte er; „sie macht mich rasend, Domini. Ich kann nichts dafür — ich kann nicht.“

Er preßte seine Lippen auf die ihren in verzweifelter

Liebkosung, die sie fast erschreckte. Dann zog er seine Lippen weg, legte ihren Kopf an seine Schulter zurück und küßte ihr den Hals. Sie schloß die Augen. Ja, er lehrte sie das Vergessen. Selbst die Erinnerung an den Tag im Garten, da sie die Kirchenglocke schlugen und Larbis Flöte tönen hörte, wich von ihr. An nichts mehr erinnerte sie sich. Die Vergangenheit war für sie verloren oder doch durch den Zauber des Gefühles in Schlaf gelullt. Ihre Natur sprengte wie ein arabisches Pferd über den Sand, der Sonne zu, nach dem Feuer, das weithin Wärme verbreitet, aber alles verschlingt, was sich ihm nähert. In diesem Augenblick verband sie Androvsky mit den gewaltigen Feuern, die ewig in der Sonne glühen. Sehnsüchtig wünschte sie, er möge ihr in der leidenschaftlichen Heftigkeit seiner Liebe wehe tun. Ihre Natur, die sich bisher bei einem zufälligen Stoße stets feindlich aufgebaut hatte, die instinktiv vor einer körperlichen Berührung mit einem anderen Menschen zurückgeschreckt war, wurde sanft und verwandelte sich völlig. Sie fühlte, daß sie jetzt das Gegenteil dessen sei, was sie früher gewesen war — mehr Weib, als irgend eines, das je gelebt hatte. Was in ihr eine fast kalte Stärke gewesen, half nun, ihre völlige Hingabe an den Einen, Stärkeren zu vergrößern. Was knabenhaft und beinahe hart in ihr geschienen hatte, verschwand völlig in der Umarmung dieser wilden Männlichkeit.

„Domini,“ sagte er flüsternd, während er sie küßte, „Domini, das Feuer ist erloschen! Es ist dunkel.“

Er hob sie ein wenig in seinen Armen und küßte sie immer weiter.

„Domini, es ist finster, es ist finster!“

Er hob sie höher. Sie stand, während seine Arme sie noch umfingen, und sah hin, wo das Feuer gewesen war.

Sie legte ihm ihre Hände auf das Gesicht und drängte es sanft von ihm weg, aber mit einer Berührung, die Liebkosung war. Sogleich gab er ihr nach.

„Sieh,“ sagte er, „hast du die Dunkelheit gerne? Sag mir — sag mir, daß du sie liebst.“

Als Antwort ließ sie ihre Hände über seine Wangen gleiten.

„Sieh hin, liebe sie. Die ganze Wüste ist darin und unsere Liebe in der Wüste. Wir wollen ewig in der Wüste bleiben, ewig — ewig. Sie ist dein Garten — deiner. Sie hat uns alles gebracht — Domini.“

Er nahm ihre Hand und drückte sie wieder und immer wieder langsam gegen seine Wange. Dann ließ er sie plötzlich fallen.

„Komm, Domini!“

Und beinahe heftig zog er sie durch die Zelttüre hinein.

Ein stärkerer Hauch des Nachtwindes folgte ihnen. Androvsky nahm sanft seinen Arm von Domini, wandte sich um und ließ den Vorhang des Zeltes herunter. Während er dies tat, stand sie ganz still. Die Flamme der Lampe flackerte und warf unruhig ihr Licht bald hierher, bald dorthin. Einen Augenblick sah sie das Kreuz erleuchtet und das weiße Bett darunter. Der Wind fuhr ihr durch das dunkle Haar und wehte kalt um ihren Nacken. Aber die Wärme hier trat ihm entgegen und bot ihm Trotz. In diesem kurzen Augenblick, da Androvsky das Zelt schloß, glaubte sie, Jahrhunderte voll verworrener, mächtiger Gefühle zu durchleben. Als das Licht um das Kruzifix flatterte, war ihr, als könnte sie ihr Leben in innigster Anbetung zu seinen Füßen verbringen; wenn sie es aber nicht sah und der Wind, der von der Wüste durch die Zelttüre eindrang, ihr Haar streifte und sie die Bewegung

Androvskys hörte, da fühlte sie sich sorgenlos, bereit, sich dem Augenblick hinzugeben, wild — und noch mehr. Eine Stimme schrie in ihrem Innern, die Stimme eines Fremden, das doch von ihr stammte und in ihr war und von dem sie sich nicht trennen wollte.

Wieder warf die Lampe ihren flackernden Schein auf das Kreuz. Als sie das Kruzifix voll sah, trat sie schnell an das Bett und fiel davor auf die Knie, ihr Gesicht auf das weiße Linnen legend.

Als Androvsky die Zelttüre befestigt hatte, wandte er sich um und sah sie knien. Wie versteinert stand er ganz still und starrte sie an. Als nun die vor dem Winde geschützte Flamme gleichmäßig brannte, sah er das Kreuz. Er erschrak, als hätte ihn jemand geschlagen, zauderte, dann trat er mit einem Ausdrücke wilder, fester Entschlossenheit in seinen Zügen schnell zu dem Kreuze und riß es roh von der Leinwand. Einen Augenblick lang hielt er es in der Hand, ging dann zur Zelttüre und bückte sich, um die Schnüre aufzubinden, die sie an den Pflöcken hielten, offenbar in der Absicht, das Kreuz in die Nacht hinauszuschleudern. Etwas — ein plötzlicher Wechsel des Gefühles, ein geheimer, mächtiger Widerstand, hielt ihn davon ab. Er ließ das Kreuz in die Tasche gleiten. Dann wandte er sich zur Stelle um, wo Domini kniete, legte seine Arme um sie und zog sie empor.

Sie widerstrebte nicht. Er hielt sie immer noch in seinen Armen, als er die Lampe ausblies.

Die Araber haben ein Sprichwort: „In der Wüste vergift man alles, man erinnert sich an nichts mehr.“

Bisweilen schien es Domini, daß dies das wahrste all der wahren, schönen Sprichworte des Orients sei. Nur drei Wochen waren seit der ersten Raft in Arba verstrichen und schon war in ihrem Geiste ihr Leben in Beni-Mora verblaßt, wie ein Traum der fernen Vergangenheit. Von der weiten Öde aufgenommen, ohne bestimmtes Ziel von einer Oase zur anderen ziehend, durch leere Gegenden, die sich, in ewigem Sonnenscheine gebadet, ausstreckten, oft mitten im Sande bei einem Brunnen lagernd, den französische Ingenieure für die Nomaden gegraben hatten, stets angestrengt, doch von den Lüften beruhigt, die sanft und milde waren, als einten sich in ihnen Seide und Schnee — so lebten sie wahrlich in einem Wüstentraume und auch hinter ihnen lag nur ein Traum. Sie waren eins geworden mit den Nomaden, deren Heim das bewegliche Zelt, deren Herd der gelbe Dünenfand und deren Gott die Freiheit ist.

Domini liebte dieses Leben mit einer Liebe, die schon zur Leidenschaft geworden war. Sie fand, daß ihr die Wüste alles war, wie sie gedacht hatte, daß sie es ihr sein würde. In ihrer sogenannten Eintönigkeit entdeckte sie ewiges Interesse. Ehedem hatte sie das Meer für das Wundervollste in der Natur gehalten. In der Wüste glaubte sie das Meer zu besitzen mit noch etwas anderem, einer Ruhe, einer Vollkommenheit, einer zauberhaften Zartheit, einer innigen Klarheit. Sie dachte sich das Meer als eine Seele, die ihre edelsten Wünsche zu erfüllen strebte, das Herrlichste zu sein, was zu erträumen sei.



Die Wüste aber dachte sie sich als eine Seele, die nicht mehr zu streben brauchte, da sie alles erreicht hatte. Und wie die Araber nannte auch sie sie den Garten Allahs. Denn in dieser wundervollen Ruhe, hell wie der Himmel in der Vorstellung eines Kindes, klar wie ein Kristall, in dem ein Sonnenstrahl gefangen lag, schweigend wie ein Gebet, das unhörbar beantwortet wird, schien Gott seinen wandernden Kindern ganz nahe zu sein. In der Wüste war die stille, sanfte Stimme und in der stillen sanften Stimme war der Herr.

Wenn sie bei Morgengrauen oder Sonnenuntergang draußen im Sande oder nahe zur Hand unter dem Schatten der Palmen bei dem Quell einer Oase die Wüstenföhne in ihren gefleckten Tüchern beobachtete, wie sie ihre mageren, bronzefarbenen Gesichter und die Adleraugen nach Mekka wandten, das Haupt im Gebete zu Boden neigten, der von der Sonnenhitze glühte, da erinnerte sie sich der Worte des Grafen Anteoni: „Ich sehe es gerne, wenn Menschen in der Wüste beten.“ Mit ganzem Herzen und ganzer Seele verstand sie den Grund. War doch das Leben in der Wüste die vollkommenste Freiheit, die auf Erden zu finden war und Menschen so in Freiheit Gott dienen zu sehen, stellte ihr wie in einer Vision den freien Willen in höchster Vollendung vor die Seele. Wenn sie an die Welt dachte, die sie gekannt und verlassen hatte, an die Menschen, die immer darin leben und keine andere Welt kennen lernen, so war sie einen Augenblick lang traurig. Konnte sie je an einem anderen Orte solche Freude finden, wie in diesem einfachen ungefesselten Leben der Weite? Würde sie dieses Leben mit einem anderen vertauschen können, selbst mit Androvsky?

Einmal sprach sie mit ihm über ihre ungeheure Freude

am Wanderleben und das schmerzliche Gefühl, das sie stets überkam, wenn sie daran dachte, es gegen ein Leben in Zivilisation, mitten in abgeschlossenen Menschengruppen hinzugeben.

Sie hatten zur Mittagsrast an einem Orte namens Sadi-Hamdan gehalten und wollten nachmittags zu den Bordschi-Mogar reiten, wo sie zwei bis drei Tage zu bleiben beabsichtigten, da Batouch ihnen gesagt hatte, es sei ein guter Halteplatz und nahe den Stellen, welche die Gazellen immer besuchen. Die Zelte waren schon vorausgeschickt worden und Domini und Androvsky lagen in der Nähe eines Brunnens auf einem im Sande ausgebreiteten Teppich im Schatten der grauen Mauer einer Herberge für Reisende. Hinter ihnen waren ihre Pferde an eiserne Ringe in der Mauer festgebunden. Batouch und Ali befanden sich im Hofe des Hauses und sprachen mit dem arabischen Wächter, der dort wohnte. Ihre Stimmen konnte man jedoch bei dem Brunnen nicht hören und so herrschte absolute Stille, jene mächtige helle Stille in der Wüste am Mittag, wenn die Sonne im Zenith steht, wenn die Nomaden in ihren niedrigen Zelten schlafen und die Gärtner in der Oase unter den Palmen auch nicht einmal den Schein erwecken wollen, als arbeiteten sie. Vor dem Brunnen senkte sich der Boden zu einer Ebene aus hellgrauem Sande hinab, die sich zu einem Dorfe hinzog. Dieses sah starr aus, als wäre es aus Bronze geschnitten und ganz aus einem Stücke. In der Mitte erhob sich die Moschee mit einem Minarett und einer Anzahl von Kuppeln, die leicht vergoldet waren und in den feurigen Strahlen der Sonne bescheiden leuchteten.

Der Boden des Dorfes war von Salpeter weiß, was an eine Decke von frisch gefallenem Schnee erinnerte.

Rechts und links standen einzelne Palmengruppen zu dritt und viert, wie wenn die Bäume unter sich Cliques gebildet und vorsichtig zwischen sich und den verachteten Brüdern Sandschranken aufgerichtet hätten. Da und dort zeigten dunkle Flecken auf dem Sande an, daß Nomaden da ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Aber nichts bekundete eine Bewegung menschlichen Lebens. Keine Kamele waren zu sehen. Kein Wachhund bellte. Der Mittag umfing alles mit seinem goldenen Griffe.

„Boris“, sagte Domini, das lange Schweigen brechend.

„Ja, Domini?“

Er wandte sich auf dem Teppich ihr zu und streckte den langen, schlanken Körper lässig, wie im höchsten physischen Behagen.

„Du kennst das arabische Sprichwort, daß man alles in der Wüste vergeffe.“

„Ja, Domini, ich kenne es.“

„Wie lange wollen wir in dieser Welt der Vergessenheit bleiben?“

Er stützte sich schnell auf den Ellenbogen und richtete den Blick auf sie.

„Wie lange?“

„Ja.“

„Aber — willst du sie denn verlassen? Bist du ihrer müde?“

Merkliche Angst lag in seiner Stimme.

„Eine solche Frage beantworte ich nicht“, sagte sie und lächelte ihn an.

„Oh, warum willst du mich denn erschrecken?“

Sie legte ihre Hand in die seine.

„Wie abgebrannt du bist“, sagte sie. „Du bist wie ein Araber aus dem Süden.“

„Ich will ihm noch ähnlicher werden. Hier ist die Gefundheit.“

„Und Friede, vollkommener Friede.“

Er sagte nichts und sah nur auf den Sand hinunter. Sie legte ihre Lippen auf seine warme, braune Hand.

„Hier ist alles, was ich will“, fügte sie hinzu.

„Bleiben wir hier!“

„Aber einmal müssen wir zurückkehren — nicht wahr?“

„Warum?“

„Kann etwas ein Leben lang dauern — selbst unsere Flitterwochen?“

„Angenommen, wir wollen, daß es so sei?“

„Kann man so etwas wollen? Darf jemand immerzu glücklich ohne Pflichten leben wollen? Ich frage mich das manchmal. Ich liebe dieses Wanderleben so sehr, ich bin darin so glücklich, daß ich bisweilen glaube, es könne nicht lange mehr währen.“

Er begann, den Sand schnell durch die Finger gleiten zu lassen.

„Pflichten?“ sagte er leise.

„Ja. Sollten wir nicht jetzt etwas tun, etwas, außer glücklich sein?“

„Was meinst du, Domini?“

„Ich weiß es kaum, ich weiß es nicht, du sollst es mir sagen.“

Ihre Stimme drängte, als wollte, ja als forderte sie etwas von ihm.

„Du meinst, daß ein Mann in seinem Leben irgend eine Arbeit leisten müsse, wenn er sich als Mann aufrecht erhalten will“, sagte er, doch nicht so, als wollte er eine Frage stellen.

Er sprach zögernd, aber fest.

„Du weißt,“ setzte er hinzu, „daß ich in meinem Leben hart gearbeitet habe, hart wie ein Arbeiter.“

„Ja, ich weiß es“, sagte sie.

Sie streichelte seine Hand, die abgenützt und rauh war und deutlich von der Handarbeit sprach, die sie einst ausgeführt hatte.

„Ich weiß. Bevor wir heirateten, an dem Tage, als wir im Garten saßen, erzähltest du mir dein Leben und ich dir meines. Wie verschieden sie doch gewesen waren!“

„Ja“, sagte er.

Er zündete eine Zigarre an und sein Blick folgte dem Rauche, der sich in das Gold der sonnenbelebten Luft emporringelte.

„Meines inmitten der Welt und deines so weit davon entfernt. Ich stelle mir oft den kleinen Ort vor, El Krozi, den Garten, deinen Bruder, deinen Zwillingenbruder Stephan, den einäugigen arabischen Diener — wie hieß er nur?“

„El-Magin.“

„Ja, El-Magin, der dich Cora spielen und arabische Lieder singen und Kus-Kus mit den Fingern essen lehrte. Ich kann fast Pater André sehen, durch den du die Klassiker lieben lerntest und der mit dir über Philosophie sprach. Auch er ist tot, nicht wahr, wie deine Mutter?“

„Ich weiß nicht, ob Père André gestorben ist. Ich habe ihn aus den Augen verloren“, sagte Androvsky.

Er sah immer noch nach den Rauchkurven, die sich in die goldene Luft emporringelten. In seiner Stimme lag ein Ton des Kummers. Sie nahm an, daß er aus dem Bewußtsein kam, welchen Schmerz er dem guten Priester verursacht haben mußte, der ihn sehr geliebt hatte, als er aufhörte, religiös zu sein. Selbst mit ihr sprach er nie frei über Fragen der Religion, doch wußte sie, daß er

als Katholik getauft und eine Zeitlang von Priestern erzogen worden war. Auch wußte sie, daß er die Vorschriften der katholischen Kirche nicht mehr befolgte und aus irgend einem Grunde jede nähere Berührung mit Priestern fürchtete. Nie sprach er etwas Abfälliges über sie. Er hatte kaum je mit ihr über sie überhaupt gesprochen. Aber sie dachte an seine Worte im Garten: „Ich kann Priester nicht leiden.“ Auch erinnerte sie sich an seine Handlungsweise im Tunnel am Tage seiner Ankunft in Beni-Mora. Und die Zurückhaltung, die sie beide über religiöse Angelegenheiten beobachteten, und deren Grund waren das einzige, was sie in diesem Wüstentraume bedauerte. Selbst dieses Bedauern ging jedoch oft in Hoffnung über; denn sie ahnte, daß Androvsky in der Wüste, im Garten Allahs, ihr enthüllen würde, was er sicherlich insgeheim suchte — die Wahrheit, die jeder Mensch selbst finden muß, seine Wahrheit über das Jenseits, in dem das Geheimnis des Diesseits und der All-erschaffenden Macht gelüftet wird.

Und sie konnte still hoffen, wie es Frauen für den Mann tun, den sie lieben.

„Du sollst nicht glauben, ich sei mir nicht klar darüber, daß du gearbeitet hast“, fuhr sie nach einer Pause fort. „Du erzähltest mir, wie du selbst das Land bebaut hast, selbst als du noch ein Knabe warst, daß du den spanischen Arbeitern in den Weinbergen Anleitung gegeben, daß du eine lange Raft verdientest. Aber soll sie ewig dauern?“

„Du hast recht. Nun, wir können eine Oase erwerben, da können wir Palmengärtner werden, wie die Franzosen in Meskutin.“

„Und uns selbst ein afrikanisches Haus bauen, weiß mit einem Terrassendache.“

„Und unsere Datteln verkaufen. Die Araber können wir bei uns anstellen. Wir können die Ärmsten ausfuchen. Wir können ihre Lebensverhältnisse verbessern. Denn wenn wir eigentlich jemandem etwas schulden, so sind sie es und die Wüste. Wir wollen den Wüstenkindern unsere Schuld abtatten und in der Wüste leben.“

„Das wäre ein ideales Leben“, sagte sie und ihre Augen leuchteten ihm entgegen.

„Und ein mögliches Leben. Wir wollen es leben. Ich könnte es nicht ertragen, die Wüste zu verlassen. Und wohin sollten wir auch gehen?“

„Wohin sollten wir gehen?“ wiederholte sie.

Sie sah ihn immer noch an, nun aber hatte sich der Ausdruck ihrer Augen verändert. Sie waren ernst geworden und prüften ihn ernst mit einer gewissen tiefen Neugierde. Er saß auf dem arabischen Teppich und lehnte den Rücken gegen die Mauer der Herberge.

„Warum siehst du mich so an, Domini?“ fragte er, plötzlich durch etwas wie Unbehagen erregt.

„Ich! Ich fragte mich, was dir gefallen könnte, welches Leben dir wohl sonst passen würde.“

„Ja?“ fragte er rasch. „Ja?“

„Es ist ganz merkwürdig, Boris, aber ich kann dich mit nichts anderem in Verbindung bringen als mit der Wüste oder dich an einem anderen Orte sehen als in der Wüste. Ich kann dich mir nicht einmal zwischen deinen Weinbergen in Tunis vorstellen.“

„Sie gehörten mir nicht ganz“, verbesserte er, immer noch mit einer gewissen Erregung, die er offenbar zu unterdrücken suchte. „Ich — ich hatte das Recht — die Pflicht, das Land zu bebauen.“

„Nun, wie es auch war, du warst immer an der Arbeit, du warst verantwortlich, nicht wahr?“

„Ja.“

„Ich kann mir dich auch nicht in den Weinbergen oder Weizenfeldern denken. Ist das nicht merkwürdig?“

Sie sah ihn immer noch mit derselben tiefen, ihr selbst unbewußten Neugierde an.

„Und in London — in Paris —“

Plötzlich brach sie in lautes Lachen aus und ihr Ernst schwand.

„Ich glaube, du würdest sie hassen“, sagte sie. „Und sie — sie würden dich nicht leiden mögen, weil sie dich nicht verstehen könnten.“

„Wir wollen uns unsere Oase kaufen“, sagte er schnell. „Unser afrikanisches Haus bauen, unsere Datteln verkaufen und in der Wüste bleiben. Ich höre Batouch. Es muß Zeit sein, nach Mogar zu reiten. Batouch! Batouch!“

Batouch kam aus dem Hofe des Hauses, Kus-Kus-Reste von den schläfrigen Lippen wischend.

„Binde die Pferde los“, sagte Androvsky.

„Aber, Monsieur, es ist noch zu heiß zum Reiten. Sehen Sie nur! Niemand regt sich noch. Das ganze Dorf schläft.“

Er hob seine gewaltige Hand mit den hennagefärbten Nägeln und zeigte nach dem fernen Orte, der sicherlich aus einem mächtigen Stück Bronze gehauen war.

„Binde die Pferde los. Es gibt Gazellen in der Ebene bei Mogar. Sagtest du das nicht?“

„Ja, Monsieur — aber —“

„Wir wollen zeitig hinkommen und bei Sonnenuntergang hinter ihnen her sein. Nun, Domini.“

Sie ritten in die brennende Mittagshitze hinaus nach



Südwest über die unendliche graue Sandfläche, in geringer Entfernung folgten Batouch und Ali.

„Monsieur ist verrückt, mittags aufzubrechen“, brummte Batouch. „Aber Monsieur ist nicht wie Madame. Er könnte in der Wüste leben, bis er alt wird und sein Haar grau ist wie der Sand, aber nie wird er in seinem Herzen ein Araber werden.“

„Warum Batouch-ben-Ibrahim?“

„Er hat keine Ruhe. Madame gibt die Wüste die Ruhe, aber Monsieur —“ er beendete den Satz nicht. Vor ihnen waren Domini und Androvsky in Galopp gefallen. Der Sand flog um sie in einer dünnen Wolke.

„Nom d'un chien“, sagte Batouch, der sich gelegentlich in unpoetischen Augenblicken in Verwünschungen der französischen Ungläubigen erging, die seines Landes Gesetzgeber waren.“ Was ist denn in Monsieur gefahren, das ihn reiten läßt, als würde er vor einem Feinde fliehen?“

„Ich weiß nicht, aber er läuft wie ein Hase vor dem Jäger, Batouch-ben-Ibrahim“, erwiderte Ali würdevoll.

Dann ließen sie die Pferde der Sandwolke nach Südwesten nachjagen.

Um vier Uhr erreichten sie das Lager in Mogar. Als sie langsam einritten, weil ihre Pferde vom langen Galopp über die Sandfläche ermüdet waren und von Schweiß troffen, da waren Domini und Androvsky von der Neuheit des Halteplatzes ganz betroffen, der völlig anders war als irgend ein Ort, den sie je gesehen hatten. Der Boden stieg eine beträchtliche Zeit lang schwach, aber ständig an, bis sie in der Ferne die aufgeschlagenen Zelte mit den dunkeln Gestalten der Kamele und Maulesel sahen. Hier waren sie nicht mehr im Sande, sondern auf hartem

unfruchtbaren Boden, der mit kleinen, in die Erde eingebetteten Steinen bedeckt war. Hinter den Zelten konnten sie nichts als den Himmel sehen, der um und um mit kleinen, bandförmigen, grauen Wolken überzogen und herbftlich traurig gefärbt war; dann war ein einsamer, steinerner Turm zu erkennen, der etwa zweihundert Meter öftlich von den Zelten entfernt, aus der Wüste aufstieg. Obſchon sie nur ſo wenig ſahen, überkam sie doch das Gefühl, unmittelbar vor einem ungeheuren Bilde, vor einem großartigen Naturſchaufpiele zu ſtehen, das ihnen eine neue, ſtaunenerregende Kenntnis der Wüste bringen würde. Vielleicht war es der Anblick des fernen, zu den grauen Wolken weiſenden Turmes, der in ihnen ein faſt aufregendes Gefühl der Erwartung hervorrief.

„Er ſieht wie ein Wartturm aus“, ſagte Domini und zeigte mit der Gerte hin. „Aber wer könnte in einem ſolchen Orte leben, ſo ferne von jeder Oaſe?“

„Und wohin kann man von dort ſehen?“ ſagte Androvsky. „Das iſt der engſte Horizont, den wir geſehen haben, ſeit wir in die Wüste kamen.“

„Ja, aber —“

Sie warf ihm einen ſchnellen Blick zu, als ſie die Pferde in leichten Galopp ſetzten, dann fügte ſie hinzu:

„Du fühlſt auch, daß wir uns etwas Ungeheuerlichem nähern, nicht wahr?“

Ihr Roß wieherte ſcharf. Domini ſtreichelte ſeinen ſchaumbedeckten Nacken mit der Hand.

„Abu iſt ebenſo von Vorahnungen erfüllt wie wir“, ſagte ſie. Androvsky ſah nach dem Turme hin.

„Er wurde für franzöſiſche Soldaten erbaut“, ſagte er. Einen Augenblick ſpäter ſetzte er hinzu:

„Ich möchte wiſſen, warum uns Batouch dieſen Ort

als Lagerplatz ausgewählt hat.“ Eine leichte Erregung klang aus seiner Stimme.

„Vielleicht werden wir es in einer Minute wissen“, erwiderte Domini. Sie galoppierten weiter. Die Hufe der Pferde ertönten hart auf dem steinigten Boden.

„Hier ist es ungastlich“, sagte Androvsky.

Überrascht sah sie ihn an.

„Ich habe bisher noch nie bemerkt, daß du einen Raftort mißbilligst“, sagte sie. „Was hast du, Boris?“

Er lächelte ihr zu, aber fast unmittelbar darauf wurde seine Stirne vom Schatten einer Schwermut bewölkt, die mit der Schwermut des Himmels im Einklang zu sein schien. Und wieder betrachtete er den Turm.

„Ich habe nur einen weiten Horizont gerne“, erwiderte er. „Und heute ist keine Sonne da.“

„Ich glaube, selbst in der Wüste können wir sie nicht immer haben“, sagte sie. Und auch in ihrer Stimme lag ein Ton von Melancholie, als wäre sie von seiner Stimmung angesteckt worden. Eine Minute später fuhr sie fort:

„Ich habe das Gefühl, als wäre ich auf dem Gipfel eines Hügels und käme zu einer Aussicht auf das Meer.“

Beinahe während dieser Worte galoppierten sie zwischen den Zelten der Dienerschaft hinein, hielten die Pferde am Rande einer Böschung an, die fast ein steiler Abgrund war. Dann blieben sie im Sattel still sitzen und schauten hinaus.

Wochenlang hatten sie inmitten der Wüsteneien gelebt und sich so daran gewöhnt, unermessliche Strecken Landes sich ringsum ausdehnen zu sehen, die in der blaffen Ferne verschwanden, aber dieser Blick von Mogar verschlug ihnen den Atem und ließ ihre Pulse schneller klopfen.

Er war gewaltig. Es lag fogar etwas Unnatürliches in feiner Erscheinung der Unermeßlichkeit, als wäre er vielleicht nur eine Täufchung und nur in ihrem Traum-bilde vorhanden. So mochte ficherlich eine Ebene dem erscheinen, der Hafchifch genommen, das ja vergrößert und die Dinge gewaltig und furchtbar drohend erscheinen läßt. Domini hatte das Gefühl, als könnte gar kein menfchliches Auge wirklich folche unendlichen Flächen Sandes und Waffers fehen, wie die, welche fie in diefem Augenblick zu fehen wähnte. Denn hier, mitten in der Wüfte, gab es Waffer. Unermeßliche Weiten des Meeres ftießen an unermeßliche Weiten von Schnee. Oder es fchien beiden wenigstens fo. Und das Meer war ganz ruhig, wie die See im Winter, die ihre Klage über das winterliche Land haucht. Daraus erhoben fich da und dort Infelchen, deren niedrige Klippen dunkelrot wie Sandftein waren, traurige Farben, die wehmütig ftimmten. Infelchen, die öde ausfähen und von denen man dachte, daß fich nie Leben auf ihnen regte und niemals dort befehen könnte. Von der fchneeigen Fläche rückwärts erfreckten fich Sanddünen vom bleichften Gelb, unzählige Sanddünen, Myriaden und Myriaden, anfteigend, abfallend, anfteigend, abfallend, bis fie fich in die grauen Fernen diefer fchweigenden Welt verloren. Im Vordergrund zu Füßen ihrer Pferde fchlängelte fich vom Gipfel des Hügels ein breiter, im tiefen Sande kaum fichtbarer Weg hinab, von gewaltigen Dünen eingefäumt, welche die Tätigkeit des Windes zu grotesken Ungeheuern formte, einem Leviathan, einem Tiere mit mächtigem Buckel, einer Sphinx oder einem Wale. Diefer Weg verlor fich plötzlich in bleichen Flächen. In unermeßlicher Ferne gingen Meer und Schnee ineinander über und verblaßten in einem wolkigen Grau.

Über den nahen Dünen kreiften zwei Wüstenadler, langsam und in müdem Fluge, sanken gelegentlich zum Sande nieder und erhoben sich dann wieder zu den Wolken. Und bestreut war der Weg mit gebleichten Knochen von Kamelen, die verendet oder auf einem langen Wüstenmarfche gefchlachtet worden waren.

Links von ihnen beherrschte der einsame Turm dieses schreckliche Bild der Verlassenheit und schien es beständig, aber heimlich mit feinen kleinen Gucklochaugen zu beobachten.

„Wir find in den Winter geraten“, murmelte Domini.

Sie betrachtete das Weiß der Kamelknochen und der Flächen, das graue Weiß des Himmels und das bleiche Gelb der Dünen.

„Wie wunderbar! Wie schrecklich!“ sagte sie.

Sie wandte ihr Pferd zur Seite in die Nähe Androvskys.

„Grüßt der Ruffe in dir dieses Land?“ fragte sie ihn.

Er antwortete nicht. Er schien durch die traurige Unendlichkeit von ihnen gefangen.

„Hier kann ich mir vorstellen, was es heißen muß, in der Wüste zu sterben, von ihr getötet zu werden — durch Hunger, durch Durst“, sagte sie plötzlich, wie mit sich selbst sprechend und blickte über das vorgespiegelte Meer und den vorgespiegelten Schnee. „Jetzt ist es das erste Mal, daß ich die Schrecken der Wüste gefühlt habe.“

Ihr Pferd ließ den Kopf sinken, bis seine Nüstern beinahe den Boden berührten, und schüttelte sich in bangem Zittern. Auch sie zitterte, als wäre sie gezwungen, das Unbehagen des Tieres zu wiederholen.

„Manches ist hier gestorben“, sagte Androvsky endlich, leise redend, und wies mit seiner langen Peitsche auf die Kamelfskelette. „Komm, Domini, die Pferde find müde.“

Er warf noch einen Blick auf den Turm, dann stiegen sie bei ihren Zelten ab; diese waren am Rande der Böschung aufgeschlagen, die zu den Tierformen der nahen Dünen abfiel.

Eine Stunde später sagte Domini zu Androvsky:

„Heute wirst du doch sicher nicht mehr Gazellen jagen gehen?“

Sie hatten im Zelte Kaffee getrunken und waren eben damit fertig geworden. Androvsky stand auf und trat zur Zelttüre. Das Grau des Himmels wurde von einem glühenden Sonnenpfeile durchbrochen.

„Macht es dir etwas, wenn ich gehe?“ sagte er und wandte sich nach einem kurzen Blicke auf die Wüste ihr zu.

„Nein. Aber bist du nicht müde?“

Er schüttelte den Kopf.

„Ich konnte nicht reiten und jetzt kann ich es. Ich konnte nicht schießen und jetzt beginne ich —“

„Geh“, sagte sie rasch. „Übrigens brauchen wir Gazellen zum Abendessen, sagte Batouch, obwohl ich nicht glaube, daß wir ohne sie Hungers sterben.“ Sie kam zur Zelttüre, stellte sich neben ihn und er legte den Arm um ihn.

„Wäre ich allein hier, Boris“, sagte sie und lehnte sich an seine Schulter, „ich glaube, ich würde mich heute schrecklich traurig fühlen.“

„Soll ich hier bleiben?“

Er drückte sie an sich.

„Nein. Ich werde wissen, daß du zurückkommst. Oh, wie merkwürdig es zu denken ist, daß wir so viele Jahre lebten, ohne daß einer von der Existenz des anderen wußte, daß wir allein lebten. Warst du je glücklich?“

Er zögerte, bevor er antwortete.

„Manchmal glaubte ich, es zu fein.“

„Aber glaubst du jetzt, daß du es je wirklich warft?“

„Ich weiß nicht — vielleicht auf eine besondere Art.“

„Und kannst du jetzt so nicht mehr glücklich fein?“

Er sagte nichts, aber nach einem Augenblick küßte er sie lange und fest, als wollte er ihr Sein durch das Tor der Lippen in das seine ziehen.

„Leb wohl“, sagte er und ließ sie los. „Gleich nach Sonnenuntergang werde ich zurück fein.“

Er zeigte auf die fernen Sandhügel, die so eintönig bis zum Horizonte anstiegen und abfielen.

„Wenn du nicht zur rechten Zeit zurück bist“, sagte sie, „so werde ich beim Turme stehen und mit einem Feuerbrande winken.“

„Warum beim Turme?“

„Der Boden ist beim Turme am höchsten.“

Sie sah ihm nach, wie er auf dem Maulesel wegritt, mit zwei Arabern, die Gewehre trugen. Sie zogen zu den Salpeterfeldern, die wie Schnee ausfahen, neben dem Meere, das nur eine Luftspiegelung war. Dann ging sie in das Zelt zurück, nahm einen Band Fromentin und setzte sich in einen Klappstuhl an die Zelttüre. Sie las ein wenig, doch fiel ihr das Lesen schwer in diesem Wunderreiche ringsum. Ständig wurden die Augen vom Buche weg zu seinem Zauber und seiner klagenden Trauer abgelenkt, die wie die Trauer eines unirdischen Wesens war, eines Geistes, der sich nicht regte, aber litt. Sie gab das Buch nicht weg, sie legte es jetzt nur offen auf die Knie, saß da und blickte hinaus. Androvsky war mit den Arabern in einer Sandfalte verschwunden. Mit ihnen war der Sonnenstrahl vergangen. Ohne Androvsky —

ohne Sonne —, immer noch verband sie beide und sie wußte, daß sie dies ewig tun würde.

Die Melancholie dieses Wüstenbildes empfand sie immer stärker, bis sie ihr drückend wurde und wie ein schweres Gewicht auf ihr lag. Sie war kein Weib, das sich leicht irgend welcher krankhaften Phantasie hingab. Tatsächlich erregte alles Krankhafte einen instinktiven Abscheu in ihr. Aber das plötzliche Grau des Wetters, das nach Wochen brennenden Sonnenscheins kam und sich mit der phantastischen Öde der halb wirklichen, halb unwirklichen Landschaft verband, versetzte sie in diesem Augenblicke in eine trostlose Stimmung, wie sie sie selten hatte.

Als sie so hinblickte und Androvsky nicht einmal mehr als schwarzen, beweglichen Punkt auf der Fläche erblickte, wurde ihr plötzlich klar, was ihr die Wüste ohne ihn sein würde, selbst im Sonnenschein; sie erkannte den Schrecken ihrer Weiten, das Fürchterliche ihrer Verlassenheit. Und damit wurde ihr auch die Unsicherheit des menschlichen Lebens klar, das mit einem anderen menschlichen Leben verbunden ist. Von einem anderen abzuhängen, heißt die Summe der Schrecken der Ungewißheit verdoppeln. Und das hatte sie getan.

Wenn die unzähligen Sandmassen Androvsky aufnahmen und ihn nicht mehr wiedergäben! Was würde sie tun?

Sie betrachtete das Luftgebilde des Meeres mit den mattroten Infeln und die traurigen weißen Flächen längs seiner Küste.

In Winter — in ewigen Winter würde sie versinken. Und hängt doch jedes Menschenleben an einem Faden. Jede tiefe Liebe, jede verzehrende Leidenschaft umschließt eine mächtige Furcht im Rahmen ihrer mächtigen Pracht.



Heute schien in der Pracht die Furcht zu wachsen. Doch plötzlich erkannte sie, daß es notwendig sei, diese zu bezwingen und sie auf das ursprüngliche und ihr dauernd zukommende Maß einzuschränken.

Sie erhob sich, trat an den Rand des Hügels und ging langsam den Abhang entlang zum Turme.

Draußen, wo der Schatten des Zeltcs nicht mehr auf ihr lag, fühlte sie sich weniger bedrückt, wenn auch eine Melancholie und eine gewisse Furcht noch vorhanden war —, als müßte ein großer Kummer kommen, der schon ganz nahe war. Im Geiste hatte sie sich den Turm als Ziel für ihren Spaziergang gesetzt und so blieb sie stehen, als sie ihn erreichte.

Es war ein niedriger, viereckiger Turm, stark gebaut, mit Gucklöchern an den vier Seiten, und jetzt, wo sie daneben stand, bemerkte sie an der Rückseite ein kleines Haus angebaut, mit Fensterchen, die durch Laden verschlossen waren, und einen engen Hof für die Maultiere. Zweifellos hatte Androvsky recht; französische Soldaten waren einmal hier gewesen, um die optische Telegraphie zu handhaben. Sie dachte an die Rekruten, an Marseille und an Notre Dame de la Garde, unsere Liebe Frau, die nach Afrika blickt. Solche Rekruten kamen hierher, um in solchen seltsamen Häusern zu leben, wie in diesem Turme, der sich in die Wüste verirrt hatte und verlassen da stand. Sie warf einen Blick auf die geschlossenen Fenster und wandte sich wieder um, dem Zelte zu; aber etwas an der Lage des Turmes zog sie an — vielleicht der Umstand, daß er auf dem höchsten Punkte des Bodens stand, und so hieß sie jetzt Batouch einige Teppiche herausbringen, ließ sich im Schatten des Turmes nieder und betrachtete die Luftspiegelung des Meeres.

Wie lange sie dort gefessen, wußte sie nicht; das Luftgebilde hypnotisiert den Phantasiebegabten und ruft in ihm Träume wach, seltsame ätherische und bisweilen traurige. Wie lange sie dort sitzend ohne Unterbrechung geträumt hatte, wußte sie noch weniger. Gegen Abend war es nun, aber noch vor Anbruch der Nacht, als eine müde, mit Reifestaub bedeckte Gruppe von drei französischen Soldaten, Zuaven, mit einem Offizier langsam den sandigen Weg der Dünen heraufgeritten kam. Sie saßen auf Maultieren und führten das geringe Gepäck auf zwei Handefeln mit sich. Als sie den Gipfel des Hügels erreicht hatten, bogen sie nach rechts und ritten dem Turme zu. Der Offizier war seinen Leuten ein wenig voraus. Er war ein nett aussehender blonder Mann von etwa zweiunddreißig Jahren, mit blondem Schnurrbarte, blauen Augen und blonden Wimpern. Die Farbe des Haares erinnerte lebhaft an die der Dünen. Sein Gesicht war hellrot verbrannt, wie eine empfindliche Haut in der Sonne abbrennt. Die Augen waren entzündet, obgleich sie durch große Sonnengläser geschützt waren. An der Nase schälte sich die Haut, das Haar war voll Sand. Beim Reiten saß er vorgebeugt über den Nacken des Tieres und hielt die Zügel lose in der Hand, die vor Ermüdung kraft- und fühllos schien. Doch fah er trotz der offenkundigen Erschöpfung nett und elegant aus und mochte bei einer Parade ein schneidiger Offizier sein. Es war klar, daß er und seine Leute von einer gewaltigen Reife kamen. Diese fahen wie müde Hunde aus, kaum noch menschlich in ihrer Zerfahrenheit. Nur mit Mühe hielten sie sich auf ihren Maultieren und wurden wie Säcke nach dieser und jener Seite hin und her geschüttelt, die unrafierten Kinnladen schlotterten auf und nieder. Als

sie aber den Turm erblickten, begannen sie halblaut im Chor zu singen, legten die breiten Hände auf den Nacken der Tiere als Unterstützung und blickten in wilder Hilflosigkeit in die Richtung des Bauwerkes.

Domini wurde durch den Anmarsch dieser kleinen Kavalkade aus der Betrachtung des Luftgebildes und ihren Wachträumen erweckt. Der Offizier war schon fast bei ihr, als sie erst das Klappern eines Maultieres auf den Steinen hörte. Erschreckt blickte sie auf und erschauete hinunter, offenbar noch mehr erstaunt, eine Dame zu Füßen des Turmes verschanzt zu finden. Seine Überraschung und Erschöpfung gewannen jedoch nicht die Oberhand über sein instinktiv gutes Benehmen; so richtete er sich im Sattel gerade auf, nahm den Sonnenhelm ab und bat Domini um Entschuldigung wegen der Störung.

„Aber hier ist mein Heim für die Nacht, Madame“, fügte er hinzu und zog gleichzeitig einen Schlüssel aus der Tasche seiner breiten Hose. „Und ich danke Gott, es erreicht zu haben. Mein Gott! Es hat in den letzten Tagen öfter Augenblicke gegeben, wo ich glaubte, ich würde Mogar nie sehen.“

Langsam schwang er sich aus dem Sattel des Maultieres und blieb stehen, wobei er sich mit einer Hand am Sattel festhielt.

„F— F— F— F—“ sagte er, die Lippen zusammenbeißend. „Ich kann kaum stehen. Verzeihen Sie, Madame.“

Domini war aufgestanden.

„Sie sind übermüdet“, sagte sie und sah mit Interesse ihn und seine Leute an, die nun heraufgekommen waren.

„Ja, tatsächlich, ganz gehörig. Wir haben uns drei Tage lang in den großen Dünen in einem Sandsturm

verirrt und den Pfad hier zufällig gefunden, als wir uns gerade auf — nun auf ein großes Ereignis vorbereiteten.“

„Ein großes Ereignis?“ sagte Domini.

„Das letzte im Leben des Menschen, Madame.“

Er sprach einfach, mit einem leichten Ton von beinahe zynischem Humor, aber hinter seinen Worten und Gehaben fühlte sie einen wehevollen Ernst und Dankbarkeit, die sie anzog und ergriff.

„Diese schrecklichen Dünen“, sagte sie.

Sie wandte sich um und blickte hinaus.

Es gab keinen Sonnenuntergang, doch vertiefte sich das Grau zu einer Dürsterkeit, die aus tiefem Schwarz zu stammen schien; das Weiß der Salpeterfläche begann eine furchtbare Färbung anzunehmen, das Zaubermeer verblaßte, und seine Inseln schienen nicht mehr rot, sondern wie trübbraune Flächen im bleichen Nebel; all dies deutete das schnelle Hereinbrechen der Nacht an.

„Mein Mann ist dort draußen“, setzte sie hinzu.

„Ihr Mann, Madame?“

Er sah sie aufmerksam an, trat von einem Beine auf das andere, wie um seine Kraft zu erproben und sagte dann:

„Aber doch wohl nicht weit, glaube ich, denn ich sehe, Sie haben Ihr Lager hier.“

„Er ist nur auf die Gazellenjagd gegangen.“

Als sie die letzten Worte aussprach, sah sie, wie einer der Soldaten, fast ein Knabe noch, die Lippen leckte und seinen Gefährten beinahe ergreifend zuwinkte. Plötzlich kam ihr ein Gedanke:

„Halten Sie mich nicht für unverschämt, Monsieur — aber wie steht es mit dem Proviant in Ihrem Turme?“

„Ach, was das betrifft, Madame, da wird es uns ganz gut gehen. Da, mach' das Tor auf, Marelle.“

Und er gab einem Soldaten, der matt abstieg, den Schlüssel, den er in das Tor des Turmes stieß.

„Aber nach drei Tagen in den Dünen! Ihr Vorrat muß ja erschöpft sein, wenn Sie ihn nicht ergänzen konnten.“

„Sie sind zu gütig, Madame. Wir werden uns Kus-Kus machen.“

„Und Wein? Haben Sie Wein?“

Sie warf einen Blick auf die ermüdeten, staubbedeckten Soldaten, deren Augen auf sie gerichtet waren und voll Verlangen leuchteten. Der ganze „gute Kerl“ in ihr erwachte.

„Sie müssen mir erlauben, Ihnen welchen zu senden,“ sagte sie, „wir haben genug.“

Sie dachte an einige Flaschen Champagner, die sie mit sich führten und noch nicht geöffnet hatten.

„In der Wüste sind wir alle Kameraden“, setzte sie hinzu, wie zu den Soldaten sprechend.

Diese sahen sie mit offenkundiger Bewunderung an, was ihre ermüdeten Gesichter erhellte.

„Madame,“ sagte der Offizier, „Sie sind viel zu gut, doch nehme ich Ihr Anerbieten ebenso freimütig an, wie Sie es gemacht haben. Ein Tropfen Wein wird uns heute eine Sendung Gottes sein. Ich danke Ihnen, Madame.“

Die Soldaten sahen aus, als wollten sie in ein Freudengeschrei ausbrechen.

„Ich will zu dem Zelte gehen.“

„Kann das nicht einer meiner Leute für Sie tun, Madame? Sie sitzen hier. Bitte, lassen Sie sich doch durch uns nicht stören.“

„Aber die Nacht bricht an und ich werde in einem Augenblick heimgehen müssen.“

Während ihres Gespräches hatte die Dunkelheit schnell zugenommen. Sie schaute nach den fernen Dünen und konnte sie nicht mehr erkennen. Sogleich kehrten ihre Gedanken zu Androvsky zurück. Warum war er nicht heimgekommen? Sie dachte an das Signal. Vom Lager hinter ihrem Schlafzelte loderte die Flamme eines frisch gemachten Feuers auf.

„Wenn einer Ihrer Leute hingehen und Batouch — Batouch — sagen könnte, er folle zu mir kommen, so wäre ich Ihnen sehr dankbar“, antwortete sie. „Und ich möchte, daß er mir ein großes Holzstück aus dem Feuer herüberbringe.“

Sie sah, wie die auf sie gerichteten Augen neugierig wurden, und lächelte.

„Ich will meinem Mann ein Zeichen geben“, sagte sie, „und dies ist der höchste Punkt. Er wird es am besten sehen, wenn ich hier stehe.“

„Geh, Marelle, frage nach Batouch und bringe bestimmt das Holz aus dem Feuer.“

Der Mann salutierte und ritt bereitwillig weg. Der Gedanke an Wein hatte ihn und seine Gefährten fröhlich gestimmt.

„Nun, Monsieur, halten Sie sich nicht an Zeremonien“, sagte Domini zu dem Offizier. „Gehen Sie hinein und machen Sie Toilette. Sie sehnen sich darnach, ich weiß es.“

„Ich sehne mich darnach, ein wenig anständiger auszufehen — jetzt—, Madame“, sagte er höflich mit einem Funkeln der Bewunderung in seinen entzündeten Augen. „Sie werden mir erlauben, in einem Augenblick zurückzukommen und Sie zu dem Lager zu begleiten.“

„Gestatten Sie — mein Name ist de Trevignac.“

„Und meiner Madame Androvsky.“

„Ruffin!“ sagte der Offizier. „Die Allianz in der Wüste!  
Vive la Ruffie!“

Sie lachte.

„Das gilt meinem Manne, denn ich bin Engländerin.“

„Vive l'Angleterre“, sagte er.

Die beiden Soldaten wiederholten instinktiv seine Worte und ließen ihre heiferen Stimmen durch die Dunkelheit tönen.

„Vive l'Angleterre!“

„Danke, danke“, sagte sie. „Jetzt, Monsieur, will ich Sie nicht länger aufhalten.“

„Ich werde sofort zurück sein“, erwiderte der Offizier.

Er wandte sich um und ging in den Turm, während die Soldaten im Hofe herumritten und die Handfessel an den Stricken zerrten.

Domini wartete auf die Rückkehr Marelles. Ihre Stimmung hatte sich nun ganz geändert. Die sorgende herzliche Menschlichkeit hatte ihre Melancholie verjagt, die Wirtin, die in jedem Weibe schlummert, jener Sinn der Hausfrau und Gastgeberin, der mit dem mütterlichen Sinne Hand in Hand geht, regte sich in ihr. Es war ihr sehnfüchtiger Wunsch, diesen erschöpften Menschen, die aus den Klauen des Todes nach Mogar gekommen waren, einfach und bescheiden die gute Fee zu sein, ihre matten Gesichter unter dem Einflusse der Ruhe und guten Verpflegung aufleuchten zu sehen. Aber der Turm sah öde aus. Das Lager war fröhlicher und gemüthlicher. Plötzlich beschloß sie, alle für heute zum Abendessen in das Lager zu laden.

Marelle kam mit Batouch zurück. Schon von weitem sah sie die beiden mit lodernnden Fackeln durch die Dunkelheit kommen. Als sie bei ihr waren, sagte sie:

„Batouch, ich möchte, daß du für die Soldaten ein Abendessen im Lager bestellst.“

Ein breites strahlendes Lächeln ging über Marelles breite bretonische Züge.

„Und der Herr Offizier wird mit mir und Monsieur essen. Gib uns alles, was du geben kannst. Vielleicht können wir Gazellen haben.“

Sie sah, wie er die Lippen öffnete, um zu sagen, daß das Abendessen armfelig fein würde, und hielt ihn zurück.

„Du sollst auch Champagner öffnen — Pommery. Wir werden auf aller glückliche Rückkehr trinken. Gib mir jetzt das Holz, geh und sage es dem Koch.“

Als er den Auftrag entgegengenommen und in der Dunkelheit verschwunden war, kam der Franzose aus dem Turme. Er sah noch immer erschöpft aus und ging ein wenig schwer, doch hatte er mit Wasser aus dem artesischen Brunnen hinter dem Turme das Gesicht vom Sande gereinigt, hatte die Uniform gewechselt, den Sand aus dem blonden Haare gebürstet und eine elegante Kappe mit Goldborten statt des Sonnenhelmes aufgesetzt. Die Gläser waren von den Augen verschwunden und zwischen den Lippen stak eine große Havanna, seine letzte, die er aufbewahrt hatte, als Trost vielleicht in der schrecklichen Todesstunde.

„Monsieur de Trevignac, ich möchte, daß Sie heute mit uns im Lager speisen — nur essen. Wir wollen Sie nach dem Kaffee und Kognak gewiß auch nicht einen Augenblick vom Bette zurückhalten. Sie müssen die



Triple-Allianz — Frankreich, Rußland und England — bei einem Tropfen Champagner besiegeln.“

Sie hatte fröhlich und herzlich gesprochen. Dann fuhr sie ernster fort:

„Nicht jeden Tag entgeht man dem Tode zwischen den Dünen. Werden Sie kommen?“

Sie streckte ihm freimütig die Hand hin, wie ein Mann dem anderen. Er drückte sie wie ein Mann einer Frau, wenn er in sehr zarter, sanfter Stimmung ist.

„Madame, ich kann nichts anderes sagen, als daß Sie für uns arme Teufel viel zu gut sind und daß es Ihnen sehr schwer fallen wird, uns loszuwerden, denn wir werden im Lager so glücklich sein, daß wir unseren Turm ganz vergessen werden.“

„Also es bleibt dabei.“

Mit der Fackel in der Hand ging sie an den Rand des Hügels. De Trevignac folgte ihr. Er hatte Marelle den anderen Brand abgenommen. Sie standen Seite an Seite da und blickten über die unermessliche Öde, die nun in der Nacht fast verborgen lag.

„Sie wollen jetzt Ihrem Gatten ein Zeichen geben, Madame?“

„Ja.“

„Darf ich das für Sie tun? Sehen Sie, ich halte die andere Fackel.“

„Besten Dank. Aber ich will es selbst tun.“

Im Lichte der Flamme, die aufloderte, als wollte sie Dominis Gesicht berühren, sah er ein Leuchten ihrer Augen, das er wohl verstand, und er senkte seine Fackel zu Boden, während sie die ihre in die Höhe hob und damit in die Finsternis winkte.

Er beobachtete sie. Die schlanke, kräftige, doch un-

gemein geschmeidige Gestalt, der erhobene Arm mit der Fackel, die eine lange goldene Flammenzunge hinauswarf, die unbewußt verlangende Haltung, die ihm ein warmes, leidenschaftliches Herz offenbarte, das ohne Scham einem anderen Herzen zurief, dies alles ließ sie ihm wie eine Göttin der Sahara erscheinen. Er hatte seine Fackel zu Boden gesenkt, als sie aber die ihre schwang, fühlte er einen unwiderstehlichen Trieb, sich ihrer Tätigkeit anzuschließen, die sie so heldenhaft und herrlich erscheinen ließ. Und plötzlich hob auch er seine Fackel und winkte neben ihr in die Nacht hinaus.

Sie lächelte ihm durch die Flamme zu.

„Das muß er sicherlich sehen“, sagte sie.

Von unten, ganz ferne aus der Wüste, ertönte der laute Ruf einer starken Männerstimme.

„Aha“, rief sie.

Mit warmer kräftiger Stimme antwortete sie. Die Stimme des Mannes erwiderte, jetzt etwas näher. Sie ließ die Fackel zur Erde sinken.

„Monfieur, Sie werden also kommen — in einer halben Stunde?“

„Madame, mit herzlichstem Vergnügen. Aber gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Begleitung —“

„Nein, ich fühle mich ganz sicher. Und bringen Sie Ihre Leute mit. Wir wollen ihnen den besten Schmaus bereiten, den wir haben können. Und Champagner ist für alle auch genug da.“

Dann ging sie schnell und in freudiger Erwartung in die Finsternis weg.

„Ihr Mann zu fein“, murmelte de Trevignac. „Der Glückliche! Der Glückliche!“ Und er ließ sein Holzstück

neben ihrem zu Boden fallen und sah zu, wie die beiden Flammen zusammenschlugen.

„Der Glückliche —“ wiederholte er laut. „Ich bin neugierig, wie er ist.“

## ZWANZIGSTES KAPITEL

Als Domini das Lager erreichte, fand sie es in geschäftigem Aufruhr. Batouch hatte sich in das Unvermeidliche gefügt und veranlaßte nun den Koch zum Anspornen aller seiner Kräfte. Wardi erschien, in jeder Hand eine Flasche Pommery, und nur die Vorstellungen seiner Gebieterin und eine ausführliche Erklärung der besonderen Eigenschaft des Champagners, sich rasch zu verflüchtigen, konnten ihn davon abbringen, die Flaschen sogleich zu entkorken. Ali sumnte ein geheimnisvolles Lied von einem liebeskranken Kameltreiber, womit er die Herzen der Versammelten zu erfreuen hoffte, wenn die Zeit der Rast vorüber war. Und der Speisetisch war schon für drei gedeckt.

Als Androvsky mit den Arabern heranritt, ging ihm Domini bis an den Rand des Hügels entgegen.

„Du fahst mein Zeichen, Boris?“

„Ja.“

Er wollte noch etwas sagen, doch sie unterbrach ihn kurz.

„Hast du Gazellen gebracht? Ah —“

Über den Maulefel des einen Arabers sah sie einen Körper herabhängen, einen schmalen Kopf mit dünnem, spitzen Geweih, schlanken Beinen mit ungemein schlanken Füßen, die mit den Bewegungen der Maultiere schwangen.

„Wir werden sie heute abends brauchen. Gib sie schnell zum Zelte des Koches, Ahmed.“ Androvsky stieg von seinem Tier ab.

„Im Turm ist Licht“, sagte er, sah sie an und senkte den Blick.

„Ja.“

„Und ich sah zwei Zeichen. Zwei Fackeln wurden zusammen geschwungen.“

„Heute haben wir Kameraden in der Wüste.“

„Kameraden“, sagte er.

Seine Stimme klang erschreckt.

„Leute, die einem schrecklichen Tod in der Wüste entgangen sind.“

„Araber?“

„Franzosen.“

Schnell erzählte sie ihm deren Geschichte. Schweigend hörte er zu. Als sie geendet hatte, sagte er nichts. Aber sie sah, wie er den für drei Personen gedeckten Tisch betrachtete und seine Miene finster und verdrießlich wurde.

„Boris, du bist doch nicht böse“, sagte sie überrascht, „du wirst doch diesen armen Menschen nicht Gastfreundschaft verweigern?“

Sie schob ihren Arm unter den seinen und drückte ihn.

„Habe ich unrecht getan? Aber ich weiß, ich tat es nicht.“

„Unrecht? Wie könntest du das je tun?“

Er schien bemüht, etwas in seinem Innern zu unterdrücken.

„Ich bin es, der im Unrecht ist, Domini. Aber die Sache liegt so: Ich kann es nicht ertragen, daß unser Glück auch nur auf eine Nacht gestört wird. Ich will mit dir allein sein. Unser Leben in der Wüste hat mich rücksichtslos

selbstfüchtig gemacht. Ich will mit dir allein sein, ganz allein!“

„Ist es das? Wie ich mich freue!“

Sie legte ihre Wange an seinen Arm.

„Ja“, sagte er. „Und das andere Zeichen?“

„Das gab Monsieur de Trevignac.“

Androvsky zog plötzlich seinen Arm von ihr weg.

„Monsieur de Trevignac?“ sagte er. „Monsieur de Trevignac.“

Er stand wie in tiefen, ängstlichen Gedanken da.

„Ja, der Offizier. So heißt er. Was hast du, Boris?“

„Nichts.“

Stimmen, die sich dem Zelte näherten, klangen durch die Dunkelheit. Es waren die Franzosen.

„Ich muß“, sagte Androvsky, „ich muß — —“

Er machte eine unbestimmte Bewegung, als wollte er zu den Dünen gehen, hielt inne und ging schnell in sein Toilettezelt. Kaum war er verschwunden, als de Trevignac mit seinen Leuten das Zelt betrat. Batouch führte diese mit seiner ganzen Feierlichkeit zu dem Feuer, das vor dem Zelte brannte und einen Augenblick lang war Domini mit de Trevignac allein.

„Mein Mann kommt sogleich“, sagte sie. „Er kam spät zurück, aber er brachte eine Gazelle. Jetzt müssen Sie sich gleich setzen.“

Sie führte ihn in das Speisefeld. De Trevignac warf einen Blick auf den für drei Personen gedeckten Tisch mit verlangendem Vorgefühle; er war viel zu natürlich, dies zu verbergen.

„Madame“, sagte er, „Sie müssen mir verzeihen, wenn ich mir heute abends etwas vergebe und wie ein Menschenfresser im Märchen alles verschlinge.“

„Ich werde Ihnen nicht verzeihen, wenn Sie es unterlassen.“

Sie sprach fröhlich, hieß ihn sich in einen Klappstuhl setzen und bestand darauf, ihm ein weiches Kissen hinter den Rücken zu legen. Ihr Betragen war heiter, beinahe übergut und voll von Kameraderie, die man bei einer Frau selten findet, und doch bemerkte er eine Veränderung an ihr, seit sie nebeneinander die Fackel schwingend bei dem Turme gestanden hatten. Er sagte sich:

„Der Mann — er ist vielleicht über meine Anwesenheit ungehalten. Ich möchte wissen, wie lange sie schon verheiratet sind.“

Und er fühlte, wie seine Neugierde, Monsieur Androvsky zu sehen, wuchs.

Während sie ihn erwarteten, bat Domini de Trevignac, ihr die Geschichte seines schrecklichen Abenteuers in den Dünen zu erzählen. Er tat es einfach, nach Soldatenart, ohne Übertreibungen. Als er damit fertig war, sagte sie:

„Sie hielten also den Tod für gewiß?“

„Für ganz gewiß, Madame.“

Sie sah ihn ernst an.

„Wenn man so dem Tode in schrecklichster Öde, in völliger Einsamkeit ins Auge geschaut hat, muß das Leben nachher vollkommen verändert erscheinen.“

„Ja, Madame. Aber ich fühlte mich nicht völlig einsam.“

„Ihre Leute?“

„Nein, Madame.“

Nach einer Pause fügte er einfach hinzu:

„Meine Mutter ist gläubige Katholikin, Madame. Ich bin ihr einziger Sohn, und vor langer Zeit lehrte sie mich, daß man in einer Gefahr nie völlig allein ist.“

Dominis Herz erwärmte sich für ihn. Ihr gefiel dieses

Gottvertrauen, das der Soldat eines afrikanischen Regiments in diesem wilden Lande so freimütig zeigte. Ihr gefiel es, wie er inmitten der Schrecken des Sichtbaren so mutig auf das Unsichtbare baute. Bevor sie wieder sprachen, kam Androvsky über den dunklen Platz zwischen den Zelten und trat langsam in den Kegel, den das Lampenlicht warf.

De Trevignac erhob sich und Domini stellte die beiden vor. Als sie sich verbeugten, warf jeder einen kurzen Blick auf den anderen. Dann blickte Androvsky zu Boden und zwei vertikale Linien erschienen auf seiner hohen Stirne über den Augenbrauen. Sie gaben seinem Gesichte plötzlich den Ausdruck starken Unbehagens. De Trevignac dankte ihm für die angebotene Gastfreundschaft mit der Leichtigkeit des Weltmannes, da er annahm, daß die freundliche Einladung ihm und seinen Leuten von dem Gatten ebenso wie von der Gattin zugekommen sei. Als er geendet hatte, sagte Androvsky mit einem Tone, der Domini neu war und der klang, als hätte er ihn absichtlich angenommen:

„Ich freue mich, Monsieur. Wir fanden Gazellen und so hoffe ich — ich hoffe, Sie werden ein recht gutes Abendessen bekommen.“

Die Worte hätten kaum gewöhnlicher sein können, aber die Art, in der sie ausgesprochen wurden, war so eigentümlich und klang tatsächlich so gezwungen und unnatürlich, daß de Trevignac und Domini den Sprecher überrascht anfaßen. Dann entstand eine Pause. Hierauf kamen Batouch und Wardi mit der Suppe.

„Kommen Sie,“ sagte Domini, „wir wollen beginnen. Monsieur de Trevignac, Sie werden hier zu meiner Rechten sitzen.“

Sie ließen sich nieder. Die beiden Männer saßen einander

gegenüber an den Enden des kleinen Tisches; eine Lampe stand zwischen ihnen. Domini saß mit dem Gesichte zur Zelttüre und konnte in der Ferne die Dienerzelte im Feuer beleuchtet sehen und die Gestalten der französischen Soldaten, die nahebei an den Tischen saßen, während die Araber um sie herumgingen. Töne einer lauten Unterhaltung, gelegentlich der Lärm von Lachen, das in feiner freimütigen Hemmungslosigkeit beinahe kindlich war, bezeugten ihr, daß das eine Gastmahl Erfolg hatte. Sie sah ihre Gefährten an und faßte plötzlich, fast heftig, den Entschluß, daß auch das andere, dessen Vorsitz sie führte, erfolgreich werden sollte. Aber warum war Androvsky anderen Männern gegenüber so eigentümlich? Warum schien er beinahe ein anderer Mensch zu sein, sobald er in nähere Berührung mit seinesgleichen kam? War es Schüchternheit? Empfund er tiefen Haß vor jeder Gesellschaft? Sie erinnerte sich an das Mittagessen beim Grafen Anteoni und an das Unbehagen, das ihr damals Androvsky durch seine kalte Verlegenheit und seinen Unwillen, am Gespräche teilzunehmen, bereitet hatte. Damals war er nur ihr Freund. Jetzt aber war er ihr Mann. Sie sehnte sich darnach, daß er sich von seiner besten Seite zeige. Daß er kein Weltmann war, wußte sie. Hatte er ihr nicht von seiner einfachen Erziehung in El Kreir erzählt, einem abgelegenen Dorfe in Tunis, durch die Mutter, die nach dem Tode des Vaters in Armut zurückgeblieben war, vom Vater, einem Russen, der nach Afrika gekommen war, um sich durch Weinzucht ein Vermögen zu schaffen, aber seine Hoffnungen durch drei Jahre der Dürre und das Auftreten der gefürchteten Reblaus vernichtet sehen mußte? Hatte er ihr nicht von seiner harten Arbeit mit den spanischen Werkleuten auf



dem reichen Hochlande erzählt, wie er sich früh und spät, bei jeder Witterung geplagt hatte, nicht für sich, sondern für eine Gesellschaft, die aus dem Lande ein Vermögen zog und ihm nur den nackten Lebensunterhalt gab? Bis zu dem Augenblick, da sie ihm begegnete, hatte er nie eine Reise unternommen und fast nichts vom Leben gesehen. Das Vermächtnis eines Verwandten hatte es ihm schließlich ermöglicht, ein wenig Freiheit zu haben und die natürliche menschliche Neigung nach Veränderung zu befriedigen. Und — vielleicht seltsam — zuerst war er in die Wüste gekommen. Sie konnte nicht erwarten — sie tat es auch nicht —, daß er jene Gewandtheit zeige, die der Mensch nur in langem Verkehr mit Männern und Frauen aller Art erwirbt. Aber sie wußte, daß er nicht nur voll Feuer und Gefühl war — ein Mann mit viel Temperament —, sondern daß er auch ein Mann war, der zum Studieren stets Zeit gefunden, der tief gedacht hatte und dessen Gehirn nicht leer war. Sie wußte dies, obwohl sie ihn selbst im Verkehr mit ihr, selbst bei der großen Vertrautheit, die aus großer wechselseitiger Leidenschaft entsteht, als einen Mann von natürlicher starker Zurückhaltung kennen gelernt hatte, der vielleicht niemandem gegenüber, nicht einmal der Frau, die er liebte, alle seine Gedanken aussprechen konnte. Und da sie dies wußte, fühlte sie, wie ein gewisser Ärger über ihn in ihr aufstieg. Sie beschloß, ihre Willenskraft gegen diesen Mann, den sie liebte, auszuüben, ihn zu zwingen, daß er sich dem Gaste, der aus den Schrecken der Dünen zu ihnen gekommen war, von seiner besten Seite zeige. Sie wollte ihm zuliebe eigenfinnig sein.

Ihre Lippen zogen sich an den Mundwinkeln ein wenig hinunter. De Trevignac warf über den Suppenteller

einen raschen Blick auf sie und dann auf Androvsky. Er war ein Mann, der viel in der Gesellschaft verkehrt hatte, und sogleich erriet er die Kluft, welche die frühere Lebensart seiner Gastgeberin von der seines Wirtes getrennt haben mochte. Solche Klüfte sind, wie er wußte, nur schwer zu überbrücken. In diesem Falle mußte große Liebe die Brücke gewesen sein. Sein Interesse an diesen beiden Menschen, auf die er in der Einsamkeit der Wüste gestoßen war, wo alle seine Gefühle durch die Nähe der Gefahr erregt worden waren, wäre in jedem Falle tief gewesen. Aber etwas gab es außerdem, das es ungewöhnlich vergrößerte, etwas, das mit Androvsky in Verbindung stand. Es schien ihm, als hätte er Androvsky schon einmal in seinem Leben gesehen, ihn vielleicht sogar kennen gelernt. Und doch waren ihm Androvskys Züge nicht vertraut. Er konnte noch nicht sagen, woher er diesen Eindruck gewann, aber er war stark.

Er durchfuchte sein Gedächtnis.

Ganz im Anfange lastete die Müdigkeit zu schwer auf ihm, aber die heiße Suppe und das erste Glas Wein belebten ihn wieder. Als Domini, voll geheimen Eigenfinns, heiter zu plaudern begann, war er bald imstande, auf den leichten Ton einzugehen und ihr in ihrem Bemühen beizustehen, Androvsky in die Unterhaltung einzubeziehen. Der fröhliche Lärm des Lagers drang von draußen zu ihnen herein.

„Ich fürchte, meine Leute sind ein bißchen zu laut“, sagte de Trevignac.

„Das gefällt uns“, sagte Domini. „Nicht wahr, Boris?“

Lang anhaltendes lautes Lachen klang aus der Ferne. Als es verhallte, konnte man das eigentümliche gutturale Kichern Batouchs hören, das ein wenig negerhaft

war, sich allein hinzog und von feinem beharrlichen Sinn für Humor zeugte.

„Gewiß,“ sagte Androvsky, noch immer mit derselben gezwungenen, unnatürlichen Stimme, die Domini bei der Vorstellung der beiden Männer so überrascht hatte, „wir sind an Fröhlichkeit beim Lagerfeuer gewöhnt.“

„Wollen Sie lange in der Wüste bleiben, Monsieur?“

„Ich hoffe es, Monsieur. Das hängt von meiner — es hängt von Madame Androvsky ab.“

Warum sagte er nicht „meiner Frau“, dachte de Trevignac. Und wieder durchsuchte er seine Erinnerung. War er diesem Manne je begegnet? Und wenn, wo?

„Ich würde am liebsten ewig in der Wüste bleiben“, sagte Domini schnell, mit einem langen Blicke auf ihren Mann.

„Ich würde das nicht wollen, Madame“, meinte de Trevignac.

„Das kann ich begreifen. Ihnen hat die Wüste ihre Schrecken gezeigt.“

„Ja, das hat sie allerdings getan.“

„Uns aber hat sie nur ihren Zauber dargeboten. Nicht wahr?“ Sie sprach zu Androvsky. Nach einer Pause antwortete er:

„Ja.“

Als das Wort ausgesprochen war, klang es wie eine Lüge.

Zum ersten Male seit ihrer Hochzeit fühlte Domini eine Kälte, eine Eiskälte in ihrem Herzen. War es möglich, daß Androvsky ihre Freude in der Wüste nicht geteilt hatte? War sie in ihrem Glücke allein gewesen? Einen Augenblick lang faß sie da, wie von einem Schlage betäubt. Dann kam das Wissen und die Überlegung in ihr zu Worte. Sie wußte, daß Androvsky mit ihr glücklich

war, sie wußte es ganz bestimmt. Es gibt Dinge, in denen sich eine Frau nicht täuschen kann. Wenn Androvsky mit ihr war, wollte er keinen anderen Menschen haben. Diese Gewißheit konnte ihr nichts nehmen.

„Natürlich,“ sagte sie erleichtert, „es gibt Orte in der Wüste, in denen Melancholie zu brüten scheint, in denen man die Schrecken der Wüste empfindet. Mogar, glaube ich, ist einer von diesen, vielleicht der einzige folche, in dem wir bisher waren. Heute abend, als ich unter dem Turme saß, hatte sogar ich“ — hier lächelte sie Androvsky glücklich zu — „Ahnungen —“

„Ahnungen“, sagte Androvsky schnell. „Warum solltest du —?“ Er brach ab.

„Doch nicht von künftigem Mißgeschicke, hoffe ich, Madame“, sagte de Trevignac mit einer Stimme, die jetzt unwiderstehlich munter war.

Er nahm ein Stück Gazelle, das einen appetiterregenden Duft ausströmte und Wardi goß ihm stolz das erste Glas hell blinkenden Champagners ein.

„Ich weiß es kaum, aber alles sah so traurig und fremd aus, ich fing an, über die Unbeständigkeiten des Lebens nachzudenken.“

Domini und de Trevignac nippten ihren Champagner, Wardi war jetzt hinter Androvsky getreten, um sein Glas zu füllen.

„Nein, nein!“ sagte er, hielt die Hand darüber und schüttelte den Kopf.

De Trevignac fuhr auf.

Wardi blickte Domini an und zog eine schmerzliche Grimasse, während er mit dem braunen Finger auf das Glas zeigte.

„Ach! Boris! Heute mußt du Champagner trinken!“ rief sie.

„Ich möchte es lieber nicht tun“, sagte er. „Ich bin nicht daran gewöhnt.“

„Nur um auf das Wohl unseres Gastes zu trinken, nach seiner Errettung vom Tode.“

Androvsky nahm die Hand vom Glase und Wardi füllte es mit Wein.

Dann erhob Domini ihr Glas und trank de Trevignac zu. Androvsky folgte ihrem Beifpiele, doch ohne Enthusiasmus, und als er den Wein an die Lippen führte, nippte er kaum davon. Hierauf fetzte er das Glas nieder und bat Wardi, ihm Rotwein zu geben. Und während des ganzen Abend trank er keinen Champagner mehr. Auch aß er sehr wenig, viel weniger als gewöhnlich, denn in der Wüste hatten sie beide den Hunger von Jägern.

Nachdem ihnen de Trevignac herzlichst für ihr Zutrinken gedankt hatte, sagte er:

„Ich war so weit, daß ich den Tod beinahe sicher erwartete. Aber war es Mogar, das Sie auf solche Gedanken brachte, Madame?“

„Ich glaube. Es liegt etwas Trauriges, ja Unheilverkündendes über diesem Ort. Findest du nicht auch, Boris?“

Sie schaute zur Zelttüre und stellte sich die unermessliche Öde vor, die draußen in der Dunkelheit verborgen lag, die weißen Flächen, das Zaubermeer, die Sanddünen, die wie Ungeheuer ausfahen, die gebleichten Beine der toten Kamele, über denen die Adler kreiften.

„Findest du nicht auch, daß es wie ein tragischer Ort aussieht, in dem — ein Ort, in dem sich Tragödien abspielen müssen.“

„Es sind nicht die Orte, welche die Tragödie schaffen“, sagte er, „oder wenigstens viel feltener, als die Leute darin.“

Er stockte und schien sich zu bemühen, die Schweig-

samkeit abzufchütteln und plötzlich imftande zu fein, es wenigftens teilweise zu tun. Denn er fuhr fort, mit größerer Natürlichkeit und Leichtigkeit zu fprechen, ja mit einer gewissen männlichen Kraft:

„Wenn die Menfchen nur ihren Willen gebrauchen wollten, fo würden fie nicht durch Örtlichkeiten beeinflusst und nicht von taufernderlei Dingen, von Erinnerungen, Furcht, Phantafereien geleitet werden, ja felbst von Phantafereien, die doch reinfte Schatten find und aus denen fie Gefpenfter machen. Die Hälfte der Schrecken und des Unheils im Leben liegt nur in den Menfchen. Sie veranlassen fogar felbst die Tragödien, die fie vermeiden könnten, wenn fie fie erwarteten.“

Die letzten Worte fagte er mit einer Art starker Verachtung — dann fuhr er ruhiger fort:

„Du, Domini, warum folltest du die Unbeständigkeit des Lebens gerade in Mogar fühlen? Du mußt es nicht. Du kannst den Willen aufbringen, fie nicht zu fühlen. Das Leben ist in feinen Möglichkeiten hier dasfelbe wie in jedem anderen Orte.“

„Aber du,“ erwiderte fie, „fühltest du nicht einen entsetzlichen Einfluß, als wir hier ankamen? Erinnerst du dich, wie du den Turm anfahst?“

„Den Turm“, fagte er mit einem schnellen Blick auf de Trevignac. „Ich — warum sollte ich den Turm angeblickt haben?“

„Ich weiß nicht, aber du tatest es fast als ob du dich davor fürchtetest.“

„Vor meinem Turme?“ fagte de Trevignac.

Wieder drang lärmendes Lachen vom Lagerfeuer zu ihnen, Domini lächelte darüber mitfühlend, während de Trevignac und Androvsky einander einen Augenblick

lang durch den Ausschnitt des Lampenlichtkegels, der zwischen ihnen lag, anfahren. Der eine mit ernster Neugierde, der andere mit einem fast feindlichen Blicke, oder es schien wenigstens so.

„Ein Turm, der sich in der Wüste erhebt, läßt die Öde noch stärker hervortreten, das war es vermutlich“, sagte Androvsky, als das Lachen mit Batouchs kehligem Kichern geendet hatte. „Man muß an einen einsamen, wartenden Menschen denken.“

„Der auf etwas wartet, das nie kommen wird oder auf etwas Schreckliches, das kommt“, sagte de Trevignac.

Als er die letzten Worte sagte, rückte Androvsky unruhig auf seinem Stuhle umher und blickte zum Zeltlager hinaus, als wollte er aufstehen und an die frische Luft treten, weil ihn das Zeltdach über seinem Kopfe bedrückte.

De Trevignac wandte sich zu Domini.

„In diesem Falle, Madame, waren Sie der einsam Wartende und ich das Schreckliche, das kam.“

Sie lachte. Dabei merkte de Trevignac, daß sie Androvsky mit einer Art trauriger Gespanntheit ansah, aber nicht vorwurfsvoll oder verwundert, sondern etwa wie ein Alter ein Kind betrachtet, das am Rande einer tiefen Kluft spielt, in die es ein falscher Tritt stürzen kann. Er bemühte sich, diesen seltsamen Blick zu erklären, der sich auf dem Gesichte des Gastgebers so offenkundig in Verbindung mit seiner Person zeigte. Es schien ihm, daß er Androvsky schon begegnet sein mußte und daß Androvsky dies wußte, wußte — was er selbst noch nicht wußte —, wo und wann dies gewesen sei. Auch schien es ihm, daß Androvsky an ihn als das „schreckliche Etwas“ gedacht hatte, daß sich von draußen aus der Wüste dieser Frau genahet habe, die da zwischen ihnen saß.

Doch woher konnte das kommen?

Eine starke Neugierde erwachte in ihm und im Geiste verfluchte er fein verräterisches Gedächtnis — wenn es verräterisch war. Denn vielleicht hatte er sich getäuscht. Er war seinem Wirte vielleicht nie zuvor begegnet und dessen feltfames Betragen war irgend einem unerklärlichen Grunde zuzuschreiben oder vielleicht fogar einem fehr erklärlichen und gewöhnlichen. Diefes Monsieur Androvsky mochte ein fehr eiferfüchtiger Mann fein, der feine Frau in die Wüste weggeführt hatte, um fie ganz allein für fich zu haben und der felbst die Möglichkeit, daß ein Fremder eindringe, schon fehr übel aufnahm. De Trevignac kannte das Leben und die merkwürdigen Eigenschaften der Menschen, er wußte, daß es Europäer gibt mit dem Temperamente des Arabers, die insgeheim wünfchen, ihre Frauen würden den Schleier tragen und im Harem abgeschlossen leben. Androvsky mochte einer von diefen fein.

Als Domini gelächelt hatte, fagte fie:

„Im Gegenteil, Monsieur. Sie haben meine Gedanken durch Ihre Ankunft in fröhlichere Bahnen gelenkt.“

„Wiefo?“

„Weil ich dadurch an die fogenannten Kleinigkeiten des Lebens zu denken gezwungen wurde, die uns Frauen, wie ich glaube, mehr bedeuten als euch Männern.“

„Oh,“ fagte er, „diese Speisen, dieser Wein, dieser Stuhl mit feinen Kissen, dieses helle Licht — Madame, das find keine Kleinigkeiten, für die ich dankbar fein muß. Wenn ich an die Dünen denke, scheinen fie mir — scheinen fie —“

Plötzlich stockte er. Seine heitere Stimme klang gewürgt. Sie sah, daß Tränen in feinen blauen Augen standen,



die mit inniger Dankbarkeit auf sie gerichtet waren. Er räusperte sich.

„Monfieur“, fagte er zu Androvsky. „Sie dürfen es mir bei unferer Wüftenbekanntschaft nicht als Anmaßung auslegen, wenn ich fage, daß ich — und meine Leute bis an unfer Lebensende an Madame nur als die gute Gottheit der troftlofen Sahara werden denken können.“

Er wußte nicht, wie Androvsky diefe Bemerkung aufnehmen würde und es war ihm auch nicht daran gelegen. In diefem Augenblicke hatten in feiner impulsiven Natur nur die Bewunderung diefer Frau und Dankbarkeit für ihre freimütige Güte Raum. Androvsky fagte:

„Ich danke Ihnen, Monfieur.“

Er fprach mit einer Heftigkeit, ja einer Glut, die überafchte. Zum erften Male, feit fie beifammen waren, klang feine Stimme ganz natürlich, fein Betragen war abfolut ungezwungen; er zeigte fich wie er war, ein Mann, der für das Weib in Liebe glühte, das fich ihm hingegeben hatte und der nun ein warmes Wort ihr gefpendeten Lobes als eine Gabe anfah, die auch ihm gefchenkt wurde. De Trevignac wunderte fich nun nicht mehr, daß Domini fein Weib fei. Diefe vier Worte und die Art, in der er fie ausgesprochen hatte, zeigten ihm den Mann und das, was er dem Leben einer Frau fein mochte. Domini fah ihren Gatten fchweigend an. Ihr war, als durchflutete Licht ihr Herz, als wäre das troftlofe Mogar der Garten Eden, bevor der Engel kam. Als fie wieder fprachen, handelte es fich um einen gleichgültigen Stoff. Aber von diefem Augenblicke an ging das Mahl fröhlich weiter. Androvsky fchien fein merkwürdiges Unbehagen verloren zu haben. De Trevignac kam ihm mehr als den halben Weg entgegen. Von der Fröhlichkeit des Lagerfeuers

war ein Hauch durch das Zelt geweht. Ein Band der Sympathie war um diese drei Menschen gefchlungen. Eine Berührung konnte es vielleicht zerreißen, in diesem Augenblicke aber schien es stark.

Am Schlusse der Mahlzeit erhob sich Domini.

„In der Wüste kennen wir keine Förmlichkeiten“, sagte sie. „Aber ich will gehen und Sie einen Augenblick allein lassen. Gib Monsieur de Trevignac eine Zigarre, Boris. Der Kaffee kommt gleich.“

Sie ging hinaus zum Zeltfeuer. Sie wollte die Männer allein lassen, damit sie ihre gute Freundschaft besiegelten. Der Übergang ihres Mannes von Schweigsamkeit zur Herzlichkeit hatte sie entzückt. In ihrem Innern jauchzte und tanzte es von Glückseligkeit. Sie fühlte sich froh wie ein Kind. Zwischen dem Feuer und dem Zelte begegnete ihr Wardi, der ein Tablett trug. Darauf standen eine Kaffeekanne, Schalen, Gläschen und eine hohe Flasche von merkwürdiger Form mit sehr dünnem Halse und ausgebauchten Seiten.

„Was ist das, Wardi?“ fragte sie, die Flasche berührend.

„Ein afrikanischer Likör, Madame, den Sie noch nie versucht haben. Batouch trug mir auf, ihn zu Ehren des Herrn Offiziers zu bringen. Man nennt ihn — —“

„Eine neue Überraschung von Batouch“, unterbrach sie ihn fröhlich. „Gib ihn hinein, der Herr Offizier wird meinen, wir haben einen ganzen Keller in der Wüste.“

Er ging weiter, während sie einige Minuten bei dem lodernden Feuer stehen blieb und die französischen und arabischen Gesichter betrachtete, die davon erhellt wurden. Die glücklichen Soldaten sangen ein französisches Lied mit einem Chor zum Ergötzen der Araber, die sich hin und her neigten, mit dem Kopfe nickten und lächelten,

bemüht, ihre Wertschätzung für die barbarische Musik der Roumis zu zeigen.

Dem müden, schrecklichen Mogar und feinen Einflüssen wurde von den Wanderern, die darin rasteten, Trotz geboten. Sie dachte an Androvskys Worte über den menschlichen Willen, der den Einfluß der Örtlichkeit überwindet, und plötzlich erfaßte sie das Verlangen, bis an den Turm zu gehen, wo sie Trauer und Furcht gefühlt hatte, einen Augenblick in seinem Schatten zu stehen und in ihrem Glücke zu schwelgen.

Sie folgte ihrem Impulse, ging zu dem Turme, blieb dort stehen und blickte in die Dunkelheit hinaus, welche die Dünen, die weißen Flächen und das Sandmeer verhüllte, sie sah dies alles im Geiste und bot ihm leuchtend Trotz. Dann ging sie wieder zum Lager zurück, mit dem leichten Schritte glücklicher Leute. Als sie ein ganz kurzes Stück gegangen war, hörte sie, wie ihr jemand entgegenkam. Es war zu dunkel, um zu erkennen, wer es war. Sie konnte nur die Schritte auf den Steinen hören. Sie waren schnell. Sie gingen an ihr vorüber und blieben hinter ihr bei dem Turme stehen. Sie fragte sich, wer das sein konnte, und nahm an, einer der Soldaten müsse etwas holen gegangen sein oder sei vielleicht ermüdet und eile ins Bett.

Als sie näher an das Lager kam, sah sie das Lampenlicht im Zelte leuchten, wo de Trevignac und Androvsky zweifellos in guter Kameradschaft gemütlich plauderten und rauchten. Einem hellen Sterne gleich schien ihr der Lichtschein, dem hellsten aller Sterne Afrikas, der aus ihrem Heime herausdrang. Sie trat näher. Als sie hinkam, erwartete sie, die Stimme der beiden Männer zu hören, doch sie hörte nichts. Auch sah sie nicht das Schwarz ihrer Gestalten sich im Lichtkegel bewegen. Vielleicht

waren sie an das Feuer zu den Soldaten und Arabern hinausgegangen. Sie eilte hin, kam an das Zelt, trat ein und befand sich ihrem Manne gegenüber, der im Schatten hinten allein in einer Ecke stand, welche die Leinwand bildete. Auf dem Boden in feiner Nähe lagen eine Menge Glasstücke.

„Boris!“ sagte sie. „Wo ist Monsieur de Trevignac?“

„Fort“, erwiderte Androvsky laut und fest.

Sie sah zu ihm auf. Sein Gesicht war finster und wild, hart wie das eines Fechters.

„Schon fort? Warum?“

„Er ist übermüdet. Er bat mich, ihn bei dir zu entschuldigen.“

„Aber —“

Sie sah die Kaffeetaffen auf dem Tische. Zwei davon waren voll Kaffee. Die dritte, ihre, war rein.

„Aber er hat nicht einmal Kaffee getrunken!“ sagte sie.

Sie war überrascht und ließ es merken. Sie konnte es nicht verstehen, daß ein Mann, der eine so warme, ja rührende Werthschätzung ihrer Güte gezeigt hatte, ohne ein Wort des Abschiedes wegging, die Gelegenheit ihrer momentanen Abwesenheit wahrnahm, um zu verschwinden, sich aus dem Staube zu machen — denn so bezeichnete sie es in ihrem Innern.

„Nein — er wollte keinen Kaffee haben.“

„Aber ging irgend etwas vor?“

Sie blickte auf das zerbrochene Glas hinunter und bemerkte zwischen den Scherben Flecken auf dem Boden.

„Was ist das?“ sagte sie. „Oh, der afrikanische Likör!“

Plötzlich schlang Androvsky seinen Arm um sie mit eisernem Griffe und führte sie aus dem Zelte weg. Schweigend gingen sie über den Platz zu ihrem Schlafzelte. Sie fühlte

sich beherrscht, als müßte sie seinem Willen nachgeben, aber sie empfand auch eine geistige Erregung und Verwirrung. Das Schlafzelt war dunkel. Als sie es erreicht hatten, nahm Androvsky den Arm von ihr und sie hörte, wie er die Zündhölzchen suchte. Sie stand in der Zelttüre und konnte sehen, daß im Turme Licht brannte. De Trevignac mußte schon dort sein. Ohne Zweifel war er es gewesen, dem sie begegnet war, als sie durch die Nacht zu dem Zelte zurückgekehrt war. Androvsky rieb das Zündholz und zündete eine Kerze an. Dann trat er zur Zelttüre und sah, daß sie das Licht im Turme betrachtete.

„Komm herein, Domini“, sagte er und nahm sie bei der Hand; er sprach sanft, aber noch immer mit einer Festigkeit, die wie ein Befehl war.

Sie folgte und er ließ schnell den Leinwandvorhang herunter, um die Nacht auszuschließen.

„Was hast du, Boris?“ fragte sie.

Sie stand bei dem einen Bette.

„Was ist geschehen?“

„Warum — geschehen?“

„Ich verstehe das Ganze nicht. Warum ging Monsieur de Trevignac so plötzlich weg?“

„Domini, liegt dir daran, ob er hier ist oder fort? Liegt dir viel daran?“ Er saß auf der Bettkante und zog sie neben sich nieder.

„Willst du, daß irgend jemand bei uns sei, in unser Leben eindringe? Sind wir allein nicht glücklicher?“

„Boris“, sagte sie, „du — ließest du ihn merken, daß du wolltest, er möge gehen?“

Ihr kam plötzlich der Gedanke, Androvsky könnte in seinem Mangel an Weltkenntnis ihrem Gast gezeigt haben,

daß er das Eindringen eines Fremden bei ihnen auch nur für einen Abend insgeheim mißbillige, und de Trevignac, ein empfindsamer Mensch, war verletzt worden und deshalb so plötzlich weggegangen. Ihr gesellschaftlicher Sinn lehnte sich bei diesem Gedanken auf.

„Du ließeßt ihn das doch nicht merken, Boris!“ rief sie. „Nachdem er eben dem Tode entronnen war! Das wäre unmenischlich gewesen!“

„Vielleicht könnte mich meine Liebe zu dir auch dazu bringen, Domini. Und wenn es geschah — wenn du wüßtest, warum ich unmenischlich war —, würdest du mich deshalb tadeln? Würdest du mich deshalb hassen?“

Eine mächtige Aufregung bebte in ihm. Das rief in ihr die Erinnerung an die erste Nacht in der Wüste wach, als sie beisammen auf dem Boden saßen und dem Erlöschen des Feuers zusahen.

„Könntest du — könntest du mich aus irgend einem Grunde hassen, Domini?“ sagte er. „Sprich — könntest du’s?“

Sein Gesicht war ihrem ganz nahe. Sie sah ihn mit langem, festem Blicke an, in dessen dunklem Feuer Wahrheit geschrieben stand.

„Nein“, erwiderte sie. „Jetzt — könnte ich dich nie hassen.“

„Auch nicht, wenn — auch nicht, wenn ich dich verletzt hätte? Auch nicht, wenn ich dir ein Unrecht zugefügt hätte?“

„Könntest du mir je Unrecht tun?“ fragte sie.

Einen Augenblick lang saß sie da und sah ihn wie in tiefen Gedanken an.

„Ich könnte beinahe ebenso leicht glauben, Gott könne Unrecht tun“, sagte sie schließlich einfach.

„Du hast also — du hast also vollkommenes Vertrauen zu mir?“

„Wie — hast du je geglaubt, daß ich es nicht hätte?“ fragte sie. Ihre Stimme klang verwundert.

„Ich habe dir mein Leben gegeben“, setzte sie, immer noch verwundert, hinzu. „Ich bin hier mit dir in der Wüste. Was könnte ich sonst noch geben? Was könnte ich sonst noch tun?“

Er legte den Arm um sie und zog ihren Kopf an seine Schulter nieder.

„Nichts, nichts. Du hast alles gegeben, alles getan — zuviel, viel zuviel. Ich fühle mich unter dir, ich weiß, daß ich es bin — tief, tief unter dir.“

„Wie kannst du das sagen? Ich könnte dich nicht lieben, wenn es so wäre.“ Sie sprach in voller Überzeugung.

„Vielleicht,“ sagte er leise, „vielleicht erkennen Frauen nie, was ihre Liebe tun kann. Sie könnte — sie könnte...“

„Was, Boris?“

„Sie könnte tun, was Christus tat — zur Hölle hinabsteigen, um zu den — um zu den Seelen im Gefängnisse zu predigen.“

Seine Stimme hatte sich zu Murmeln abgeschwächt. Mit einer Hand an ihrer Wange hielt er ihren Kopf an seine Schulter niedergedrückt, so daß sie sein Gesicht nicht sehen konnte.

„Das könnte sie tun, Domini.“

„Boris,“ sagte sie, auch fast flüsternd, denn seine Worte und seine Art erfüllten sie mit einer gewissen Scheu, „ich möchte, daß du mir etwas sagst.“

„Was?“

„Bist du mit mir hier in der Wüste ganz glücklich?“

Wenn du's bist, so solltest du mir sagen, daß es so ist. Denke daran — ich werde dir glauben.“

„Kein anderer Mensch könnte mir je das Glück bereiten, das du mir gibst.“

„Aber —“

Er unterbrach sie.

„Kein anderer Mensch hat es je getan. Bevor ich dir begegnete, hatte ich keine Ahnung davon, welches Glück es in der Welt für Mann und Frau gibt, die einander lieben.“

„So bist du glücklich?“

„Scheine ich es nicht zu fein?“

Sie antwortete nicht. Sie fuchte in ihrem Herzen die Antwort — fuchte sie mit fast fürchterlicher Aufrichtigkeit. Er erwartete ihre Erwiderung, ganz stille sitzend. Seine Hand lag noch immer auf ihrem Gesichte. Nach einer Weile, die ihm eine Ewigkeit schien, sagte sie:

„Boris!“

„Ja.“

„Warum sagtest du das von der Frauenliebe, die imstande wäre, selbst zur Hölle hinabzusteigen, um zu den Seelen im Gefängnisse zu predigen?“

Er antwortete nicht. Sie glaubte seine Hand schwerer auf ihren Gesichte zu fühlen.

„Ich — ich bin nicht ganz sicher, daß du mit mir vollkommen glücklich bist“, sagte sie.

Sie sprach wie jemand, der die Wahrheit achtet, auch wenn sie ihn zugrunde richtet. Wie Seelenangst klang es aus ihrer Stimme.

„Still!“ sagte er. „Still, Domini!“

Sie schwiegen beide. Hinter der Leinwand des Zeltes, die sie von dem Lager abschloß, hörten sie Musik ertönen.



Trommeln wurden geschlagen. Die afrikanische Pfeife klagte. Dann begann Ali den Gefang der befreiten Neger:

„Was mein Herz erfüllt,  
Weiß nur Gott und ich.“

In diesem Augenblicke fühlte Domini, daß diese Worte wahr seien — schrecklich wahr.

„Boris“, sagte sie. „Hörst du’s?“

„Still, Domini.“

„Ich glaube, in deinem Herzen trägst du etwas, das dich manchmal traurig macht, selbst wenn du mit mir bist. Ich glaube, vielleicht errate ich bisweilen, was es ist.“

Er nahm seine Hand von ihrem Gesichte und zog den Arm von ihrer Schulter, aber sie faßte ihn und ihr Arm war stark wie der eines Mannes.

„Boris, du bist mit mir, ganz nahe bei mir, aber fühlst du dich nicht manchmal sehr weit von Gott entfernt?“

Er antwortete nicht.

„Ich weiß nicht, ich sollte dich vielleicht nicht fragen. Ich frage nicht, nein, ich tue es nicht. Aber wenn es das ist, so sei nicht zu traurig. Es kann sich alles zum Guten wenden — hier in der Wüste. Denn die Wüste ist der Garten Allahs.“

„Boris — das Licht —!“

Er löschte die Kerze mit der Hand aus.

„Vielleicht hast du das Gefühl, daß du jetzt nicht aufrichtig beten kannst, aber eines Tages bist du wohl wieder imstande, es zu tun. Du wirst es können. Ich weiß es. Bevor ich wußte, daß ich dich liebe, sah ich dich — in der Wüste beten.“

„Mich!“ flüsterte er. „Du fahst mich in der Wüste beten!“

Ihr schien, daß er sich fürchtete. Sie drückte ihn fester mit ihren Armen.

„Es war an jenem Abend im Tanzhaufe. Mir schien, als würde ich eine Schar Leute sehen, denen die Wüste Gaben verteilte und dir gab sie als Geschenk das Gebet. Weit draußen in der Wüste sah ich dich beten.“

Sie hörte seinen schweren Atem, fühlte ihn an ihrer Wange.

„Wenn — wenn es das ist, Boris, so verzweifle nicht. Es kann kommen. Bewahre das Kruzifix. Ich bin sicher, du hast es. Und ich bete immer für dich.“

Lange saßen sie im Dunkel, aber an jenem Abend sprachen sie nicht mehr.

Domini konnte nicht schlafen und sehr früh am Morgen, gerade als die Dämmerung begann, schlich sie sich aus dem Zelte und schloß den Vorhang hinter sich.

Es war kalt draußen — fast so kalt wie in einem nordischen Winter. Der Morgenwind, der ihr über die wellenförmigen Dünen und die weißen Flächen entgegenblies, schien mit Eis geschwängert. Der Himmel war bleichgrau. Das Lager schlief noch. Was Feuer gewesen war, ganz rot und gold und flammende Schönheit, war jetzt ein Kreis aus Asche, grau wie der Himmel. Am Rande des Hügels blieb sie stehen und schaute zum Turme.

Da kam aus dem Haufe dahinter ein Zug Maultiere, der seinen Weg zwischen den Steinen über die harte Erde suchte. De Trevignac und seine Leute verließen schon Mogar.

Langsam näherten sie sich ihr. Sie mußten an ihr vorüber, um den Weg zu erreichen, auf dem sie nach Norden und zur Zivilisation ziehen wollten. Sie blieb stehen, um sie vorbeimarshieren zu sehen.

De Trevignac ritt, in einen schweren Mantel gehüllt, hin. Der Kopf war ihm auf die Brust gesunken und er sah sie erst, als er schon ganz nahe war. Sie nickte ihm zu. Er richtete sich auf und salutierte. Einen Augenblick lang glaubte sie, daß er weiterreiten würde, ohne anzuhalten und mit ihr zu sprechen. Sie sah, daß er zögerte, was er tun sollte. Dann hielt er das Maultier an und machte sich bereit abzustiegen.

„Nein, lassen Sie das, Monsieur“, sagte sie.

Sie streckte ihm ihre Hand hin.

„Leben Sie wohl“, setzte sie hinzu.

Er ergriff ihre Hand, dann gab er seinen Leuten das Zeichen weiterzureiten. Als sie vor ihr salutierend vorbeigeritten waren, ließ er ihre Hand aus. Er hatte kein Wort gesprochen. Sein von der Sonne rotgebranntes Gesicht ließ Erschöpfung erkennen, aber es hatte noch einen anderen Ausdruck — sie glaubte, Schrecken, als würde er in tiefster Seele vor ihr erbeben. Seine entzündeten blauen Augen beobachteten sie und forschten eindringlich. Überrascht stand sie neben seinem Maultiere. Sie konnte kaum glauben, daß dies der Mann war, der ihr in der vorigen Nacht mit Tränen in den Augen für ihre Gastfreundschaft gedankt hatte. „Leben Sie wohl“, sagte er schließlich kalt. Sie sah ihn einen Blick auf das Zelt werfen, aus dem sie gekommen war. Der Schrecken in seinem Gesichte wurde stärker. „Leben Sie wohl, Madame“, wiederholte er. „Ich danke Ihnen für Ihre Gastfreundschaft.“ Er zog die Zügel, um weiterzureiten. Das Maultier machte einen oder zwei Schritte. Dann hielt er es plötzlich an und drehte sich im Sattel um. „Madame!“ sagte er, „Madame!“

Sie kam zu ihm. Ihr schien, als wollte er ihr etwas

fagen, was von fürchterlicher Wichtigkeit für sie sei. Seine von der Sonne mit Blafen bedeckten Lippen öffneten sich, um zu reden. Aber er sah nur wieder auf das Zelt, in dem Androvsky noch schlief, dann auf sie.

Ein langer Augenblick verging.

Dann erhob sich de Trevignac, wie von einem unwiderstehlichen Impulse getrieben, im Sattel und machte über Domini das Zeichen des Kreuzes. Seine Hand sank auf die Flanke des Maultieres nieder und ohne ein weiteres Wort, ohne weiteren Blick, ritt er nach Norden, seinen Leuten folgend.

#### EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Noch am selben Tage verließen sie zu Batouchs Überraschung Mogar. Domini und Androvsky erschien es als ein tragischer Ort, ein Ort, an dem ihnen die Wüste ein drohendes Gesicht gezeigt hatte.

Sie zogen nach Süden, ziellos durch die warmen Regionen der Sonne wandernd. Als dann der Frühling in den Sommer übergang und die Hitze täglich zunahm, wandten sie sich wieder nach Norden und eines Abends im Mai schlugen sie ihr Lager in der nächsten Umgebung der Saharastadt Amarä auf.

Obwohl diese Stadt im nördlichen Teile der Wüste liegt, wurde sie von den Arabern „Schoß der Sahara“ und „Stadt der Skorpione“ benannt. Sie lag mitten in einer weiten Gegend voll weichen, beweglichen Sandes, der an ein weißes Meer erinnert; und aus diesem tauchte wie ein grünes Eiland die an Dattelpalmen reiche Oase auf, an

deren Ende die Stadt stand. Von Süden, woher die Wanderer kamen, flog die Wüste eine weite Strecke lang sanft an, vielleicht einen halben Tagmarfch weit und viele Kilometer schon, bevor man die Stadt erreichte, konnte man die Minaretts ihrer Moscheen sehen, wie sie zum leuchtendblauen Himmel emporwiesen, der seinen Bogen über das Weiß der Sandmassen spannte. Auf allen Seiten rings um die Stadt erhoben sich hohe Sandhügel wie Festungswälle, welche die Natur errichtet hat, um sie vor feindlichen Angriffen zu bewahren. Diese Hügel waren schwarz von Zelten der Wüstenstämme, und aus großer Ferne sah es aus, als hätten sich unzählige Scharen von Fliegen auf dem Sande niedergelassen. Die Palmen der Oase, die sich von der Stadt weg nach Norden erstreckte, konnte man, vom Süden kommend, nicht früher sehen, als bis die Stadt erreicht war, und im Spätfrühling war diese Gegend ein seltsam-barbarisches Prunkstück aus Blau, Weiß und Gold; kraß in seiner Intensität, wild in seiner Kraßheit, fast schrecklich in seinem flammenden Glanze, der dem Glanz an den Pforten der Sonne glich.

Domini und Androvsky ritten auf einem Fußpfade nach Amara und betrachteten seine fernen Türme. Zitterndes Schweigen lag über ihnen, doch glaubten sie schon die schreienden Stimmen der großen Menge zu hören und die Bewegung drängender Menschenmassen zu sehen. Dies war die erste Saharaftadt, in die sie kamen, und ihr Gehirn war voll Erinnerungen an Geschichten, die ihnen Batouch nachts beim Lagerfeuer in den unbewohnten Orten erzählt hatte, die bisher ihr Heim gewesen waren: Geschichten von reichen Dattelhändlern, die hier ihre Geschäfte machten und in orientalischen, in den dunklen engen Straßen, den Zgags, gelegenen, armfelig aussehenden Palästen wohnten,

die aber innen vom Glanze des morgenländischen Luxus erfüllt waren; von den jüdischen Geldverleihern, die abgefondert in ihrem eigenen Viertel leben, gierig wie Hyänen ihren Gewinn einheimfen und die Gebräuche ihrer alten und — nach Ansicht der Araber — verächtlichen Religion ausüben; von den Marabus oder heiligen Männern, die, von den Mohammedanern verehrt, auf Schimmeln durch die öffentlichen Straßen ritten, umdrängt von anbetenden Fanatikern, die ihre Gewänder und Amulette zu berühren suchten und aufdringlich wunderbare Segnungen über die Dinge verlangten, die sie in Händen hielten: über die Igelspfofe, um ihre Frauen in den Gefahren des Kindbettes zu schützen, über die mit Verfen aus dem Koran bedeckte, in einer Lederhülle verwahrte Rolle, die des Nachts böfe Träume bannt und den unficheren Fuß des Schlafwandlers zum Stehen bringt, den Kamelfchädel, der die Palmen fruchtbar macht, die rote Koralle, die den Bluterguß aus einer Mefferwunde stillt; von den Tänzerinnen, die in einer Rüstung von Goldstücken glitzern, die violette, rote und goldene Seidentücher um ihr Haupt gefchlungen tragen, das große Stücke gediegenen Goldes krönen und Straußfedern schmücken; von Zwergen und Gauklern, die nachts auf dem Marktplatze auftreten und mit den Zauberinnen um das Publikum raufen, dem diese das Schickfal aus Muscheln lesen, die sie an den Zaubermeeren fammeln; von den Schlangenbeschwörern, die gegen Schlangengift unempfindlich find und den Akrobaten, die weither aus Perfien und Arabien kommen und, ihre Teppiche im Schatten bei der Wohnung des Agha ausbreitend, das Auge des Negers und Kabylen, des Sudanefen und Tuareg durch ihre Gewandtheit und Stärke entzücken; von den Hafchifchrauchern, die sich nachts in einem unterirdifchen

Haufe verfammeln, deffen Dach und Mauer fchwarz wie Ebenholz find, fih ihren Raufchträumen von wachsender Pracht hingeben, in denen irdifche Dinge, Freuden und Leidenschaften der Menfchen, durch den zauberhaften Einfluß des Narkotikums jedoch umgeformt, gewaltig vergrößert oder feenhaft erfcheinen, verftärkt oder zu wollüftigen Grotten verwandelt, durch die Ouled Nails firenengleich fchweben und Verzückungen verheißen, wie fie felbft Bagdad nicht kennt; wo die bleiche Tfcherkeffin die lüfternen Augen auffchlägt; wo fih die Palmen unter der Laft der Datteln aus purem Golde beugen und die Ströme flüßiges Silber find.

Oft hatten fie über Batouchs fchwelgende Befchreibung der Wunder von Ain-Amara gelächelt, da fie annahmen, daß fie fih von der Wirklichkeit wohl weit entfernten; als fie aber die Minarets fahen, die aus den Sandmaffen zum ftrahlenden Himmel emporftiegen, da glaubten doch beide, Batouch habe nicht zuviel gefagt. Der Ort fah ungemein fremdartig aus. Es war großartig, ihm zu nahen.

So weit auch die Sandmaffen gewesen waren, fo fchienen fie fih vor den noch unfichtbaren Toren der Stadt zu einer noch größeren Unendlichkeit von bleicher Trockenheit zu erweitern. Die blaue Ausdehnung darüber fah hier mächtiger aus, der Horizont ferner, das Strahlen der Sonne noch lebhafter und unerbittlicher. Hier dehnte fih die Natur aus, als bemühte fie fih, die Arme vor ein gewaltiges Schaufftück zu halten, das menfchlicher Fleiß an ihren Bufen gelegt hatte, der Fleiß von Menfchen, die ftark und wild waren wie die Riefen der Vorzeit, die Kräfte hatten und die Leidenschaft, fie auch dauernd zu gebrauchen, wie fie keine andere Gegend der Erde kennt. Die Unermeßlichkeit von Mogar ftimmte die Seele traurig.

Die Unermeßlichkeit von Ain-Amara erregte sie. Selbst so weit davon entfernt, daß ihre Minaretts schattenhaften Fingern einer erhobenen Hand glichen, fühlten Androvsky und Domini den Einfluß, den seine Festungsmauer über die ansteigenden Sandmassen hin ausströmte und der ihnen wie eine Prozession entgegenkam, die sie in einer neuen Phase ihres Wüstenlebens willkommen hieß.

„Und da reden die Leute von der Eintönigkeit der Sahara!“ sagte Domini, den gemeinfamen Gedanken ausprechend. „Hier ist alles, Boris. Du bist nie in die Nähe von London gekommen. Lange bevor du die ersten Vororte erreichst, fühlst du London, wie wenn sein mächtiger Einfluß über Feldern und Wäldern lagerte. So fühlt man Amara über die Sandmassen hin wirken. Es ist so, als ob der Sand voll Stimmen wäre. Fühlst du dich nicht auch davon erregt?“

„Ja“, sagte er. „Aber“ — und er wandte sich im Sattel um und blickte zurück — „ich habe das Gefühl, als wäre die Einsamkeit sicherer.“

„Wir können auch dorthin zurückkehren.“

„Ja.“

„Wir sind herrlich frei. Es gibt nichts, was uns daran hindert, Amara morgen zu verlassen.“

„Nichts?“ antwortete er, auf die Minaretts blickend.

„Was könnte es denn sein?“

„Wer weiß?“

„Was meinst du, Boris? Bist du abergläubisch? Aber du leistest ja dem Einfluß der Örtlichkeit Widerstand. Erinnerst du dich nicht an Mogar?“

Bei der Erwähnung des Namens umwölkte sich sein Gesicht und sie bedauerte, ihn ausgesprochen zu haben. Seit sie den Hügel über dem Wundersee verlassen hatten,



war ihre Nacht dort kaum je erwähnt worden. Nicht ein einziges Mal mehr hatten sie von dem Abendessen im Lager mit de Trevignac und seinen Leuten gesprochen oder ihr Gespräch im Zelte über die Religion wieder aufgenommen. Aber seit jenem Tage, seit ihrer Bemerkung, daß Androvsky selbst mit ihr weit draußen in der Freiheit der Wüste nicht völlig glücklich sei, hatte Domini gefühlt, daß es trotz aller ihrer großen gegenseitigen Liebe, trotz ihrer beider Leidenschaft für die Einsamkeit, die täglich tiefer wurde, ihr Leben in Feuer hüllte und sie zu den innersten Stätten geheiligten Verstehens führte, doch Augenblicke gab, in denen eine Schranke zwischen ihnen stand.

Anfangs hatte sie sich bemüht, das Bestehen von Schranken nicht anzuerkennen. Sie hatte versucht, blind zu sein. Aber in ihrem Wesen lag Mut und eine fast fanatische Wahrheitsliebe um der Wahrheit selbst willen, und sie war überzeugt, daß eine sogenannte häßliche Wahrheit weit weniger häßlich sei als die lieblichste Lüge. Die Wahrheit leugnen heißt den Feigen spielen. Das konnte sie nicht länger tun. Und so lernte sie bald, dieser Wahrheit mit festem Blick und entschlossenem Herzen mutig ins Auge zu schauen.

Es gab Augenblicke, in denen sich Androvsky vor ihr zurückzog und sich sein Sinn von ihr entfernte — ja, noch mehr, sein Herz weit weg von ihrem war und in seinem fernen Orte litt. Dessen war sie sicher.

Aber sie war auch überzeugt, daß sie in der Vollkommenheit menschlicher Gemeinschaft bei ihm stand. Eines Weibes Liebe ist wohl die einzig wahre prophetische Stimme. Instinktiv erkannte Domini, wo die Wässer getrübt waren und was sie in ihren unterirdischen Stätten trübte. Sie war sicher, daß Androvsky mit ihr in Frieden

war, aber nicht mit sich. Im Zelte hatte sie ihm gesagt, sie glaube, daß er sich manchmal weit weg von Gott fühle. Sie gewann immer mehr die Überzeugung, daß selbst dieses Bewußtsein einer großen menschlichen Liebe seiner Natur nicht genüge. Er verlangte manchmal gebieterisch nicht nur nach dem Frieden, den man herrlich verstehen kann, sondern auch nach jenem anderen Frieden, der über das Verständnis hinausgeht. Und da er den nicht hatte, litt er.

Im Garten Allahs fühlte er sich vereinsamt, obgleich sie bei ihm war, und von dieser Einsamkeit konnte er mit ihr nicht sprechen. Das war nach ihrer Meinung die Schranke zwischen ihnen.

Sie betete für ihn; nachts im Zelte, in der Wüste unter dem brennenden Himmel des Tages. Wenn der Muezzin, nach Norden, Süden, Osten und Westen gekehrt, vom Minarett eines Dorfes rief, das sich in die Abgeschlossenheit der Wüste verirrt hatte, und die Mohammedaner sich gegen Mekka wandten und den geschorenen Schädel neigten, da betete sie zu dem Gotte der Katholiken, von dem sie fühlte, daß er der Gott der Frommen in allen Bekenntnissen der Welt sei, und zu Unserer Lieben Frau, die gen Afrika blickte. Sie betete, daß dieser Mann, den sie liebte und der, wie sie glaubte, etwas suchte, dies finden möge. Und sie fühlte, daß in ihrem Gebete eine Stärke, eine Leidenschaft lag, die nicht abgewiesen werden konnte. Sie fühlte, daß sich Allah eines Tages den Wanderern in seinem Garten zeigen würde. Sie wagte, dies zu fühlen, weil sie an die endlose Gnade Gottes zu glauben wagte. Und wenn dieser Augenblick gekommen sein würde, dann, fühlte sie, würde auch ihre Liebe zueinander — seine und ihre — gekrönt werden. So schön und mächtig sie

auch war, noch mangelte ihr etwas. Sie mußte von der schützenden Liebe eines Gottes umschlossen werden, an den sie beide gleich glaubten und dem sie beide gleich nahe standen. Solange sie sich dieser Liebe nahe fühlte, er aber ferne von ihr, waren sie nicht ganz beisammen.

Es gab Augenblicke, in denen sie beunruhigt, ja traurig war, aber sie vergingen. Denn sie hatte großen Mut und großes Vertrauen. Die Hoffnung, die wie eine Flamme in der Reinheit des Gebetes wohnt, tröstete sie.

„Ich liebe die Einsamkeit“, sagte er. „Ich will dich für mich haben.“

„Wenn wir immer in der größten Stadt der Welt wohnten, so wäre es ganz dasselbe“, sagte sie ruhig. „Das weiß du, Boris.“

Er beugte sich vom Sattel und ergriff fest ihre Hand; so ritten sie die lang ansteigende Sandfläche hinan, die Pferde dicht beisammen.

Die Minaretts der Stadt wurden deutlicher. Sie beherrschten die Wüste wie der Gedanke an Allah die Welt des Islams. Jetzt sahen Domini und Androvsky links in weiter Ferne Sandhügel klar umrissen, wie kleine, zart geformte Berge. Auf den Gipfeln dieser Hügel standen arabische Dörfer, die in der Sonne bronzefarben glühten. Keine Bäume gab es in ihrer Nähe. Aber hinter ihnen, viel weiter draußen, breitete sich der grüne Palmenstreifen einer großen Oase aus. Zwischen ihnen und den Reitern zogen zu den Minaretts dunkle Dinge wie Schlangen, die durch den Sand glitten. Es waren Karawanen, die nach langer Reise in die Stadt kamen. Da und dort gab es, in der Unendlichkeit verstreut, einzelne Reiter, Kamele zu zweit und dritt und kleine Eselherden. Und alles, was sich bewegte, strebte den Minaretts zu, als würden sie

von einer starken Macht unwiderstehlich angezogen, die sie aus der Abgeschlossenheit zu dem Strudel des menschlichen Lebens einfog.

Wieder dachte Domini an das Gefühl, das einen überfällt, wenn man in die Nähe von London kommt, und an die Gewalt großer Städte, dieser von Menschen geschaffenen ungeheuren Polypen, deren Fangarme stark ergreifen und noch stärker festhalten können. Sie war von Androvskys Angst vor einem Wechsel ihres Lebens angesteckt worden und durch ihre Erregung, die, mit Interesse und Neugierde gemischt, ihre Pulse höher schlagen ließ, fühlte sie etwas zittern, das wie Furcht war.

„Boris,“ sagte sie, „ich habe das Gefühl, als würden deine Gedanken durch deine Berührung auf mich übertragen. Vielleicht ist die Einsamkeit das Beste.“

In einem plötzlichen Antriebe hielten sie die Pferde an und lauschten. Töne drangen über die Sandmassen zu ihnen, fein und ferne. Sie konnten nicht erkennen, was es war, aber sie wußten, daß sie etwas hörten, das die ferne Anwesenheit von Leben anzeigte.

„Was ist das?“ sagte Domini.

„Ich weiß es nicht, aber ich höre etwas. Es kommt von den Minaretts.“

Einander an der Hand haltend, beugten sich beide vor.

„Ich fühle das Getümmel von Menschen“, sagte jetzt Androvsky.

„Ich auch. Aber mir scheint, es könne kein Mensch diesen Platz gewählt haben, hier eine Stadt zu bauen.“

„Hier im ‚Schoße der Sahara‘“, sagte er, den Namen der Araber für Amara zitierend.

„Boris“, — sie sprach erregt und hielt seine Hand fest — „du erinnerst dich an das ‚Fumoir‘ im Garten des

Grafen Anteoni, der Ort, wo es steht, war das Herz des Gartens.“

„Ja.“

„Wir verstanden einander dort.“

Wortlos drückte er ihre Hand.

„Amara scheint mir das Herz im Garten Allahs. Vielleicht — vielleicht werden wir —“

Sie brach ab und blickte ihn an.

„Was, Domini?“ fragte er.

Er war voll Erwartung, aber sein Blick war ängstlich und er beobachtete sie mit Augen, die bereit schienen, bei einem Worte von ihr wegzusehen.

„Vielleicht werden wir einander hier noch besser verstehen.“

Er blickte auf den weißen Sand hinab.

„Besser!“ wiederholte er. „Können wir das?“

Sie antwortete nicht. Die fernen Dörfer glühten geheimnisvoll auf ihren kleinen Bergen, gleich wesenlosen Gebilden, die versinken könnten wie Schlösser im Feuer. Der Himmel über den Minarets wechselte langsam seine Farbe. In rein Blau kam ein Einschlag der Schwesterfarbe Grün. Ein seltsames Licht, das eher von unten aufzusteigen, als von oben herabzukommen schien, veränderte das Weiß der Sandmassen. Ein Zitronengelb überzog sie, aber immer noch fahen sie kalt und fremd und unermesslich weit aus. Domini meinte, das Schweigen der Wüste wachse so sehr an, daß sie darin die Stimmen von Amara deutlicher hören könne.

„Du weißt,“ sagte sie, „wenn man von der Höhe über die Wüste hinausblickt, wie wir es vom Turm in Beni-Mora taten, so scheint sie einen zu rufen. Man hört eine Stimme in der blauen Ferne, die zu sagen scheint: „Komm

zu mir! Ich bin hier — in meinem Verstecke verborgen, hinter dem Blau und hinter dem Wunder und hinter dem fernsten Horizonte!“

„Ja, das kenne ich.“

„Immer, wenn wir in der Wüste reisten, hatte ich das Gefühl, daß dieses rufende Etwas, die Seele der Wüste, beim Näherkommen vor mir zurückweiche und mich stets weiter anlocke, doch immer aus unendlicher Ferne!“

„Ich auch, Domini.“

„Jetzt fühle ich dies nicht. Jetzt habe ich das Gefühl, jener Stimme näher zu kommen, als würden wir sie in Amara erreichen, als wäre sie dort, uns ihr Geheimnis zu enthüllen.“

„Das ist Einbildung!“ sagte er.

Aber er sprach geheimnisvoll, fast mystisch. Seine Stimme stand zu den ausgesprochenen Worten in Widerspruch. Sie bemerkte dies und war überzeugt, daß er tief im Innern ihre Empfindung teile. Sie glaubte sogar, daß er sie vielleicht zuerst gehabt habe.

„Wir wollen weiterreiten“, sagte er. „Siehst du die Veränderung des Lichtes? Siehst du das Grün am Himmel? Auch ist es kühler. Das ist der Abendwind.“

Ihre Hände ließen einander los und langsam ritten sie fort, den lang ansteigenden Sand hinan.

Nun bemerkten sie, daß sie die pfadlose Wüste verlassen hatten und zwar immer noch ein weites Stück Weges von der Stadt entfernt, doch schon auf einem Wüstenwege ritten, der von unzähligen Füßen festgetreten worden war. Es gab hier viele Fußspuren. Zu beiden Seiten standen niedrige Sandbänke, von menschlichen Werkzeugen in rohem Ebenmaße gehauen und feichte Graben zogen sich hin, durch die kein Wasser floß. Vor

sich sahen sie jetzt deutlicher zahlreiche Karawanen von links und rechts langsam dieser großen Wüsteninsel zustreben, die sich als gerade Linie zu den Minaretts hinreckte.

„Wir sind auf einer Heeresstraße“, sagte Domini.

Androvsky seufzte.

„Ich habe schon das Gefühl, mitten in einer Volksmenge zu sein“, antwortete er.

„Unsere Liebe zum Frieden soll uns aber unsere Nebemenschen nicht hassen lehren!“ sagte sie. „Komm, Boris, wir wollen unsere selbstfüchtige Stimmung vertreiben.“

Sie sprach in freundlicherem Tone und zog die Zügel ein wenig fester an. Ihr Pferd ging nun schneller.

„Und denke nur daran, wie uns der Aufenthalt in Amara die Einsamkeit wieder lieb machen wird, wenn wir dahin zurückkehren. Der Gegensatz ist das Salz des Lebens.“

„Du sprichst, als glaubtest du nicht, was du sagst.“

Sie lachte.

„Wenn ich dich je belügen wollte“, sagte sie, „so würde ich es gar nicht zu tun wagen. Deine Seele durchdringt meine zu tief.“

„Du könntest mich nicht belügen.“

„Hörst du die Hunde bellen?“ sagte sie nach einem Augenblicke. „Sie sind bei jenen Zelten, die dort wie Fliegen auf dem Sande rings um die Stadt liegen. Das ist der Stamm der Ouled Nails, glaube ich. Batouch sagt, daß sie hier lagern. Was für eine Menge von Zelten. Das sind die Vororte von Amara. In ihnen würde ich lieber wohnen, als in den Vororten von London. Oh, wie weit weg wir sind, als wären wir am Ende der Welt!“

Ihre letzten Worte oder auch der Übergang von ihrem

früheren Ton zu heller Freundlichkeit, ja fast zu Feuer, schien in Androvsky größeres Vertrauen zu erwecken, vielleicht sogar die Ahnung eines möglichen Vergnügens.

„Ja. Schließlich sind es doch nur Wüstenföhne, die hier sind. Amara ist ihre Hauptstadt und wir werden darin auch nur ihr Leben sehen.“

Sein Pferd bäumte sich. Er hatte es mit dem Abfatze fest berührt.

„Ich glaube, du habest den Gedanken an Zivilisation“, rief sie.

„Und du?“

„Ich denke gar nie daran. Ich habe beinahe das Gefühl, daß ich sie nie gekannt habe und sie nie kennen lernen könnte.“

„Warum solltest du es auch? Du liebst das Wilde.“

„Es läßt meine ganze Natur aufjubeln. Selbst als ich noch ein Kind war, war es schon so. Ich erinnere mich, daß ich einmal ‚Maud‘ las. Ich stieß dabei auf eine Stelle — ich kann mich nicht deutlich entsinnen, aber es handelte von einem roten Manne —“

Auf die Stadt blickend, dachte sie ein wenig nach.

„Ich weiß nicht, wie es genau lautet“, murmelte sie. „Wenn der rote Mann bei seiner Zeder lacht und des roten Mannes Kind am See fröhliche Sprünge macht — so ähnlich. Aber ich weiß, daß dies mein Herz höher schlagen ließ und ich glaubte, Flügel zu haben, die ich ausbreitete, um wegzufiegen, zu den fernsten Orten der Erde. Und nun habe ich meine Flügel ausgebreitet und — es ist herrlich. Komm, Boris!“

Sie sprengten ihre Pferde in Galopp und hatten die Karawanen bald erreicht. Batouch und Ali, die sie gewöhnlich begleiteten, hatten sie mit dem Reste ihres Lagers



vorausgeschickt. Beide hatten in Amara viele Freunde und brannten darauf hinzukommen. Es war klar, daß sie und alle ihre Begleiter, Diener und Kameltreiber, an den Ort dachten wie der französische Provinzler an Paris, als die Stätte aller weltlichen Wunder und Vergnügungen. Batouch sollte sie am Eingange der Stadt erwarten und sie, wenn sie die Zauber feines Marktplatzes gesehen hatten, zu den Zelten führen, die auf den Sandhügeln draußen aufgeschlagen sein würden.

Ihre Pferde liefen schneller, als ersehnten auch sie den Zauber des Stadtlebens nach dem Leben in der Wüste, und Dominis Erregung wuchs. Sie fühlte, wie sich munter prickelnde Lebensgeister in ihr regten, das gesunde, kräftige Empfinden, das eine große Äußerung der rastlosen Unternehmungslust und eifrigen Tätigkeit der menschlichen Bruderschaft begrüßt. Die beladenen Kamele, die halb nackten Treiber, die daneben liefen, die empfindlichen Hunde, die schnüffelten, als erreichten die lockenden Gerüche der Stadt schon ihre Schnauzen, die schwatzenden Wüstenkaufleute, die den bevorstehenden Gewinn besprachen, die reichen, prunkvoll gekleideten, auf prächtigen Rossen sitzenden Araber, deren betrachtende Augen glänzten, wenn sie auf der breiten Straße willkommene Freunde suchten: all dies entsprach ihrer Stimmung. Amara faugte sie alle zusammen ein aus den einsamen Orten, wie ruhige Wässer in den Strudel eines Mühlrades gerissen werden. Obgleich sie noch weit draußen in den Sandflächen waren, befanden sie sich doch schon mitten im lärmenden Leben. Es strömte der brausenden Lebenswelle zu, die sich am Fuße der Minaretts erhob. In der wachsenden Schönheit des Sonnenunterganges waren diese schlank und majestätisch anzusehen.

Sie überholten eine Karawane nach der anderen und kamen gerade an den Rand der Sandböschung, als der Himmel über der Stadt in hellem Geraniumrot zu erglücken begann. Von hier aus ging der Weg in gleicher Höhe wie die Stadtmauer; er war nicht mehr aus weichem Sande. Eine breite, harte Straße tönte unter den Hufen ihrer Pferde und überraschte sie mit einer Musik, die der Stimme zivilisierten Lebens glich. Vor sich sahen sie unter dem roten Himmel das dunkle Blau ferner Häuser, Türme und großer runder Kuppeln, die wie Gold glänzten. Palmenwälder lagen dahinter, die riesigen Dattelpalmen, derentwegen Amara berühmt war. Nach links zogen sich die Sandmassen hin, mit glühenden arabischen Dörfern gefleckt, nach rechts wieder Sand mit Hunderten von Zelten bedeckt, zwischen denen sich schwarz auf dem Gelb eine Menge Gestalten lebhaft wie Ameisen bewegten; und darüber spannte sich der Himmel, in dem sich geisterhafte Farben regten, Rot, das in Gold überging, Gold, das zu Gelb verblich, Gelb mit grünem Einschlag, Grün mit Blau gemengt, das immer noch das Scheiden des Tages kündete. Und zu diesem vielfarbigen Himmel tönte aus der barbarischen Stadt und den unermeßlichen Sandmassen, in denen sie lag, ein großer Chor des Lebens empor; Stimmen von Menschen und Tieren, Schreie nackter Kinder, die auf den Sandhügeln Cora spielten, von Müttern nach ihren weggelaufenen Kleinen, schrilles Gelächter unverfleierter Mädchen in ausgelassener Fröhlichkeit, Rufe von Männern, das Bellen zahlreicher Hunde der Nomaden — der Wachthunde, die bei Tag und Nacht nicht schweigen —, das Geheul von Hunderten von Kamelen, denen jetzt für die Nacht die Ladung abgenommen wurde, das Geschwätz verrückter Bettler, die unausgesetzt an den

äußersten Grenzen der Lagerplätze umherfchweifen, gleich Wölfen auf der Suche, was fie wohl verschlingen könnten, das Schreien der Esel, das Wiehern der Pferde. Und neben den Stimmen der Lebewesen, als Unterton ihrer emporfteigenden Lebensäußerung, ertönte barbarische Musik, das Tam-Tam-Schlagen, das in den Ländern der Sonne immer zu hören ist, Fetischmusik, bei der man an Fatalismus denken muß und an die große Einförmigkeit unendlicher Räume, an die immer wiederkehrende wilde Leidenschaft und die unermüdliche, schwüle Liebe, die unermüdliche, schwüle Schlawheit der Sonnenkinder.

Das Schweigen der Sandmassen, das Domini und Androvsky kennen und lieben gelernt hatten, ging im Lärme der Sandmassen unter. Jenes war zauberhaft und breitete Ruhe über die Seele. Dieses war aufreizend und rief die Seele wach. Der Sand selbst schien sich jetzt lebendig zu regen und laut mit Stimmen zu rufen.

„Selbst der Himmel ist heute abends barbarisch!“ rief Domini. „Hast du je solche Farben gesehen, Boris?“

„Über den Minarets ist er wie eine große Wunde“, antwortete er.

„Es ist kein Wunder, daß in einem solchen Lande den Leuten ein Menschenleben nichts bedeutet. Alle Wildheit der Welt scheint hier gesammelt. Amara ist wie die Wüstenstadt in einem schrecklichen Traume. Sie sieht verrückt und unirdisch aus, aber so herrlich!“

„Sieh diese Kuppel an!“ sagte er. „Gibt es hier wirklich orientalische Paläste? Hat uns Batouch einmal die Wahrheit gesagt?“

„Oder weniger als die Wahrheit? Ich könnte jetzt alles von Amara glauben. Wie viele Hunderte Kamele! Sie erinnern mich an Arba, unseren ersten Ruheplatz.“

Sie sah ihn an und er sie.

„Wie lange her das schon scheint!“ sagte sie.

„Ein Jahrtausend schon.“

Beide erinnerten sich eines großen Schweigens inmitten dieses wachsenden Getümmels, an dem nun auch der Himmel Anteil zu nehmen schien, denn er schrie mit den Stimmen seiner grellen Farben, mit den Stimmen der Feuer, die sich im Westen türmten.

„Das Schweigen begleitete uns, Domini“, sagte Androvsky.

„Ja. Das Schweigen ist vielleicht die wundervollste Stimme in der Welt.“

Aus weiter Ferne sahen sie über die lange weiße Straße zwei Reiter von der Stadt her ihnen entgegengaloppieren, der eine in leuchtendem Safrangelb, der andere in hellstem Blau, jeder mit einem großen, weißen Turban gekrönt.

„Wer kann das sein?“ sagte Domini, als sie näher kamen.

„Sie sehen wie zwei Prinzen der Sahara aus.“

Dann brach sie in herzliches Lachen aus.

„Batouch und Ali!“ rief sie.

Da sprengten die Diener heran und warfen gewandt, ohne das Tempo zu verlangsamen, die Pferde in einem engen Kreise herum, waren nun an ihrer Seite und ritten dann mit ihnen, der eine rechts, der andere links.

„Bravo!“ rief Domini, entzückt von diesem Reiterkunststück. „Aber was habt ihr denn gemacht? Ihr seid ja ganz verwandelt.“

„Madame, wir waren im Bain Maure“, erwiderte Batouch ruhig und hob die breite Brust unter dem gelben, mit Goldborten geschmückten Rocke. „Wir ließen uns den Kopf rasieren, bis er glatt und schön wurde wie poliertes Elfenbein. Wir waren beim Parfumeur —“

er neigte sich vertraulich zu ihr und hauchte einen scharfen Amberduft aus — „und beim Schneider, im Baboofh-Bafar“ — er steckte den Fuß vor in einem Pantoffel, der fast wie ein Goldstück glänzte — „bei dem Verkäufer von Cherschia.“ Er schüttelte den Kopf, bis der glänzende Muffelin, der ihn umfloß, zitterte. „Ist es nicht recht, daß Ihnen in der Stadt Ihre Diener Ehre machen sollen?“

„Vollkommen recht“, antwortete sie mit mühsamem Ernst. „Ich bin auf euch beide stolz.“

„Und Monsieur?“ fragte Ali, an den nun die Reihe zu sprechen kam.

Androvsky lenkte den Blick von der Stadt weg, die jetzt schon ganz nahe war.

„Prachtvoll!“ sagte er, aber so, als hätte er Mühe, die Araber zu betrachten. „Du siehst prachtvoll aus!“

Als sie zur alten Mauer kamen, die Amara zum Teile umschließt und die sich aus einem natürlichen tiefen Sandabgrunde erhob, fahen sie, daß unmittelbar vor der Stadt der Boden, der aus der Ferne fast flach geschienen hatte, sich tatsächlich in eine Reihe wellenförmiger Dünen gliederte, manche klein mit Senkungen wie tiefe Schluchten dazwischen, andere breit mit Oberflächen wie Plateaus. Diese Dünen waren im Abendlichte scharf zitronengelb, ein Gelb, das in seiner Klarheit fast knirschend kalt war. Sie gingen in große, gewölbte Sandböschungen über, auf denen die Zelte der Nomaden und Ouled Nails aufgeschlagen waren, manche näher, manche ferner der Stadt; ihre Zelte lagen jedoch abgefordert einsam. Dicht an der Stadt im Schatten ihrer Mauer war kein Zelt aufgeschlagen. Als Androvsky sprach, rief Domini:

„Sieh — Boris! Das ist das Merkwürdigste, was ich je gesehen habe!“

Sie legte die Hand auf seinen Arm. Er folgte der Richtung ihrer Augen und blickte nach rechts zu den kleinen zitronengelben Dünen in ihrer Nähe. Etwa hundert Meter von der Straße lief eine Düne parallel mit ihr. Das Feuer der sinkenden Sonne lag auf ihrem ebenen Kamme und auf diesem Kamme sah man Köpfe und Büsten dreier Frauen sich langsam zur Stadt bewegen, während die unteren Körperhälften von der anderen Seite der Düne verdeckt wurden. Es waren Tänzerinnen. Auf ihren mit prachtvollen Tüchern hoch umwundenen Köpfen trugen sie goldene Kronen, die in den Sonnenstrahlen glitzerten, und Geflechte aus scharlachroten Federn. Die ovalen, mit Farbe bedeckten Gesichter waren teilweise von langen Schnüren mit Goldmünzen verdeckt, die von den Kronen über die mächtigen Brüste herabhingen und an der hinter dem Sande versteckten Taille verschwanden. Ihre Kleider waren aus scharlachroter, apfelgrüner und violetter Seide, zum Teile mit flatternden Tüchern aus glänzendem Muffelin bedeckt. Unter ihren Kronen und Tüchern quollen Wülste falschen Haares hervor, die mit Korallen und silbernen Ornamenten verziert waren. Die Hände, die sie heftig gestikulierend am Kamme der Dünen hochhielten, waren blutrot gefärbt.

Diese Köpfe und Brüste glitten in der untergehenden Sonne langsam hin und verschwanden plötzlich in einer Senkung der Dünen. Einen Augenblick lang sah man noch eine blutrote Hand allein, die über den Sand hin jemand Unsichtbarem ein Zeichen winkte. Ihre Finger flatterten wie die Flügel eines aufgeschreckten Vogels. Dann verschwanden auch sie und das kalte Zitronengelb der Dünen breitete sich in einsamer Lebhaftigkeit unter dem Abendhimmel aus.

Beide erinnerte dieses kurze Erscheinen der Frauen im Sande wieder an die Einsamkeit der Wüste und die Wildheit des Lebens, das sie umschloß, an die Askefe dieser höchsten Kundgebung der Natur und die tierische Leidenschaft, die sie an ihrem Herzen aufzog.

„Weißt du, woran ich jetzt denken muß, Boris?“ sagte Domini, als die rote Hand mit den schnell bewegten Fingern verschwand. „Ich weiß eigentlich nicht warum und du wirst vielleicht darüber lächeln. Ich muß an den Teufel in einem Kloster denken.“

Androvsky lächelte nicht. Auch antwortete er nicht. Sie hatte die Überzeugung, daß auch er von diesem vorüberflüchenden Bilde des Saharalebens stark betroffen war. Sein Schweigen gab Batouch die Gelegenheit, eine Flut poetischer Schilderungen von den Tänzerinnen in Amara über sie zu ergießen, die er alle als intime Freundinnen zu kennen schien. Bevor er damit zu Ende war, hatten sie die Stadt erreicht.

Die Straße war immer noch majestätisch breit. Mit Interesse betrachteten sie die ersten Häuser, je eines auf jeder Straßenseite. Und auch hier fühlten sie wieder den scharfen Gegensatz, der offenbar der Grundton von Amara war. Das Haus zur Linken war europäisch, aus weißem Steine, rein und einladend, aber uninteressant; dicke weiße Gipssäulen trugen eine Arkade, die Schatten vor der Sonne gewährte, die Fenster hatten grüne Laden und durch die offene Türe konnte man einen kleinen Vorraum sehen, auf dessen Boden ein vornehmer, in hellen Farben leuchtender Teppich lag; das Haus rechts, vor dem tiefer Sand lag, als wäre er kürzlich vom Wüstenwinde hingetrieben worden, war afrikanisch und barbarisch, ein ungeheures, weiträumiges Gebäude aus brauner Erde,

Reifig und Palmen, fensterlos, mit flacher Terraffe auf dem Dache, auf dem viele, merkwürdig aussehende Gegenstände aufgehäuft lagen, wie verfallene Geräte, rot und dunkelgrün, mit Fransen und Rosetten, und lange Palmenstäbe, die wackelig zum Himmel emporragten.

„Oh, das sieht aus wie unser Palankin!“ sagte Domini.

„Das sind die Palankins der Tänzerinnen, Madame“, sagte Batouch. „Das ist das Café der Tänzerinnen und da“ — er zeigte auf das nette Haus gegenüber — „ist das Haus von Monsieur Aumonier von Amara.“

„Aumonier“, sagte Androvsky scharf. „Hier!“

Er brach ab, dann setzte er ruhiger fort:

„Was tut er denn hier?“

„Aber, Monsieur, er ist wegen der französischen Offiziere hier.“

„Französische Offiziere sind da?“

„Ja, Monsieur, vier oder fünf und der Kommandant. Sie wohnen in dem Palaste mit den Kuppeln.“

„Ich vergaß“, sagte Androvsky zu Domini. „Wir sind noch im Bereiche des französischen Einflusses. Der Ort sieht so abgeschieden und so barbarisch aus, daß ich mir vorstellte, er läge ganz in den Händen der Wüstenkinder.“

„Wir müssen die Franzosen gar nicht sehen“, sagte sie. „Wir werden draußen im Sande lagern.“

„Und wir müssen nicht lange hier bleiben“, sagte er schnell.

„Boris“, fragte sie ihn, halb scherzhaft, halb ernst, „sollen wir eine Wüsteninsel kaufen und dort wohnen?“

„Kaufen wir eine Oase“, sagte er. „Das wäre das vollkommene — das sicherste Leben für uns.“

„Das sicherste?“

„Das sicherste für unser Glück, Domini. Ich fühle



Schrecken vor der Welt!“ Er sagte die letzten Worte mit starkem, fast wildem Ausdruck.

„Hattest du ihn immer, oder erst seit wir verheiratet sind?“

„Ich — vielleicht wurde er mit mir geboren, vielleicht ist er ein Teil von mir. Wer weiß?“

Er war in einem ernsten Ton verfallen, der voll Schwermut war und sah um sich, als wollte er alles zurückweisen, was sich seinen Blicken bot.

„Ich brauche die Wüste und dich darin“, sagte er. „Die einsame Wüste mit dir.“

„Und sonst nichts?“

„Das brauche ich. Das kann ich mir nicht nehmen lassen.“

Als sie die Straße hinanritten, blickte er von einer Seite zur anderen, als wäre er ein Kundschafter, der einer Armee vorausgeschickt wurde und einen Überfall aus einem Hinterhalt erwartete. Sein Betragen erinnerte sie an die Art, wie er beim Einreiten in Mogar den Turm betrachtet hatte. Und er hatte diesen Turm mit den Franzosen in Verbindung gebracht. Sie erinnerte sich, daß er sagte, dieser Turm müsse für französische Soldaten gebaut worden sein. Als sie in Mogar einzogen, hatte er etwas in Mogar gefürchtet. Das seltsame Ereignis mit de Trevignac war gefolgt. Sie hatte es aus ihrer Erinnerung verbannt, als eine Angelegenheit von geringer oder gar keiner Bedeutung, hatte es zu vergessen gesucht und es im Traume ihres Wüstenlebens und ihrer Wüstenleidenschaft vergessen können. Aber der Eintritt in eine Stadt zerstörte in diesem Augenblicke den Traumschleier, den die Wüste um sie gewoben hatte, und rief wieder ihren Stadtsinn wach, jene Schlagfertigkeit, jenes scharfe

Erfassen und schnelle Beobachten, das in Leuten entsteht, die lange an das Leben inmitten von Menschenmengen und Bewegung, von wechselnden Bildern und vorüberziehenden Moden gewöhnt sind. Plötzlich glaubte sie, in Androvsky mit einer fast erbarmungslosen Deutlichkeit lesen zu können, die sie doch nicht hemmen konnte. Er hatte etwas in Mogar gefürchtet. Er fürchtete etwas hier in Amara. Ein ungewöhnlicher Zufall — denn der Eintritt eines Fremden in ihr Leben mitten aus der Einsamkeit des Landes war ungewöhnlich — war der ersten Furcht dicht gefolgt. Würde ein anderer solcher Zufall dieser zweiten Furcht folgen? Und woher stammte diese Furcht?

Batouch lenkte ihre Aufmerksamkeit auf den Umstand, daß sie nun auf den Marktplatz kämen und zu der merkwürdigen Menschenmenge, die aus den gewundenen, engen Gassen auf den Hauptverkehrsweg hinausströmte, um sie vorübergehen zu sehen oder sie, neben den Pferden laufend, zu begleiten. Aus der übergroßen Neugierde, die ihre Ankunft erregte, erriet sie sogleich, daß er seine freie Zeit damit verbracht hatte, in der Stadt Lügen von ihrer ungeheuren Bedeutung und ihrem fabelhaften Reichtume zu verbreiten.

„Batouch,“ sagte sie, „du hast von uns geschwätzt.“

„Nein, Madame, ich sagte nur, daß Madame in ihrem Lande eine große Dame sei und Monsieur —“

„Ich verbiete dir ein für allemal, über mich zu reden, Batouch“, sagte Androvsky schroff.

Er schien durch das Geschrei der immer mehr anwachsenden Menge, die sie umgab, beunruhigt. Kinder in langen Gewändern wie Nachthemden sprangen vor ihnen herum und schrien mit ihren schrillen Stimmen.

Alte Bettler mit Augenkrankheiten und mißgestalteten Gliedmaßen<sup>145</sup> legten ihre schmutzigen Hände auf ihre Sättel und verlangten Almosen. Freche Burfchen, die ausfähen, als wären Bronzestatuetten plötzlich von wilder Lebenskraft ergriffen worden, gingen rücklings vor ihnen her, um sie nicht aus den Augen zu verlieren, riefen ihnen Auskünfte zu und verkündeten ihre eigene hervorragende Tüchtigkeit als Führer. Schmiegsame Wüstenkinder, fast nackt, doch mit sorgfältig umhülltem Kopfe, schritten, mit den Pferden Schritt haltend, neben ihnen, ohne etwas zu reden, betrachteten sie aber mit hellster Aufmerksamkeit, die ihre unausgesprochene Absicht anzudeuten schien. Und durch die Luft, die nun dick und jetzt, da sie zwischen Häusern waren, fast erstickend war, und durch Wolken summender Fliegen drang ihnen der Lärm des großen Gewühles auf dem Markte entgegen.

Als Domini über die Köpfe dieser Menge blickte, sah sie die weite Straße sich zu einem großen Platze öffnen, wo von links die ersten Palmen der Oase herandrängten und rechts ein Gewirr von Häusern, viele mit kleinen Kuppeln wie mit umgestürzten weißen Bechern, stand. Auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes, die von den meist in schmutzige Gewänder gehüllten Leuten schwarz war, hob sich eine Arkade vor einer Anzahl hüttenähnlicher Häuser ab und rechts von ihnen, wo sich der Marktplatz im weiten Bogen den Hügel hinanzog und ihren Blicken entchwand, war das Ende des großen Gebäudes, dessen vergoldete Kuppeln sie beim Einreiten in die Stadt schon von der Wüste aus mit den Minaretts der Moscheen emporragen gesehen hatten.

Die Bienen schwirrten wild um Kopf und Flanken

der Pferde und noch wilder summten die Leute, wie größere Fliegen, um die Reiter. Es schien Domini, als hätte die ganze Stadt ihre Aufmerksamkeit auf sie und Androvsky gerichtet, beobachte sie, mache sich Gedanken, wundere sich über sie und wäre voll von tausenderlei Interessen, die alle mit ihnen in Verbindung stünden.

Als sie den Markt erreichten, da schollen Lärm und aufmerksame Neugierde in einem mächtigen Crescendo an. Da an diesem Tage gerade Markt abgehalten wurde, war das Kaufen und Verkaufen noch nicht vorüber, obwohl die Sonne schon unterging. Auf der heißen Erde, über die bei jedem Windstoß von der Wüste die Sandkörner flogen, wo sie dann liegen bleiben, waren unzählige Teppiche in prächtigen Farben ausgebreitet und, darauf verteilt, alle Arten Waren zum Verkaufe: schwerer Zierat für Frauen, Berge von Burnussen, Haiks, Gandouras, Gamaschen aus hellrotem Leder, Pantoffeln, Waffen — viele mit Juwelen bedeckt und vergoldet oder mit reichen Silberornamenten geschmückt —, Pyramiden aus Kamelhaarschnüren, mit denen der Wüstensohn den Turban bindet, Tücher und Wollzeug in allen Farben des Regenbogens, billiges Parfüm in azurblauen Flaschen, die mit Gold, silbernen Blumen und Blättern gemustert waren, Weihrauchzweige, Körbchen mit Henna, um die Fingernägel der Gläubigen zu färben, zahllose Eßwaren, Gemüse, Korn, beim Metzger rotes Fleisch mit einer dicken Schicht umherkriechender Insekten bedeckt, hellgelbe Kuchen, knusperig und leuchtend, Leberstücke auf dem Bratspieß — die, mit Kieftaub gekocht, eine träumerische Trunkenheit hervorrufen, die mächtiger ist als selbst die vom Haschisch erzeugte —, Musikinstrumente, Derboukas, Gitarren, lange Pfeifen, seltsame Geigen mit zwei Saiten, Tam-Tams,

Tierhäute mit Köpfen und Klauen, lebende Vögel, Schildkrötenfchalen und Haarflechten.

Die Verkäufer hockten auf dem Boden, die braunen, behaarten Beine gekreuzt, blickten ruhig vor ſich hin oder machten mit wahnſinnigem Geſchrei und Mienenspiel Gefchäfte mit den Käufern, die auf und ab gingen und ſorglos zwifchen den Waren umherſtiegen. Die Wahrfager ſchoben ſich durch das Gedränge und betasteten die Amulette, die auf ihrem Herzen herabhingen. Beſchwörer verkündeten die Erfolge ihrer Wunder und kreifchten den Neugierigen ins Geficht. Zwerge gingen hin und her, in helle Farben gekleidet, mit grünem und gelbem Turban auf dem gewaltigen Kopfe, klopften mit langen Stöcken und erzählten von ihren Entſtellungen. Die Waſſerverkäufer ließen das Gong ertönen. Vor Pyramiden aus Orangen und Datteln, die nett in Muſtern aufgeſtellt waren, ſaßen Knaben und riefen mit ſchriller Stimme die köſtlichen Vorzüge ihrer Früchte aus. Idioten mit Triefaugen und vorſtehender Unterlippe ſchwatzten unverständliches Zeug und winfelten. Hunde bellten, Bäcker eilten vorüber mit Brettern voll Brot auf dem Kopfe. Aus den niedrigen, rauchigen Arkaden rechts und links ertönte immer wieder das Stöhnen von Negern, die Kaffee ſtampften. Ein Fanatiker heulte feine Gebete. Araber in ſcharlachroten und blauen Röcken gingen in das Bain Maure, unter deſſen weiß-blauem Bogen der kabyliſche Maffeur mit verſchränkten muskulöſen Armen ſtand. Ein kohlschwarzer Marabu ritt auf einem Schimmel zur großen Moſchee, von feinem Diener zu Fuß begleitet.

Eingeborene Soldaten zogen vorüber zur Kaſba auf der Höhe und ſpazierten, Zigaretten rauchend, zu den Cafés Maures hinunter. Kreiſe ernſter Männer waren über

Kartenspiele gebeugt, über Domino und Zug — von den Arabern das Damenspiel genannt, Khodschas schritten würdevoll zum Bureau Arabe. Verschleierte Frauen, dick, schläfrig und mit Schmuck beladen, watschelten durch die Bogen der Arkaden; in den gefärbten, schwitzenden Händen hielten sie eine Menge Zuckerwerk, das die Fliegen anzog. Kinder spielten im Staube bei kleinen Abfallhaufen und wirbelten ihn mit ihren tanzenden nackten Füßen in Wolken auf. Vor ihnen, wie von den ersten Palmen der Oase her, erhob sich betäubender Trommelschlag, aus dem Negerviertel und vom Gipfel des Hügels zu Füßen der Minarets kam der wilde klägliche Lärm, der das Leitmotiv der Wüste ist, das vielfache Jammern der Kamele, das alle anderen Geräusche übertönte.

Als Domini und Androvsky in diesen Wirbel von Menschlichkeit einritten, über den sich der Himmel rot wie Blut spannte, umfloß und umkreiste sie dieses Gewirre und machte sie zu seinem Mittelpunkt. Die Ankunft einer fremden Dame war ein feltenes, ja vielleicht noch nie dagewesenes Ereignis in Amara, und Batouch war sehr geschäftig gewesen, den Ruf seiner Gebieterin zu verbreiten.

„Madame sollte absteigen“, sagte Batouch. „Ali wird die Pferde nehmen und ich werde Madame und Monsieur den Hügel hinauf zum Brunnenplatze begleiten. Schabah wird dort sein, um Madame zu begrüßen.“

„Was für ein Getümmel!“ rief Domini, halb lachend, halb verwirrt. „Wer in aller Welt ist Schabah?“

„Schabah ist der Kaid von Amara“, erwiderte Batouch würdevoll. „Der größte Mann der Stadt. Er erwartet Madame beim Brunnen.“

Domini warf einen kurzen Blick auf Androvsky.

„Nun?“ sagte sie.

Er zuckte die Achseln, wie jemand, der Widerspruch für nutzlos hält und den Augenblick gekommen glaubt, wo man dem Schicksal nachgeben muß.

„Das Ungeheuer hat seine Klauen nach uns geöffnet“, sagte er und zwang sich zu einem Lächeln. „Wir werden besser daran tun hineinzugehen, glaube ich. Ach, Domini! — aber die Ruhe der Wüste!“

„Wir werden sie wieder genießen. Das ist nur für den Augenblick. Wir werden alle ihre Freuden wieder haben.“

„Wer weiß?“ sagte er, wie er es getan hatte, als sie die Sandböschung hinaufgeritten waren. „Wer weiß?“

Dann stiegen sie von den Pferden und wurden von der Menge umringt.

## ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Das Gewühl in Amara rief in Domini den Stadtsinn wach, der nun so lange geschlummert hatte. Alles, was Androvsky zu verwirren, zu bestürzen, abzustößen, ja mit Furcht zu erfüllen schien, der Lärm der übersprudelnden Menge, ihre beständige Bewegung, ihre Berührung, all das erweckte in ihr das Gefühl für die Regsamkeit des Lebens und den Begriff seiner mannigfachen Bedeutung und ein Zittern ging durch sie. Und in diesem Zittern tönte das Glück. Dem Traurigen bringt ein großes Bild des menschlichen Lebens Trauer, da er in den Herzen der anderen sein eigenes Mißgeschick liest. Dem Glücklichen aber bringt solch ein Bild Jubel, denn überall findet er das tanzende Abbild seiner eigenen Freude. Domini hatte viel unter Menschen gelebt, sich aber dabei stets unglücklich

gefühlt; sie hatten sie zuweilen kalt gelassen oder sie ermüdet. Nun fühlte sie sich in dieser Menge von Mitmenschen zum ersten Male herrlich zufrieden. Und von der Wirkung dieser Rückkehr — und eine solche war es ja — zu etwas wie ihren früheren äußeren Lebensverhältnissen, mit der durch Freude verwandelten Gemütsverfassung, war sie selbst betroffen. Plötzlich wurde ihr die eigene Menschlichkeit und lebhafte Wärme des Mitfühlens vollkommen klar, das im Menschenherzen zur Flamme angefacht wird durch die Nähe menschlichen Lebens mit seinen Hoffnungen, Wünschen, Befürchtungen, Leidenschaften und offen gezeigten Freuden. Statt — wie er — diesen plötzlichen Übergang von der Einsamkeit mit dem geliebten Manne zur Menge zu hassen, erfreute sie sich daran. Androvsky war die Ursache ihrer beiden Freuden, der Freude an der Wüste und der Freude in Amara, aber während er an der einen Anteil nahm, teilte er die andere nicht.

Dies überraschte sie nicht, da sie die Verhältnisse kannte, in denen er gelebt hatte. Er war auf dem Lande aufgewachsen und hatte stets fern von Städten gewohnt. Ihr kehrte ein alter Eindruck wieder — alt, da ja die Menge in London und die in Amara Menschenmengen waren, mochten sie sonst auch noch so verschieden sein —, nur ihr Sinn war durch das Glück gewandelt. Ihm war dieser Anblick neu. Eine Stimme in ihrem Innern sagte ihr, daß es notwendig, daß es beschlossen war, weil er es brauchte. Der wieder erweckte Stadtfinn mit seiner Schärfe der Beobachtung hielt an. Als sie in Amara eingeritten waren, hatte sie in Androvsky mit fast erbarmungsloser Eindringlichkeit zu lesen geglaubt, die sie doch nicht hemmen konnte. Jetzt wollte sie sie gar nicht mehr hemmen, denn die Eindringlichkeit, die auf vollkommene Liebe



gegründet ist, kann nur gute Früchte tragen. Ihr war, als dürfte sie für Androvsky klar erschauen, was er selbst nicht sehen konnte, fast wie die Mutter für ihr Kind sieht. Diese Berührung mit der Menge von Amara war, wie sie glaubte, eine der Gaben, die ihm die Wüste schenkte. Sie gefiel ihm nicht. Er wollte sie zurückweisen. Aber er täufchte sich. In diesem Augenblicke war seine Sehkraft getrübt, wie uns dies so oft geschieht, wenn wir selbst in Betracht kommen. Sie erkannte das und zum ersten Male seit ihrer Hochzeitsfeier in Beni-Mora schien sie vielleicht selbstfüchtig zu sein. Sie widersetzte sich seinem Wunsche. Bisher hatte es zwischen ihnen keinerlei Streit gegeben. Ihre Wünsche waren wie ihre Herzen stets in Harmonie gewesen. Auch jetzt entstand kein Streit. Denn Androvsky gab Domini, als sie ihre Vorliebe ausdrückte, mit einer Schnelligkeit nach, die ihr seine Leidenschaft für sie in neuem, schönem Lichte zeigte. Aber sie wußte, daß sie in diesem Augenblicke nicht übereinstimmten. Er haßte und fürchtete, was sie mit lebhaftem Gefühle von Sympathie und Freude aufnahm.

Sie fühlte, daß in seinem Schrecken vor der Menge etwas Ungesundes lag und die gesunde Stärke ihrer Natur sagte ihr: „Entwurzle dies!“

Ihr Lager war auf den Sandhügeln im Norden der Stadt, nahe dem französischen und arabischen Friedhof, aufgeschlagen. Sie besuchten es erst bei Anbruch der Dunkelheit, als sie die Stadt zu Fuß bei der großen Mauer aus gehauenen Steinen verließen, welche die Kasba der eingeborenen Soldaten umschloß; zahlreiche Erhebungen des Sandes stiegen sie hinan und hinab, über die der Nachtwind mit seltsamer dünner Frische blies, die Dominis Gefühl erneuerte, am Ende der Welt zu sein. Alles schien hier

dieselbe Kunde zu flüstern: „Wir sind Fremde aus weiter Ferne.“

Auf ihrem Wege zum Lager wurden sie von einer kleinen Schar begleitet. Schabah, der Kaid von Amara, ein gedrungenener Mann, dessen ungeheuer würdevolles Auftreten ihn fast riesenhaft erscheinen ließ, bestand darauf, sie mit seinem jüngeren Bruder, einem hübschen, zügellosen Burfchen von sechzehn Jahren, zu den Zelten zu begleiten; dann der Erzieher des Bruders, ein Araber, schwarz wie ein Neger, aber ohne jedoch wie die Neger frisch geölt auszusehen, und noch zwei Begleiter. Ihnen schloß sich der Kaid der Nomaden an, ein dunkler Potentat, der tatsächlich gewaltig war und nicht bloß so ausah, seine vier Diener und sein Onkel, ein ehrwürdiger Mann, wie ein Hirtenkönig. Diese Würdenträger umgaben Domini und Androvsky und hinter ihnen strömten die neugierigen Araber heran, die neidigen und gierigen und die ohne besondere Absicht, die eben nur der Fährte eines jeden Fremden folgen und auf Krumen hoffen, die, wie es heißt, von des Reichen Tische fallen. Schabah sprach französisch und lenkte die Unterhaltung, die sich hauptsächlich um seinen Gesundheitszustand drehte. Vor Jahren war ein Giftmordversuch an ihm gemacht worden und seither war sein Magen, wie er sich ausdrückte, „beunruhigt, wie ein Wachthund, wenn Räuber nachts in die Nähe kommen“. Alle Bemühungen, ihn zu trösten oder ihm Hoffnung auf künftige Genesung zu machen, begegneten ernster Hoffnungslosigkeit, einer abwehrenden Gewißheit ewigen Leidens. Der Gedanke, daß sein Magen je wieder Frieden finden könnte, entsetzte und peinigte ihn offenbar, und als sie alle nun so durch den Sand wateten, vom ruhmbedeckten Batouch geführt, mußte Domini auf seine stark betonte

Verzweiflung eingehen und mit ihm in feiner Wertschätzung der beständigen Verdauungsstörungen übereinstimmen, die ihn von der übrigen Welt absonderte, wie einen Gott in seinem Heiligtume. Der übermütige junge Mann, sein Bruder, der Glacéhandschuhe trug, warf ihr heimliche Blicke der Bewunderung zu, die um Erwidrung baten. Der schwarze Erzieher grinste. Und der Kaid der Nomaden markierte ihr Vorwärtskommen mit lautem Grollen völliger Befriedigung und benützte gelegentlich Batouch als Dolmetsch, seine Hoffnung auszudrücken, daß sie doch seinen Palaß in der Stadt besuchen und auf seinem Teppiche Kus-kus essen würden.

Als sie die Zelte erreicht hatten, war es notwendig, diese Persönlichkeiten mit Kaffee zu bewirten, und endlich verabschiedeten sie sich mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen und luden ihre Wirte unzählige Male ein, was von Batouch im Namen seiner Dienstgeber herzlich angenommen wurde, ehe noch Domini oder Androvsky Zeit hatten, auch nur ein Wort zu sprechen.

Als der Zug über die Sandmassen der Stadt hinzog und dort verschwand, brach Domini in ein kurzes Lachen aus und zog Androvsky zur Zelttüre hinaus, um ihnen nachzusehen.

„Gefellschaft im Sande!“ rief sie lustig. „Boris, das ist ein neues Erlebnis. Sieh, wie unsere Gäste in ihre Paläste gehen!“

Langsam gingen die Potentaten über die weißen Dünen zur Stadt. Schabah trug einen roten Rock. Sein Bruder war in Rosa und Gold mit weißen breiten Hofen. Der Kaid der Nomaden war grün gekleidet. Alle bewegten sich mit bedeutungsvoller, bewußter Majestät, während sie ihre gehorhamen Begleiter umgaben. Über ihnen zeigte

sich der Abendstern am violetten Himmel. Nahe davon war die feine Silhouette des jungen Mondes zu erkennen. In der Wüste verstreut tauchten zahlreiche Koubbahs mit Gipskugeln auf, grau in Weiß. Hunderte Hunde bellten in der Ferne. Links leuchteten auf den unendlichen Sandwellen unzählige Feuer vor den Zelten der Ouled Nails. Vor dem Schlafzelte, das von feinem Sandberge über die Stadt hinausblickte, erhoben sich deren Minaretts und die vergoldeten Kuppeln. Dahinter lag die bleiche Unermeßlichkeit der Fläche, der einsamen Wüste, aus der Domini und Androvsky gekommen waren, um diese barbarische Lebensäußerung zu betrachten. Und die Stadt war von Musik erfüllt; Tam-Tams wurden geschlagen, Trompeten in der Kasba geblasen, Pfeifen heulten in verborgenen Wohnungen, schwache, aber zahlreiche Menschenstimmen ertönten und der zarte Nachtwind, der, ein Zwilling Bruder des Sandes, weiß schien, trug sie ihnen zu auf ihre einsame, baumlose Höhe.

„Gehen wir ein, zwei Schritte gegen die Stadt, Boris“, sagte Domini, als ihre Gäste in einer Falte der Düne prunkvoll verschwanden.

„Gegen die Stadt!“ erwiderte er. „Warum eigentlich nicht?“ Er sah sich nach den leeren, geräuschlosen Sandmassen um.

Zum ersten Male setzte sie ihren Willen dem seinen entgegen.

„Nein, das ist unser Stadtleben, unsere Sahara-Season. Geben wir uns ihr hin. Die Einsamkeit wird dann das Gegenmittel sein.“

„Ganz gut, Domini“, erwiderte er.

Sie gingen ein kleines Stück zur Stadt und blieben schließlich am Rande ihrer Höhe im Sande stehen.

„Höre, Boris! Klingt all diese barbarische Musik in der Nacht nicht seltsam? Sie erregt mich.“

„Du freust dich, hier zu sein.“

Sie hörte die Verstimmung aus seinem Ton, achtete aber nicht darauf.

„Und all diese Feuer! Hunderte davon im Sande!“

„Ja,“ sagte er, „es ist wundervoll, aber die Einsamkeit ist das Beste. Das ist nicht das Herz der Wüste, das ist, was die Araber ‚den Schoß der Wüste‘ nennen. Das Herz der Wüste ist das Schweigen.“

Sie mußte an das Nachlassen des Windes denken, als die Sahara sie aufnahm, und erkannte, daß ihre Liebe zum Schweigen ungeheuer war. Trotzdem überwog heute abends der andere Teil ihres Selbst. Sie wünschte, daß er daran teilnehme. Er tat es nicht. Konnte sie ihn dazu bringen, ihr Vergnügen zu teilen?

„Und doch hatte ich, als wir hier einritten, das Gefühl, als ob hier das Herz der Wüste sei“, sagte sie. „Du weißt, ich erwähnte das.“

„Sagst du das jetzt noch?“

„Das Herz, Boris, ist der Mittelpunkt des Lebens, nicht wahr?“

Er schwieg. Sie wußte, daß sein inneres Gefühl das ihre bekämpfte.

„Heute“, sagte sie und schob, zur Stadt blickend, ihren Arm unter seinen, „fühle ich eine so mächtige Sympathie mit dem menschlichen Leben, wie ich sie nie zuvor gefühlt habe. Es strömt mir von dir zu. Ja, so ist es. Aus meiner Liebe zu dir wurde es geboren und es scheint mich und dich zugleich mit all diesem Fremden zu verbinden, mit allen Männern und Frauen, mit allem, was lebt. Mir ist, als wäre ich früher kein ganzer Mensch gewesen und meine

Liebe zu dir hätte mich erst dazu gemacht und mir so etwas gegeben, was selbst — selbst meine Liebe zu Gott nicht geben konnte.“

Die letzten Worte hatte sie leiser gesprochen. Nach einem Augenblick setzte sie hinzu:

„In der Einsamkeit, selbst mit dir, konnte ich wohl diese Vollkommenheit nicht erreichen. Vielleicht konntest du es auch nicht selbst in der Einsamkeit mit mir. Boris, ich glaube, es ist für uns beide gut, eine Zeitlang mitten im Leben zu stehen.“

„Du willst hier bleiben, Domini?“

„Ja, eine Zeitlang.“

Das fatalistische Gefühl, das sie in diesem Lande befallen hatte, stellte sich in diesem Augenblicke wieder ein. Sie fühlte: „Es steht geschrieben, daß wir hier bleiben sollen.“

„So bleiben wir hier, Domini“, sagte er ruhig.

Der Ton des Unmutes war aus seiner Stimme geschwunden, in seiner Liebe zu ihr entschlossen daraus verbannt, aber gleichwohl glaubte sie, ihn tief drinnen in seiner Seele nachhallen zu hören. In diesem Augenblicke liebte sie ihn, wie eine Frau, die er zur Geliebten gemacht, aber auch wie eine Mutter, die er zur Mutter gemacht hatte, indem er zum Kinde wurde.

„Ich danke dir, Boris“, erwiderte sie ganz ruhig. „Du bist sehr gut zu mir.“

„Du bist gut zu mir“, sagte er und dachte an die letzten Worte des Paters Roubier. „Wie könnte ich anders sein?“

Während er diese Worte sprach, begann sein Körper heftig zu zucken.

„Boris, was hast du?“ rief sie erschreckt.

Er nahm seinen Arm von ihr.

„Diese — diese Geräusche, die so aus der Stadt durch die Nacht über die Sandhügel herkommen, sind ganz ungewöhnlich. Ich habe mich so sehr an die Ruhe gewöhnt, daß sie wohl meine Nerven angreifen. Ich werde aber gewiß bald mit ihnen vertraut sein.“

Er wandte sich den Zelten zu und sie ging mit ihm. Ihr schien, daß er ihrer Frage ausgewichen war, daß er sie nicht hatte beantworten wollen, und die Empfindlichkeit, die in ihr durch die Rückkehr zum Leben in der Nähe einer Stadt lebhaft erweckt worden war, veranlaßte sie, nach dem Grunde dieser Ausflucht zu forschen. Sie entdeckte ihn nicht, aber auf ihrer geistigen Suche fand sie sich plötzlich in Mogar. Ihr war, als ob dieselbe Art des Unbehagens, das ihren Mann in Mogar befallen hatte, ihn jetzt in Amara noch heftiger ergriff, daß seine Nerven, wie er eben gesagt hatte, von irgend etwas gemartert wurden. Aber die Geräusche aus der Stadt konnten es nicht sein.

Nach dem Abendessen kam Batouch zum Zelt, um ihnen vorzuschlagen, mit ihm in die Stadt zu gehen. Da Domini überzeugt war, daß Androvsky nur ungern gehen würde, wies sie sein Anerbieten sogleich zurück, indem sie vorgab, müde zu sein. Batouch forderte dann Androvsky auf, mit ihm zu gehen, und zu Dominis Überraschung sagte er, er würde gern einen Spaziergang machen, wenn sie es nicht übel nähme, daß er sie kurze Zeit allein lasse.

„Vielleicht,“ sagte er, als Batouch und er aufbrachen, „vielleicht wird es mich zu einem vollkommeneren Menschen machen, vielleicht gibt es noch etwas zu tun, das selbst du, Domini, noch nicht zustande brachtest.“

Sie erkannte, daß er auf ihre Worte vor dem Abendessen anspielte. Er stand da und blickte sie mit einem

leichten Lächeln an, das aber kein Lächeln des Glückes war; dann setzte er hinzu:

„Das Band, von dem du sprichst, zwischen uns und diesen Fremden“ — er machte eine Bewegung nach der Stadt — „ich sollte es vielleicht stärker fühlen. Ich — ich will versuchen, es zu fühlen.“

Dann wandte er sich um und ging, schwer ausschreitend, mit Batouch über die Sandhügel.

Als ihn Domini weggehen sah, fühlte sie einen kalten Schauer über ihren Rücken laufen, denn in seinem Betragen, in seinem Lächeln lag etwas, das ihn in diesem Augenblicke von ihr zu trennen schien, etwas, das sie nicht verstehen konnte.

Bald war Androvsky in einer Sandfalte verschwunden, wie er in Mogar verschwunden war, kurz bevor de Trevignac kam. Wieder mußte sie an Mogar denken und deutlich ließ sie im Geiste — mit der erneuerten Schärfe des Verstandes, die wiedergekehrt war, und welche die Berührung mit der Stadt gebracht hatte — alles, was sich dort zugegetragen hatte, vorüberziehen, wie sie dies nie zuvor betrachtet hatte.

Es war ein merkwürdiger Zwischenfall gewesen.

Sie begann langsam auf dem Sande vor dem Zelt auf und ab zu gehen. Wardi kam, um mit ihr zu gehen, aber sie schickte ihn weg. Vorher trieb es sie aber doch, ihn zu fragen:

„Der afrikanische Likör, Wardi — du erinnerst dich —, den du in Mogar in das Zelt trugst — haben wir noch davon?“

„Den Mönchslikör, Madame?“

„Wie meinst du? Mönchslikör?“

„Er wurde von einem Mönche erfunden, Madame, und wird von den Mönchen in El-Largani verkauft.“



„Ah! Haben wir noch davon?“

„Es ist noch eine Flasche da, Madame, aber ich würde mich nicht getrauen, sie zu bringen, wenn —“

Er brach ab.

„Wenn was, Wardi?“

„Wenn Monsieur da ist.“

Domini wollte ihn schon nach dem Grunde fragen, aber sie beherrschte sich und sandte ihn fort. Dann ging sie weiter auf dem Sande auf und ab. Sie dachte nun an das zerbrochene Glas auf dem Boden zu Androvskys Füßen, als sie ihn allein im Zelte fand, nachdem de Trevignac fortgegangen war. Nach Wardis Worten fragte sie sich jetzt, ob nicht vielleicht dieser Likör, der in das Zelt gebracht worden war, um de Trevignacs Anwesenheit zu feiern, das Gespräch auf religiöse Bräuche gelenkt hatte; ob nicht vielleicht Androvsky etwas dagegen gesagt hatte, was de Trevignac, einen gläubigen Katholiken, verletzen mußte; ob es nicht zwischen den beiden Männern einen Streit über Religion gegeben hatte. Es war möglich. Sie erinnerte sich der seltsamen, fast mythischen Gebärde de Trevignacs im Morgengrauen und seines entsetzten Blickes, den sie ihn gegen das Zelt richten gesehen hatte, wo ihr Mann im Schlafe lag.

Heute fühlte sich ihre Seele — ihre ganze Natur — ungeheuer lebendig.

Sie versuchte, nicht länger an Mogar zu denken, aber ihre Gedanken umkreisten es und verbanden es mit dieser großen Stadt, deren Lichter unter ihr weit drüben schienen und deren Musik aus der Ferne über das Schweigen des Sandes zu ihr drang.

Mogar und Amara; was hatten die beiden Orte mit einander zu tun? Meilen der Wüste trennten sie. Das

eine war eine Öde, das andere gedrängt voll von Menschen. Was verband sie nun in ihrer Seele?

Androvskys Furcht vor beiden — das war das Band. Sie dachte weiter an den Blick, den er auf den Wachturm geworfen hatte, wohin zur selben Zeit, noch ehe sie es wußten, de Trevignac zog. De Trevignac! Schneller ging sie auf dem Sande hin und her. Warum hatte er voll Entsetzen das Zelt betrachtet, in dem Androvsky geschlafen hatte? War es deshalb, weil Androvsky die Religion beschimpfte, die er verehrte und liebte? Konnte es das gewesen sein? Und noch etwas — haßte denn Androvsky die Religion tatsächlich? Vielleicht haßte er sie und verbarg nur seinen Haß vor ihr, da er wußte, daß es sie schmerzen würde. Und doch hatte sie oft das Gefühl, als suchte er, vielleicht in Furcht, vielleicht in Unwissenheit, vielleicht mit Ungewißheit, aber als suchte er gleichwohl, sich Gott zu nähern. Deshalb hatte sie für ihn hoffen können, deshalb war sie nicht stärker darüber beunruhigt, daß er den Glauben verloren hatte, in dem er auferzogen worden und dem sie mit Herz und Seele angehörte. Konnte ihr Gefühl falsch gewesen sein — konnte es sich getäuscht haben? Es gibt Menschen auf der Welt, das wußte sie, welche das Dasein Gottes leugnen und jeden Glauben verächtlich verlachen. Sie dachte an die Lästerungen ihres Vaters. Hatte sie einen Mann geheiratet, der, wie jener, verloren war, der, wie jener, Gott wild verleugnete?

Ein kalter Schauer von Furcht lief durch ihr Herz. Plötzlich hatte sie das Gefühl, als wäre ihr Androvsky trotz aller ihrer Liebe immer noch fremd.

Sie blieb auf dem Sande stehen. Zufällig sah sie auf das Lager der Ouled Naïls, dessen Feuer über die Düne leuchtete. Als sie so hinblickte, gewahrte sie plötzlich

ein Licht, das sich von den lodernden Feuerstellen abfonderte und von ihnen her sich langsam dem Orte näherte, wo sie stand. Nur der Neumond lieh der Nacht seinen schwachen Schein. Dieses Licht zog nun durch die Dunkelheit heran wie ein an die Erde gefeffelter Stern. Sie verfolgte es mit jener Spannung, mit der Leute, deren Gehirn rege arbeitet, etwas Bewegliches betrachten, sie starrte hin und merkte doch kaum, daß sie es sah.

Das kleine Licht bewegte sich beständig über den Sand weiter, stieg jetzt die eine Seite einer Düne hinab, erklomm nun einen Kamm, kam aber dem Orte näher, wo Domini stand. Plötzlich bemächtigte sich diese auf sie zufluernde Bewegung ihrer Sinne, lenkte sie von allen anderen Gedanken ab und richtete sie auf das Licht. Sie fand Interesse daran und wurde darauf gespannt.

Wer mochte es tragen? Ohne Zweifel ein Wüstenmann, ein Araber. Sie stellte sich ihn groß, braun, geschmeidig und halb nackt vor, wie er mit den muskulösen Fingern die Lampe hielt und mit den nackten Füßen leise über den tiefen Sand schritt. Warum hatte er das Lager verlassen? Was war seine Absicht?

Das Licht kam näher. Es glitt jetzt über die Fläche und schien, wie sie glaubte, schneller heranzukommen. Und immer kam es gerade auf sie zu. Die Überzeugung drängte sich ihr auf, daß es mit der Absicht kam, sie zu erreichen, daß es von jemandem getragen wurde, der an sie dachte. Aber wie konnte das zugehen? Sie dachte sich das Licht als ein Wesen mit Verstand und Absicht, von jemandem getragen, der diese Absicht unterstützte und seine Wünsche auszuführen half. Und es wünschte, zu ihr zu kommen.

In Mogar! Androvsky hatte etwas in Mogar gefürchtet.

De Trevignac war gekommen. Er fürchtete etwas in Amara. Dieses Licht kam. Einen Augenblick lang meinte sie, das Licht sei eine Lampe, die de Trevignac trug. Dann aber sah sie, daß der Lichtschein auf ein langes schwarzes Gewand fiel, auf die Soutane eines Priesters.

Als sie und Androvsky in Amara eingeritten waren, hatte sie sich gefragt, ob wohl dieser zweiten Furcht ein so ungewöhnliches Ereignis folgen würde, wie der ersten Furcht. Als sie die Soutane eines Priesters erblickte, die schwarz im Lampenlichte, über das Weiß des Sandes auf sie zukam, sagte sie sich, daß nun dieses Ereignis eintrete. Dieser Priester nahm die Stelle de Trevignacs ein.

Warum kam er zu ihr?

#### DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Als der Priester ganz nahe dem Zelte war, sah Domini, daß nicht er die Laterne trug, sondern ein eingeborener Soldat, einer der Tirailleurs, früher Turkos genannt, der neben ihm ging. Der Soldat salutierte vor ihr und der Priester nahm den breiten, weichen, schwarzen Hut ab.

„Guten Abend, Madame“, sagte er französisch, mit einem Anklang an die Mundart von Marseille. „Ich bin der Aumonier von Amara und habe soeben von Ihrer Ankunft gehört und da ich gerade meine Freunde auf den Sandhügeln drüben besuchte, dachte ich mir, ich könnte mir einen Besuch bei Ihnen erlauben und fragen, ob ich Ihnen mit irgend etwas dienen kann. Es ist nicht die übliche Besuchsstunde, das weiß ich, aber aufrichtig gesagt, Madame, nach einem Aufenthalte von fünf Jahren

in Amara kann man sich gar nicht mehr um Formen kümmern.“

Seine Augen, die einen — bei einem Priester seltenen — nicht unangenehmen Ausdruck leichter Unverschämtheit zeigten, zwinkerten im Lampenlichte freundlich, als er dies sagte, und sein Gehaben bewies seinen starken Hang zu gefelligem Leben und das innigste Vergnügen, Fremden zu begegnen. Wie sie ihn so ansah und sprechen hörte, mußte Domini wegen der Phantasien, denen sie sich eben hingeeben hatte, über sich selbst lachen. Er hatte eine breite Gestalt, lange Arme und große Füße, die in weiten, bequemen Schuhen staken. Sein Gesicht war sonnverbrannt und zum Theile durch einen dicken, schwarzen Bart verdeckt, Backen- und Schnurrbart. Seine Züge waren grob und schienen knabenhaft, obwohl er etwa Vierzig gewesen sein mußte. Die Nase war stumpf und paßte zum Ausdrucke seiner Augen, die schwarz waren wie sein Haar und voll funkelnden Lichtes. Als er Domini munter anlächelte, ließ er zwei Reihen kleiner, viereckiger, weißer Zähne sehen. Sein Marfeiller Akzent stimmte trefflich mit seiner Erscheinung überein, die ungechliffen, aber ehrlich war. Domini begrüßte ihn freundlich. Ja, die Art, mit der sie ihn empfing, war mehr als freundlich, war fast herzlich warm. Denn sie hatte in unklarem Empfinden eine tragische Gestalt erwartet, eine Persönlichkeit, die an Geheimnis und Kummer erinnern würde, als sie an das Ereignis in Mogar dachte, und hatte das herankommende Licht mit dem Nahen neuer seltsamer Zwischenfälle verbunden. Diese gemüthliche Gestalt ihres eigenen Glaubens, die von Zufriedenheit und behaglichem Vorausempfinden eines freundlichen Verkehrs strahlte, ließ die Befürchtungen schwinden, die sie gehegt hatte und die sie jetzt erst, als

sie davon befreit war, erkannte. Sie lud den Priester ein, in das Speisefeld zu treten, nahm die kleine Glocke, die auf dem Tische stand, ging auf den Sand hinaus und läutete Wardi.

Er kam sogleich, wie ein Schatten über die Wüste gleitend.

„Bring uns Kaffee für zwei Personen, Wardi, Biskuits“ — sie warf einen Blick auf den Gast —, „Bonbons, ja, die Bonbons in der weißen Schachtel und Zigarren. Und nimm den Soldaten mit dir und bewirte ihn gut. Gib ihm, was er will.“

Wardi ging, ungestüm sprehend, mit dem Soldaten weg, während Domini in das Zelt zurückkehrte, wo sie den Priester voll fröhlicher Erwartung leuchten sah. Sie setzten sich auf bequeme Rohrstühle zur Zelttüre, durch die sie den Schein der Lichter in der Stadt sehen und den fernen Klang ihrer dröhnenden, klagenden Musik hören konnten.

„Mein Mann ist ausgegangen, die Stadt zu besichtigen“, sagte Domini, nachdem sie dem Priester ihren Namen genannt und erfahren hatte, daß er Max Beret hieß.

„Wir kamen erst heute abend an.“

„Ich weiß, Madame.“

Er lachte ihr zu und strich sich den dicken Bart mit der breiten sonnverbrannten Hand. „Jedermann in Amara weiß es und jedermann in den Zelten. Wir wissen auch, wie viele Zelte Sie haben, wie viele Diener, wie viele Kamele, Pferde und Hunde.“

Er brach in herzliches Lachen aus.

„Wir wissen auch, was Sie soeben zum Abendessen gehabt haben.“

Domini stimmte in sein Lachen ein.

„Doch nicht im Ernste!“

„Nun, ich hörte im Lager, daß es aus Suppe und geschmortem Hammelfleische bestand. Aber das macht nichts! Sie müssen uns verzeihen. Wir sind Barbaren! Wir sind Sandlumpen! Wir sind Halunken der Sonne!“

Sein Lachen wirkte ansteckend. Er lehnte sich in seinem Stuhle zurück und schüttelte sich vor Heiterkeit, die seine eigene Bemerkung erregt hatte.

„Wir sind Halunken der Sonne!“ wiederholte er, da ihm diese Wendung offenbar gefiel. „Und man muß uns alles verzeihen!“

Obgleich er die Soutane trug, sah er in diesem Augenblicke wie der Typus vergnügtester Duldung aus und Domini konnte nicht umhin, ihn im Geiste mit dem Priester von Beni-Mora zu vergleichen. Was würde Pater Roubier von Pater Beret halten?

„Es ist leicht, in der Sonne zu verzeihen“, sagte sie.

Der Priester legte die Hände auf die Knie und setzte die Füße breit auseinander. Sie bemerkte, daß seine Hände nicht übermäßig rein waren.

„Madame,“ sagte er, „es ist unmöglich, in der Sonne anders zu sein als sanft. Das habe ich erfahren. Entschuldigen Sie, aber sind Sie Katholikin?“

„Ja.“

„Umso besser. Sie müssen mir erlauben, Ihnen die Kapelle zu zeigen. Sie ist in dem Gebäude mit den Kuppeln. Die Gemeinde besteht an einem vollen Sonntage aus Fünfen.“ Wieder brach er in Lachen aus. „Ich hoffe, übermorgen werden Sie und Ihr Mann sieben daraus machen. Aber, wie gesagt, die Sonne gibt einem Unterricht in Milde. Anfangs, als ich herkam, um in Afrika mitten

unter diesen Sandlumpen zu leben — eh, Madame! —, ich glaube, Madame, als Priester hätte ich über ihr Treiben entsetzt sein sollen. Und tatsächlich versuchte ich, es zu sein, gewissenhaft tat ich mein Bestes. Aber es war nicht recht. Ich konnte mich nicht entsetzen. Der Sonnenschein trieb es mir ganz aus. Ich konnte nur sagen: „Es steht nicht bei mir, mit le bon Dieu zu rechten und le bon Dieu hat diese Leute so geschaffen und sie hier in den Sand gesetzt, daß sie sich benehmen, wie sie es tun. Was geht das mich an? Ich kann sie nicht bekehren. Ich kann ihre Moral nicht ändern. Ich muß nur ihr Freund sein, sie in ihren Sorgen aufheitern, ihnen einen Bissen geben, wenn sie hungern, und sie ein wenig kurieren. Ich bin gleich zur Hand, wenn ein Araber eine Pille oder ein Pulver nehmen soll — wenn er krank ist — und mache sie vertraut mit der Art des weißen Marabu. Das hat mich die Sonne gelehrt und jeder Sandlump und jedes Sandlumpen Kind in Amara ist mein Freund.“

Er streckte die Beine aus, als wünschte er, damit seine Befriedigung zu verlängern und starrte nun Domini voll ins Gesicht, während seine Augen vertraulich-naiv Billigung seiner Sonnenlehre verlangten. Sie mußte ihm gut sein, obwohl sie eher das Gefühl hatte, neben einem lustigen, großen und recht ungehobelten Jungen zu sitzen, als neben einem Priester.

„Sie haben also die Araber gern?“ sagte sie.

„Natürlich, Madame. Ich kann ihre Sprache sprechen und bin in ihren Zelten so zuhause und mehr noch, als ich es je im Vatikan sein könnte, bei aller Ehrfurcht vor dem Heiligen Vater.“

Er erhob sich, ging in den Sand hinaus, spuckte draußen geräuschvoll aus und kehrte dann in das Zelt zurück,



Mund und Bart mit einem großen, roten, wollenen Taschentuche abwischend.

„Bleiben Sie lange hier, Madame?“

Er setzte sich wieder in seinen Stuhl, der unter feinem beträchtlichen Gewichte krachte.

„Ich weiß es nicht. Wenn sich mein Mann hier glücklich fühlt. Aber er zieht die Einsamkeit vor, glaube ich.“

„So? Und doch ist er in die Stadt gegangen. Das Getriebe ist dort nachts sehr groß, kann ich Ihnen sagen. Nun, ich teile die Ansicht Ihres Mannes nicht. Ich weiß wohl, es heißt, daß die Einsamkeit gut für den Traurigen ist, aber ich glaube, es ist gerade umgekehrt. Ah!“

Der letzte, tönende Freudenruf entrang sich Pater Beret beim Anblicke Wardis, der in diesem Momente mit einem großen Brette eintrat; darauf standen eine Kaffeekanne, Schalen, Bonbons, Zigarren und eine bauchige Flasche mit Likör, von Gläsern umgeben.

„Ich sehe, Madame, Sie reisen reichlich ausgestattet in der Wüste“, rief er. „Und je mehr, desto besser. Wie heißt Ihr Diener?“

Domini nannte ihm den Namen.

„Wardi! Das heißt: in der Zeit der Rosen geboren.“ Er sprach Wardi arabisch an und schickte ihn dann, fröhlich kichernd, in die Dunkelheit weg. „Diese arabischen Namen haben alle ihre Bedeutung: — Onlagareb, Mutter der Skorpione, Omteoni, Adlermutter usw. Je mehr, desto besser! Komfort ist hier selten, aber Sie führen ihn mit sich. Zucker, wenn ich bitten darf.“

Domini warf zwei Würfel in seine Schale.

„Wenn Sie erlauben!“

Er fügte noch zwei hinzu.

„Eine gute Zigarre weise ich nie zurück. Diese harm-

lofen Freuden find für den Menfchen ausgezeichnet. Sie helfen feinem Chriftentume. Sie bewahren ihn vor Bitternis und hartem Urteile. Aber Härte ift für das nördliche Klima — für das regnerifche England, eh? Verzeihen Sie, Madame. Ich fprach im Scherze. Sie kommen vielleicht aus England? Es fiel mir nicht ein —“

Beide lachten. Seine Gefchwätzigkeit war unwiderftehlich und erzeugte in Domini das Gefühl, mit einem Kinde beifammen zu fitzen. Vielleicht erriet er dieses Gefühl, denn er fügte hinzu:

„Die Wüfte hat ein enfant terrible aus mir gemacht, fürchte ich. Was haben Sie hier?“

Sein Blick wurde von der Likörflasche angezogen, nach der Domini die Hand ausftreckte in der Abficht, ihm davon zu geben.

„Ich weiß nicht.“

Sie beugte fih vor, den Namen von der Flasche abzulefen.

„Louarine“, fagte fie.

„Pf!“ rief der Priester, plötzlich auffahrend.

„Wollen Sie ein wenig? Ich weiß nicht, ob er gut ift. Ich habe ihn nie zuvor gekoftet oder gefehen. Wollen Sie?“

Sie war fo überzeugt, er werde „ja“ fagen, daß fie die Flasche hob, um den Likör in eines der Gläschen zu gießen, als fie ihn anblickte, fah fie jedoch, daß er zögerte.

„Aber schließlich — warum nicht?“ fließ er hervor.  
„Warum nicht?“

Sie hielt noch die Flasche über dem Glafe. Er fah, daß fie feine Bemerkung überrafchte.

„Ja, Madame, danke.“

Sie goß den Likör ein und reichte ihm das Glas. Er ftellte das Glas neben die Kaffeetaffe.

„Die Sache ist nämlich die, Madame — aber Sie wissen nichts von diesem Likör?“

„Nein, nichts. Was hat es denn damit für eine Bewandnis?“

Ihre Neugierde wurde durch fein Zögern und feine Worte, aber mehr noch durch einen gewissen Ernst erregt, der sich jetzt in feinen Zügen zeigte.

„Nun, dieser Likör kommt aus dem Trappistenkloster El-Largani.“

„Der Mönchslikör!“ rief sie.

Und fogleich dachte sie an Mogar.

„Sie wissen es also?“

„Wardi sagte nur, wir führen Likör mit uns, der von irgendwelchen Mönchen erzeugt wird.“

„Das ist er und er ist ganz ausgezeichnet. Ich habe ihn in Tunis gekostet.“

„Aber warum zögerten Sie dann, ihn hier zu nehmen?“

Er hob das Glas gegen die Lampe. Das Licht schien durch die Flüssigkeit und zeigte, daß sie hellgrün war.

„Madame,“ sagte er, „die Trappisten in El-Largani haben einen feinen Besitz. Bei ihnen wächst alles, aber ihre Weingärten sind besonders berühmt und ihre Weine verschaffen ihnen glänzende Einnahmen. Das ist ihr einziger Likör, dieser Louarine. Auch er hat ihrer Gemeinde eine Menge Geldes getragen, wenn aber der Vorrat im Kloster jetzt erschöpft sein wird, werden sie mit Louarine keinen Franken mehr verdienen.“

„Ja warum denn nicht?“

„Das Geheimnis seiner Erzeugung hütete immer nur ein Mönch. Vor seinem Tode sollte er es einem anderen, den er erwählte, anvertrauen —“

„Und er starb plötzlich, ohne —“

„Madame, er starb nicht.“

Der Ernst war wieder über die Züge des Priesters gekommen und vertiefte sich, wodurch sich seine Miene völlig änderte. Er setzte das Glas nieder, ohne es mit den Lippen berührt zu haben.

„Dann — verstehe ich es nicht.“

„Er verschwand aus dem Kloster.“

„Sie meinen, er verließ es — ein Trappist?“

„Ja.“

„Nachdem er die endgültigen Gelübde abgelegt hatte?“

„Oh, er war mehr als zwanzig Jahre Mönch in El-Largani gewesen.“

„Wie schrecklich!“ sagte Domini. Sie betrachtete die hellgrüne Flüssigkeit. „Wie schrecklich!“ wiederholte sie.

„Ja, die Mönche hätten die Sache als ein Geheimnis bewahrt, aber ein Diener der Hôtellerie — der noch nicht das Gelübde des ewigen Schweigens abgelegt hatte — plauderte und — nun, so weiß ich es hier, im Schoße der Wüste.“

„Schrecklich!“

Sie sagte das Wort wieder, als fühlte sie seine Bedeutung jedes Mal, wenn sie es aussprach, heftiger.

„Nach zwanzig Jahren zu fliehen!“ fügte sie nach einem Augenblicke hinzu. „Und gab es keinen Grund, keine — keine Entschuldigung — nein, ich meine nicht Entschuldigung! Aber hatte sich nichts Besonderes ereignet?“

„Was kann sich denn in einem Trappistenkloster Besonderes ereignen?“ sagte der Priester. „Ein Tag gleicht völlig dem anderen und ein Jahr genau dem anderen.“

„Ist das schon lange her?“

„Nein, noch nicht lange. Erst vor einigen Monaten.

Oh, vielleicht ist's jetzt schon ein Jahr her, aber nicht mehr. Der arme Kerl! Ich nehme an, er war ein Mann, der sich nicht kannte, und der Teufel versuchte ihn.“

„Aber nach zwanzig Jahren!“ sagte Domini.

Ihr schien es geradezu unglaublich.

„Der Mann muß jetzt in der Hölle leben“, setzte sie hinzu. „In der Hölle kann ein Mensch doch wenigstens durch seine Handlungsweise zu seinen Gunsten wirken. Oh, da ist mein Mann.“

Androvsky stand in der Zelttüre und blickte sie mit erschreckten, forschenden Augen an. Er war geräuschlos über den tiefen Sand gekommen. Weder Domini noch der Priester hatten seinen Fußtritt gehört. Der Priester erhob sich und verbeugte sich freundlich.

„Guten Abend, Monsieur“, sagte er, ohne eine weitere Vorstellung abzuwarten. „Ich bin der Aumonier von Amara und —“

Er brach mitten im Flusse seiner Rede ab. Androvskys Blick war vom Gesichte des Gastes zu dem Tische gewandert, auf dem der Kaffee, Likör und alles andere stand, was Wardi gebracht hatte. Selbst der mit sich selbst so beschäftigte Priester erkannte jedoch, daß ihm sein Gastgeber nicht zuhörte. Es entstand einen Augenblick lang eine ungeschickte Pause. Dann sagte Domini:

„Boris, Monsieur l'Aumonier!“

Sie sprach nicht laut, aber mit einem Ausdruck, der ihren Gatten wieder zu sich rief. Langsam trat er ein und reichte dem Priester schweigend die Hand. Dabei fiel das Lampenlicht voll auf ihn.

„Boris, bist du krank?“ rief Domini.

Der Priester hatte die Hand mit zweifelhafter Bewegung ergriffen. Seine heitere, vertrauliche Art war geschwunden

und aus feinen Augen, die auf den Gastgeber gerichtet waren, leuchtete ein Erstaunen, das mit einer gewissen knabenhaften Verdrießlichkeit gemischt war. Offenbar fühlte er, daß seine Anwesenheit unwillkommen war.

„Ich habe Kopfschmerzen“, sagte Androvsky. „Ich — deshalb bin ich zurückgekommen.“

Er ließ die Hand des Priesters los. Wieder sah er nach dem Tische.

„Die Sonne schien heute ungewöhnlich heiß“, sagte Domini. „Glaubst du —“

„Ja, ja“, unterbrach er sie. „Das ist's. Ich muß einen leichten Sonnenstich haben.“

Er legte die Hand an den Kopf.

„Verzeihen Sie, Monsieur“, sagte er zu dem Priester, ohne ihn anzusehen. „Ich fühle mich tatsächlich nicht wohl. Ein andermal —“

Er verließ das Zelt und verschwand schweigend in der Dunkelheit. Domini und der Priester blickten ihm nach. Dann nahm der Priester mit einer Art von Schüchternheit den Hut vom Tische. Seine Zigarre war ausgegangen, aber er zog daran, als dächte er, daß sie noch brenne, dann nahm er sie wieder aus dem Munde und mit naivem Bedauern betrachtete er die guten Sachen auf dem Tische, den halb-getrunkenen Kaffee, die Biskuits, die weiße Schachtel mit Bonbons und sagte:

„Madame, ich muß fort. Ich habe noch ein gutes Stück Weges zu gehen und es wird spät. Wenn Sie mir gestatten wollen —“

Er ging zur Zelttüre und rief mit mächtiger Stimme:  
„Belgaffem! Belgaffem!“

Nach einer Pause rief er wieder:

„Belgaffem!“

Von dem weiter entfernten Dienerzelte kam ein Licht über den Sand. Dann wandte sich der Priester zu Domini um und schüttelte ihr die Hand.

„Gute Nacht, Madame.“

„Es tut mir sehr leid“, sagte sie, ohne den Versuch zu machen, ihn zurückzuhalten. „Sie müssen wieder kommen. Mein Mann ist offenbar krank und —“

„Sie müssen zu ihm. Natürlich. Natürlich. Diese Sonne ist ein Segen. Aber bisweilen bringt sie Fieber, besonders Fremden. Wir Sandlumpen — eh, Madame!“ er lachte, aber das Lachen hatte den sonoren Klang verloren — „wir können sie ertragen; sie ist unser Freund. Aber für Fremde ist sie manchmal ein bißchen zu stark. Nun bin ich aber, wie Sie wissen, ein wenig Doktor und wenn Ihrem Manne morgen nicht besser wird, so möchte ich — immerhin“, er schaute wieder verlangend nach den Bonbons und Zigarren — „wenn Sie gestatten, werde ich morgen fragen kommen, wie es ihm geht.“

„Danke sehr, Monsieur.“

„Bitte, Madame, bitte! Ich bringe ihn in einer Minute wieder in Ordnung, wenn es irgend etwas mit der Sonne zu tun hat, in einer Minute. Ah, da ist Belgassem!“

Der Soldat blieb mit seiner Laterne wie eine Statue draußen stehen. Der Priester zögerte. Er hielt die ausgegangene Zigarre in der Hand und warf bald einen Blick darauf, bald auf die Zigarrenschachtel. Ein kläglicher Ausdruck breitete sich über sein bronzefarbenes, bartbedecktes Gesicht. Es wurde wahrhaft bedauernswert. Schnell trat Domini an den Tisch, nahm zwei Zigarren aus der Schachtel und kam damit zu ihm zurück.

„Sie müssen eine Zigarre auf Ihren Weg mitnehmen.“

„Wirklich, Madame, Sie sind zu gütig, aber — nun,

eine gute Zigarre weise ich nie zurück und diese find, mein Wort — die —“

Er rieb ein Zündholz an seinem Schuhe mit breiter Kappe an. Sein Gehaben war wieder fröhlich. Domini gab dem Soldaten die andere Zigarre.

„Gute Nacht, Madame. A demain, à demain! Ich hoffe, Ihr Mann wird schlafen können. A demain! A demain!“

Das Licht bewegte sich über die Dünen und verschwand in der Richtung zur Stadt. Dann eilte Domini über den Sand zum Schlafzelte. Dabei hörte sie die vielen fernen Geräusche deutlich, die durch die Nacht zur bleichen Sichel des jungen Mondes aufstiegen, das pulsartige Schlagen der Tam-Tams in der Stadt, das schwache Tönen der Pfeifen, das fast so klang, wie wenn gepeinigte Menschen schrien, das wilde Bellen der Wachthunde, die auf den Sanderhebungen an die Zelte gebunden waren, wo unzählige Feuer leuchteten. Das Gefühl, weit weg zu sein und doch nahe dem Herzen der Wüste, wuchs in ihr, aber jetzt fühlte sie, daß dieses Herz wild war, daß etwas Schreckliches in dieser Abgeschlossenheit lag. Im zarten Mondlichte warf das Zelt schwarze Schatten auf das winterliche Weiß der Sandmassen, die sich hoben und senkten, wie die Wellen eines stillen, aber schaumbedeckten Meeres. Und der Schatten des Schlafzeltes sah am allerschwärzesten aus. Denn ihr war nun, als läge noch eine andere Dunkelheit darüber, neben der, die auf den Sand fiel. Als ihr Gatte nachts von den Dünen heimgekehrt war, da war sein Antlitz schwarz von einem Schatten gewesen, der sicherlich aus seiner Seele gekommen war. Und sie wußte nicht, was in seiner Seele diesen Schatten geworfen hatte.



„Boris!“

Sie stand an der Türe des Schlafzeltes. Er antwortete nicht.

„Boris!“

Er kam aus dem entfernteren Zelte, das als Ankleide-  
raum benützt wurde, und hielt eine brennende Kerze.  
Mit einer raschen Bewegung warmer Aufrichtigkeit eilte  
sie auf ihn zu.

„Du fühltest dich in der Stadt nicht wohl? Ließ dich  
Batouch allein zurückgehen?“

„Ich zog es vor, allein zu sein.“

Er stellte die Kerze auf den Tisch und drehte sich so,  
daß ihr Licht nicht auf sein Gesicht fallen konnte. Sanft  
faßte sie seine Hände. Keine Antwort kam von ihnen.  
Kraftlos lagen sie in den ihren. Sie fühlten sich wie etwas  
Totes an. Nur waren sie nicht kalt, sondern brennend heiß.

„Du hast Fieber!“ sagte sie.

Sie ließ eine seiner Hände los und legte ihm die ihre  
auf die Stirne.

„Deine Stirne brennt und deine Pulse — wie sie schlagen!  
Wie Hämmer! Ich muß —“

„Gib mir nichts, Domini! Es wäre nutzlos!“

Sie schwieg. Ein Ton von Hoffnungslosigkeit klang  
aus seiner Stimme, der sie erschreckte. Sie klang wie die  
Stimme eines Menschen, der Heilmittel zurückwies, weil  
er wußte, daß er von einer tödlichen Krankheit befallen sei.

„Warum kam dieser Priester heute her?“ fragte er.

Sie hatten beide gestanden, nun aber setzte er sich  
schwer in einen Stuhl und nahm seine Hand aus der ihren.

„Nur, um einen Höflichkeitsbesuch abzustatten.“

„Nachts?“

Er sprach argwöhnisch. Wieder dachte sie an Mogar

und an seine Rückkehr aus den Dünen, wie er sagte: „Es ist Licht im Turme.“ Ein peinliches Gefühl, von Geheimnissen umgeben zu sein, stieg in ihr auf. Das war ihrer starken, freien Natur verhaßt. Es war wie ein Miasma, das ihre Seele erstickte.

„Ach, Boris,“ rief sie gerade aus, „warum sollte er denn nicht nachts kommen?“

„Ist das so üblich?“

„Aber er besuchte die Zelte dort drüben — bei den Nomaden — und hatte von unserer Ankunft gehört. Er wußte, daß es nicht Sitte sei, aber, wie er sagte, man vergißt Förmlichkeiten in der Wüste.“

„Und bat er um etwas?“

„Bat?“

„Ich sah auf dem Tische — Kaffee und — und Likör stand dort.“

„Natürlich bot ich ihm etwas an.“

„Er bat nicht darum?“

„Aber, Boris, wie hätte er denn das tun können?“

Nach einem Augenblicke des Schweigens sagte er:

„Nein, natürlich nicht.“

Er rückte auf dem Stuhle, schlug ein Bein über das andere, legte die Hände auf die Armlehnen und fuhr fort:

„Worüber sprach er?“

„Ein wenig von Amara.“

„Das war alles?“

„Er war noch nicht lange hier, als du kamst.“

„Oh!“

„Aber etwas erzählte er mir, was schrecklich war“, fügte sie hinzu, ihrem Triebe gehorchend, ihm stets die volle Wahrheit zu sagen, selbst bei Kleinigkeiten, die mit

ihrem Leben oder ihren Beziehungen zu einander nichts zu tun hatten.

„Schrecklich!“ sagte Androvsky, gab die Beine auseinander und lehnte sich im Stuhle vor.

Sie setzte sich neben ihn. Beide saßen mit dem Rücken zum Lichte und waren im Schatten.

„Ja.“

„Was war es — irgend ein Verbrechen hier?“

„Oh, nein! Es war über den Likör, den du auf dem Tische fahst.“

Androvsky saß auf einem Rohrstuhl. Als sie sprach, krachte sein Stuhl unter einer heftigen Bewegung, die er gemacht hatte.

„Wie konnte — was konnte es da Schreckliches geben, das damit in Verbindung stand?“ fragte er leise.

„Er wurde von einem Mönche bereitet, einem Trappisten —“

Er stand auf und ging zur Zelttüre.

„Wie — “ begann sie, in der Annahme, daß sein Kopf stärker schmerze.

„Ich will nur an der Luft sein. Es ist hier recht heiß. Bleibe, wo du bist, Domini und — nun, was sonst noch?“

Er trat in den Sand hinaus und blieb gerade draußen im Schatten des Zeltes stehen.

„Er wurde im Kloster El-Largani von einem Trappistenmönch erfunden, der aus dem Kloster verschwand. Er hatte die endgültigen Gelübde abgelegt. Er war mehr als zwanzig Jahre dort gewesen.“

„Er — er verschwand — sagte der Priester?“

„Ja.“

„Wohin?“

„Ich glaube nicht — ich bin sicher, daß er es nicht

weiß. Aber was liegt daran? Das Schreckliche daran ist doch, daß er das Kloster verließ nach Ablegung der ewigen Gelübde — Gelübde, die er Gott gemacht hatte.“

Nach einem Augenblick, während dessen keiner von ihnen sprach und Androvsky ganz still auf dem Sande stand, setzte sie hinzu:

„Der arme Mann!“

Androvsky kam einen Schritt auf sie zu, dann hielt er inne.

„Warum sagst du das, Domini?“

„Ich dachte an die inneren Kämpfe, die er mitmachen muß, wenn er noch lebt.“

„Kämpfe?“

„Des Herzens, der Seele. Du — ich weiß, Boris, du kannst in gewissen Dingen nicht so fühlen wie ich — doch —“

„Doch!“ sagte er.

„Boris“ — sie erhob sich und trat an die Zelttüre, aber nicht auf den Sand hinaus — „ich wage zu hoffen, daß vielleicht eines Tages —“

Sie schwieg und sah ihn mit ihrem mutigen festen Blick an.

„Kämpfe des Herzens?“ sagte Androvsky, auf ihre Worte zurückkommend. „Du glaubst — daß — du hast Mitleid mit diesem Manne?“

„Du nicht?“

„Ich? — Was hat er mit — uns zu tun? Warum sollten wir —?“

„Ich weiß. Aber man hat trotzdem manchmal mit Leuten Mitleid, die man nie gesehen hat und nie sehen wird, wenn man etwas Furchtbares von ihnen hört. Vielleicht — lache nicht, Boris —, vielleicht war er, als er diesen Likör betrachtete, den er im Kloster persönlich

bereitet hatte, damals noch in Frieden mit Gott, und die Flasche war es vielleicht, die mich denken ließ — solche Kleinigkeiten regen die Phantasie an und lassen sie arbeiten — jedenfalls —“

Sie brach ab. Nach einer Minute, in der er nichts sagte, fuhr sie fort:

„Ich glaube, der Priester hatte ein ähnliches Gefühl. Er konnte, obwohl er es wollte, den Likör nicht trinken, den jener Mann gemacht hatte.“

„Aber — das mochte einen anderen Grund gehabt haben“, sagte Androvsky barsch. „Priester haben merkwürdige Gedanken. Oft beurteilen sie Dinge grausam, sehr grausam.“

„Vielleicht tun sie das. Ja, ich kann mir dies von Pater Roubier in Beni-Mora etwa denken, obwohl er ein guter Mensch ist und ein heiliges Leben führt.“

„Das sind oft die grausamsten. Sie verstehen nicht.“

„Vielleicht nicht. Es kann ja sein. Aber dieser Priester — der ist nicht so.“

Sie dachte an sein fröhliches Gesicht mit dem Bart und an seinen Ausdruck, als er sagte: „Wir sind Halunken der Sonne“, wobei er sich selbst neben die Wüstenföhne stellte, und an sein geräuschvolles Lachen.

„Sein Fehler mag gerade der entgegengesetzte sein.“

„Wieso?“

„Zu große Nachsicht.“

„Kann ein Mensch gegen seine Mitmenschen zu nachsichtig sein?“ sagte Androvsky.

Eine seltsame Erregung klang aus seiner tiefen Stimme, die sie ergriff. Ihr schien — sie wußte nicht, warum —, daß diese aus der Tiefe eines Gefühles kam, das ihre Liebe zueinander geschaffen hatte.

„Die allergrößte Nachsicht ist die Gottes“, sagte sie. „Ich bin davon überzeugt — vollkommen überzeugt.“

Androvsky kam aus dem Schatten des Zeltes herein, schloß sie leidenschaftlich in seine Arme, preßte in Leidenschaft seine Lippen auf die ihren, mit heißer brennender Kraft und Feuer und einer harten Zärtlichkeit, die hart war, weil sie heftig war.

„Gott segne dich“, sagte er. „Gott wird dich segnen. Was dir das Leben auch bringen mag, am Ende mußt du — mußt du von ihm gesegnet werden.“

„Aber er hat mich gesegnet“, flüsterte sie unter Tränen, die aus ihren Augen stürzten, durch den plötzlichen Ausbruch seiner Liebe aus ihren Quellen erweckt. „Er hat mich gesegnet. Er hat mir dich gegeben, deine Liebe, deine Wahrheit.“

Androvsky ließ sie so plötzlich los, wie er sie in seine Arme genommen hatte, wandte sich um und ging in die Wüste hinaus.

#### VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Seinem Versprechen treu, erschien der Priester am folgenden Tage, um sich nach Androvskys Befinden zu erkundigen. Es traf sich, daß er gerade kam, bevor das Déjeuner aufgetragen wurde, und daß er Androvsky auf dem Sande vor der Zelttüre begegnete.

„Es ist also kein Fieber, Monsieur“, sagte er, nachdem sie einander die Hand geschüttelt hatten.

„Nein, nein“, erwiderte Androvsky. „Heute fühle ich mich wieder ganz wohl.“

Der Priester sah ihn fest und ungeniert forschend an.

„Sind Sie schon lange in der Wüste, Monsieur?“ fragte er.

„Einige Wochen.“

„Die Hitze hat Sie ermüdet. Ich kenne dieses Aussehen.“

„Ich verfiichere Ihnen, daß ich an Hitze gewöhnt bin. Mein ganzes Leben lang habe ich in Nordafrika verbracht.“

„Wirklich. Und doch würde ich nach Ihrem Aussehen unbedingt annehmen, daß Sie nach der Wüste einen Wechsel brauchen. Die Luft der Sahara ist herrlich, aber es gibt Leute —“

„Ich gehöre nicht zu diesen“, sagte Androvsky schroff. „Ich habe mich körperlich nie so kräftig gefühlt, wie seit ich in der Wüste lebe.“

Der Priester sah ihn immer noch genau an, sprach aber nichts mehr über Gefundheit. Tatsächlich war auch fast unmittelbar darauf seine Aufmerksamkeit durch Wardis Erscheinen abgelenkt worden, der aus dem Zelte des Koches Speifen auftrag.

„Ich fürchte, ich bin zu keiner sehr christlichen Stunde gekommen“, bemerkte er, auf die Uhr blickend, „aber es ist so hier in Amara, wir —“

„Ich hoffe, Sie werden zum Déjeuner bleiben“, sagte Androvsky.

„Sehr freundlich von Ihnen. Wenn Sie bestimmt wissen, daß ich nicht ungelegen komme.“

„Bitte, bleiben Sie.“

„Dann will ich's mit Vergnügen tun.“

Erwartungsvoll bewegte er die Lippen, als würde ihn nur eine gewisse Höflichkeit davon abhalten zu schnalzen. Androvsky ging in das Schlafzelt, wo sich Domini, die in der Stadt gewesen war, die Hände wusch.

„Der Priester ist gekommen“, sagte er. „Ich habe ihn zum Déjeuner gebeten.“

Sie sah ihn an und offenkundiges Erstaunen spiegelte sich in ihren dunklen Augen.

„Du — Boris!“

„Ja, ich. Warum nicht?“

„Ich weiß nicht. Im allgemeinen haffest du doch Menschen.“

„Er scheint ein netter Mensch zu sein.“

Sie sah ihn immer noch überrascht, ja neugierig an.

„Gefällt dir der Priester?“ fragte sie lächelnd.

„Warum nicht? Dieser Mann ist ganz anders als Pater Roubier, viel menschlicher.“

„Pater Beret ist sehr menschlich, glaube ich“, antwortete sie.

Sie lächelte noch. Ihr war gerade aufgefallen, daß der Priester wohl mit Vorbedacht seinen Besuch auf diesen Zeitpunkt verlegt hatte.

„Ich komme schon“, fügte sie hinzu.

Nun freute sie sich plötzlich. Den ganzen Morgen war sie nach einer schlechten Nacht ernst, ja ein wenig furchtsam gewesen. Als sie ihr Gatte unvermittelt verlassen hatte und in die Dunkelheit hinausgegangen war, war plötzlich eine Welle schwerer Depressiön über ihr zusammengefallen. Sie hatte vielleicht peinlicher als je zuvor die geistige Trennung gefühlt, die zwischen ihnen trotz ihrer gegenseitigen Liebe klappte, und ein leidenschaftliches, aber fast hoffnungsloses Sehnen hatte ihr Herz erfüllt, daß sie in allem eins sein mögen, nicht nur in ihrer Liebe zueinander, sondern auch in ihrer Liebe zu Gott. Als Androvsky seine Arme von ihr genommen, war ihr gewesen, als habe große Verzweiflung sie umschlungen gehalten und nun ihre Bande



gelöst, und diese Gewißheit — denn als er in der Dunkelheit verschwand, zweifelte sie nicht mehr daran, daß seine Liebe zu ihr in seinem Herzen noch Platz für einen solchen Kampf ließ — hatte einen Augenblick lang ihre Seele in den Staub getreten. Sie war von dem Gefühl überwältigt worden, daß sie, statt dicht beisammen zu sein, weit voneinander entfernt, ja beinahe Fremde seien, und eine große Bitternis war über sie gekommen. Ihr folgte ein Verlangen nach Tätigkeit. Am liebsten wäre sie Androvsky nachgelaufen, hätte ihre Hände auf seinen Arm gelegt, ihn im Sand aufgehalten und gezwungen, ihr zu vertrauen. Zum ersten Male machte sie der Gedanke fast rasend, ja geradezu eiferfüchtig, daß er etwas, einen Kummer, vor ihr verberge. Der Umstand, daß sie erriet oder doch zu erraten glaubte, worin dieser Kummer bestehe, half ihr da nicht. Lange wartete sie, Androvsky aber kehrte nicht zurück, und endlich betete sie und ging zu Bett. Aber ihr Gebet war matt und abgerissen, zerfahren und kein Schlaf wollte sich einstellen, denn ihre Gedanken gingen mit diesem Manne, der sie liebte und doch jetzt allein draußen in der Nacht war, der sich absichtlich von ihr trennte. Als er sich beim Morgengrauen in das Zelt schlich, war sie noch wach, aber sie sprach nicht und gab auch kein Zeichen, daß sie ihn hörte, obgleich sie in heftigem Verlangen glühte, aufzuspringen, die Arme um ihn zu schlagen, seinen Kopf auf ihr Herz niederzuziehen und zu sagen: „Ich habe mich dir gegeben, Körper, Herz und Seele. Gib du dich mir, gib mir, was du vor mir zurückhältst — deinen Kummer. Solange ich den nicht habe, habe ich dich nicht ganz und solange ich dich nicht ganz habe, bin ich in der Hölle.“

Es war ein wahnfinniger Einfall. Sie widerstand ihm

und blieb still liegen. Und als er sich niedergelegt hatte und ruhig war, schlief sie endlich ein.

Nun, da sie ihn im Sonnenscheine sprechen hörte und vernahm, daß er dem behaglichen Priester Gastfreundschaft angeboten habe, fühlte sich ihr Herz plötzlich erleichtert, ohne daß sie recht wußte, weshalb. Sie glaubte, ein wenig mißmutig gewesen zu sein, daß sich aber die über ihr lastende Wolke gehoben und das Blau enthüllt habe.

Beim Déjeuner wurde sie noch mehr beruhigt. Ihr Mann schien mit dem Priester viel besser auszukommen, als sie es von ihm bisher im Verkehr mit irgend jemandem anderen gesehen hatte. Erst strengte er sich an, gemütlich zu sein, was sie deutlich erkannte; aber plötzlich war er es ohne Bemühung. Die einfache Heiterkeit und der Mangel jeder Zurückhaltung bei Pater Beret benahm ihm offenbar seine Schüchternheit. Ein- oder zweimal sah sie, wie er seinen Gast mit Ernst prüfend betrachtete, daß es sie fast verwirrte, aber er plauderte viel mehr als gewöhnlich und mit mehr Teilnahme, sprach über die Araber und lauschte den Erzählungen des Priesters von den merkwürdigen Dingen beim Leben in Amara. Als sich Pater Beret schließlich erhob, um zu gehen, sagte Androvsky, er werde ihn ein Stück begleiten, und sie gingen zusammen weg, offenbar im besten Einvernehmen.

Sie war entzückt und überrascht. Sie hatte also recht gehabt. Es war Zeit, daß Androvsky einem anderen Einflusse, als dem der unbelebten Wüste, ausgesetzt würde. Es war Zeit, daß er mit Menschen in Berührung kam, deren Sinn dem seinen ähnlicher war, als der der Araber, die ihre einzigen Begleiter gewesen waren. Sie begann, sich ihn mit ihr in zivilisierten Orten vorzustellen, sich ihn so vorstellen zu können. Und sie freute sich, daß sie nach

Amara gekommen waren, und wurde in ihrem Entschlusse bestärkt, dort zu bleiben. Ja, sie fing an zu wünschen, daß die französischen Offiziere, die dort stationiert waren — eine geringe Anzahl, etwa fünf oder sechs — sie im Sand auffuchen und Androvsky ihnen Gastfreundschaft biete. Sie erkannte, daß es für einen Mann nicht heilsam sei, abgeschieden von feinen Mitmenschen zu leben, selbst mit der geliebten Frau, und sie beschloß, in ihrer Liebe nicht selbstfüchtig zu sein, sondern für Androvsky zu denken und für ihn zu handeln, auch wenn es ihrer eigenen Neigung zuwiderlief. Vielleicht war der Gedanke, fern von Europäern, in einer Oase zu leben, ein solcher, den sie bekämpfen mußte, obwohl er sie selbst fesselte. Es wäre vielleicht stärker und gefünder, ein gewöhnlicheres, weniger träumerisches Leben zu führen, in dem sie Leuten begegnen und unvermeidlich Pflichten auf sich nehmen müßten. Sie fühlte sich in diesem Augenblick stark genug, alles zu tun, was Androvskys Seelenheil nützen könnte. Sein Körper war stark und fest. Sie dachte an ihn, wie er in freundlichem Gespräche mit dem Priester weggegangen war. Wie herrlich wäre es, wenn sie eines Tages fühlen könnte, daß die Gesundheit seiner Seele völlig mit der seines Körpers übereinstimme!

„Batouch!“ rief sie, beinahe lustig.

Batouch erschien, behaglich eine Zigarette rauchend und mit einer großen Blume, die er hinter dem Ohr angesteckt trug.

„Sattle die Pferde. Monsieur ist mit dem Père Beret gegangen. Ich will ein wenig ausreiten, nur ein wenig um das Lager — beim Stadttore hinein, über den Markt und wieder zurück. Du sollst mich begleiten.“

Batouch warf energisch seine Zigarette weg. War er auch

Poet, so regte sich doch das ganze arabische Blut in ihm bei dem Gedanken an einen Galopp über die Sandmassen. Einige Minuten später waren sie fort. Immer, wenn Domini im Sattel saß, fiel es ihr schwer, traurig oder auch nur nachdenklich zu sein. Sie hatte eine angeborene Leidenschaft für gute Pferde und das Reiten war ein und wohl das größte Vergnügen ihres Lebens. Sie fühlte sich kräftig, wenn sie ein lebhaftes, feuriges Tier unter sich hatte; denn die weiten Räume der Wüste verlangten Galopp, wie sie auch Träume forderten. In wildem Tempo sprengte sie mit Batouch fort, sie umkreisten den arabischen Friedhof, machten einen Umweg nach Süden und galoppierten dann mitten unter die Zelte der Ouled Nails. Es war Siesta-Stunde. Nur ein paar Leute waren unterwegs, die müde für die Frauen der Zelte Beforgungen machten und über die Dünen von oder zu der Stadt kamen oder gingen, die Frauen selbst ruhten im Schatten der Büsche, auf schmutzigen Kissen und auf Haufen bunter Teppiche, rauchten Zigaretten, spielten mit Arabern oder den sie verehrenden Negern Karten oder starrten unter ihren dichten Augenbrauen hervor ins Leere, während sie dem Klange der Musik lauschten, die auf langen Rohrpfifen gemacht wurde. Kein Hund bellte jetzt im Lager. Die einzigen Wächter waren alte Weiber, deren sandige Gesichter von unzähligen Runzeln durchfurcht waren und deren welke Hände unter ganzen Ladungen barbarischer Ringe und Armbänder niederfanken. Batouch wäre offenbar am liebsten hier abgefressen. Wie alle Araber wurde er vom Anblicke dieser Wüstenidole gefesselt, deren geschminkte Gesichter den Wasserpiegel seiner Dichtkunst beunruhigten; Domini ritt aber weiter gegen das Stadttor hinab, durch das sie zum ersten Male Amara betreten hatten. Das Haus

des Priesters lag dort und Androvsky war mit dem Priester gegangen. Sie hoffte, daß er vielleicht den ihm gemachten Besuch schon erwidere. Als sie in die Stadt einritten, warf sie schnell einen Blick auf das Haus. Das Tor stand offen und sie sah die hellen Teppiche in der kleinen Halle. Sie hatte große Lust anzuhalten und zu fragen, ob ihr Gatte da sei. Er hätte auf Batouchs Pferd aufsitzen und sie nach Hause begleiten können.

„Batouch,“ sagte sie, „willst du fragen, ob Monsieur Androvsky bei Pater Beret ist. Ich glaube —“

Sie unterbrach sich. Sie hatte eben das Gesicht ihres Mannes bemerkt, der an der Fensteröffnung des Zimmers rechts vom Halleneingange vorübergegangen war. Sie konnte es nicht deutlich sehen. Die hinter dem Hause hinausgebaute Arkade warf tiefen Schatten und in diesem Schatten war das Gesicht wie ein Schattenbild vorübergehuscht. Batouch war schon vom Pferde gesprungen. Aber beim Anblicke des schattenhaften Gesichtes hatte sie ihre Absicht geändert. Sie beschloß, die beiden Männer nicht zu unterbrechen. Schon vor langer Zeit, in Beni-Mora, hatte sie Androvsky gebeten, einen Priester aufzufuchen. Sie erinnerte sich der Folgen jenes Besuches. Diesmal war Androvsky freiwillig gegangen. Wenn ihm der Priester gefiel, wenn sie sich miteinander befreundeten — sie gedachte ihrer Vision im Tanzhaus und ihres Gefühles, sich dem Herzen der Wüste zu nähern, als sie nach Amara kam. Wenn sie Androvsky hier beten sähe! Aber Pater Beret schien kaum der Mann zu sein, der ihren Gatten oder sonst jemanden durch starke, ernste Persönlichkeit beeinflussen könnte. Er hatte sicherlich Dinge dieser Welt zu gerne und war ein zu offenkundiger Liebhaber und Diener des Körpers. Trotzdem hatte er etwas An-

ziehendes in sich, eine gewisse Freundlichkeit und Fröhlichkeit. Bei einem Kummer würde er gewiß mitfühlen. Sicher hatte ihr Mann an ihm Gefallen gefunden und die Wechselfälle des Lebens und die Einflüsse des Schicksals sind so felsenfremd und nicht vorauszu sehen.

„Nein, Batouch,“ sagte sie. „Wir bleiben nicht stehen.“

„Aber, Madame“, rief er, „Mon sieur ist drinnen. Ich habe sein Gesicht durch das Fenster gesehen.“

„Das macht nichts. Wir wollen sie nicht stören. Ich glaube, sie haben etwas zu besprechen.“

Sie galoppierten gegen den Markt. Es war kein Markttag und so war die Stadt wie das Lager der Ouled Naïls fast verlassen. Als sie den Hügel hinan zum Brunnenplatze ritt, sah sie zwei schön gekleidete Araber, denen ein Diener folgte, langsam vom Tore des Bureau Arabe auf sie zukommen. Einer, der sehr schlank war, trug ein grünes Gewand und hielt einen langen Stab, von dem grüne Bänder herabhingen. Der andere hatte ein gewöhnlicheres weißes Kostüm, einen weißen Burnus und einen mit Goldflitter bedeckten Turban.

„Madame“, sagte Batouch.

„Ja.“

„Sehen Sie den Araber in Grün?“

Er sprach mit fast ehrfurchtsvoller Stimme.

„Ja. Wer ist das?“

„Der große Marabu, der in Beni-Haffan lebt.“

Der Name kam Domini merkwürdig bekannt vor.

„Das ist ja derselbe, zu dem Graf Anteoni ging, als er damals früh von Beni-Mora wegritt.“

„Ja, Madame.“

„Ist der Ort weit von Amara?“

„Zwei Stunden Ritt über die Wüste.“

„Dann könnte ja Graf Anteoni ganz nahe sein. Nachdem er weggezogen war, schrieb er mir und gab mir als seine Adresse das Haus des Marabu an.“

„Wenn er noch dort ist, Madame.“

Sie waren jetzt beim Brunnen und der Marabu kam mit seinem Begleiter gerade auf sie zu.

„Wenn Madame es mir erlaubt, will ich den Marabu begrüßen“, sagte Batouch.

„Gewiß.“

Er sprang sogleich vom Pferde, band es an das Brunnen-  
geländer und ging ehrfurchtsvoll auf den herankommenden  
Potentaten zu, um ihm die Hand zu küssen, und Domini  
sah, wie der Marabu stehen blieb, wie sich Batouch ver-  
beugte, dann wieder aufrichtete und plötzlich, wie über-  
rascht, zurücktrat. Der Araber, der mit dem Marabu  
war, schien auch überrascht. Er reichte Batouch die Hand,  
die dieser nahm und küßte, dann küßte Batouch seine  
eigene Hand, wandte sich um und zeigte auf Domini.  
Der Araber sprach ein Wort mit dem Marabu, verließ  
ihn und kam eilends zu dem Brunnen. Als er nahe war,  
sah sie ein sonngebräuntes Gesicht, einen sehr kurzen,  
spitzen Bart und ein Paar außerordentlich kluge, von  
Falten umzogene Augen. Diese Augen fesselten sie. Ihr  
schien, als müßte sie diese Augen kennen, als hätte sie  
oft hineingeblickt und ihren wechselnden Ausdruck ge-  
sehen. Plötzlich rief sie aus:

„Graf Anteoni!“

„Ja, der bin ich!“

Er reichte ihr die Hand und ergriff ihre.

„Sie haben also Ihre Wüstenreise angetreten“, setzte er  
hinzu und sah sie fest an, wie er es im Garten oft getan  
hatte.

„Ja.“

„Wie ich es Ihnen zu raten wagte — das letzte Mal damals, erinnern Sie sich?“

Sie gedachte feiner Worte.

„Nein“, erwiderte sie und warme Freude, ja fast Stolz klang aus ihrer Stimme. „Ich bin nicht allein.“

Graf Anteoni stand so, daß er eine Hand auf dem Nacken des Pferdes liegen hatte. Bei ihren Worten ließ er die Hand hinabgleiten.

„Ich bin schon längere Zeit von Beni-Haffan fort“, sagte er leise. „Der Marabu und ich sind im Süden gewesen und erst gestern zurückgekehrt. Ich habe seit langem keine Neuigkeiten mehr aus Beni-Mora gehört, aber ich weiß, Sie sind Madame Androvsky.“

„Ja,“ antwortete sie, „ich bin Madame Androvsky.“

Ein Schweigen entstand. Sie hörte die Wassertropfen in den Brunnen fallen. Endlich sprach Graf Anteoni wieder.

„Es stand geschrieben“, sagte er ruhig. „Es stand im Sande geschrieben.“

Sie dachte an den Sandwahrer und schwieg. Ein Druck hatte sich ihr plötzlich auf die Seele gelegt. Es schien ihr mit etwas Körperlichem, etwas Dunklem, Ungewöhnlichem verbunden, wie sie es nie zuvor gefühlt hatte. Es war so, meinte sie, als wäre ihr Körper in diesem Augenblick lebendiger geworden, als er es je zuvor gewesen und als würde ihr diese Steigerung des Lebens eine seltsame Unruhe bereiten. Sie erschrak. Ja, sie war ganz erregt, wie wenn langsam etwas Fremdartiges herannahte, etwas, das ihr Leben verändern mußte. Sie konnte gar nicht fassen, was es war. In diesem Augenblicke befiel sie eine Verwirrung und ein qualvolles Gefühl und sie wußte kaum mehr, wo und mit wem sie beifammen war. Die



Empfindung verging und sie blickte wieder ruhig dem Grafen Anteoni in die Augen.

„Ja“, antwortete sie. „Alles, was mir hier in Afrika begegnete, stand im Sand und Feuer geschrieben.“

„Sie denken an die Sonne.“

„Ja.“

„Ich — wo wohnen Sie?“

„Ganz nahe auf dem Sandhügel, hinter der Stadtmauer.“

„Wo Sie nachts die Feuer leuchten sehen und den Klang der Musik Afrikas hören können.“

„Ja.“

„Wie er es gesagt hat.“

„Ja, wie er es gesagt hat.“

Wieder kam das überwältigende Gefühl, daß etwas Seltsam-Fürchterliches nahe, aber diesmal bekämpfte sie es entschlossen.

„Sie werden mich doch besuchen?“ sagte sie.

Sie wollte „uns“ sagen, tat es aber nicht.

„Wenn Sie gestatten.“

„Wann?“

„Ich“ — sie hörte wieder das merkwürdige, ansteigende Knarren in seiner Stimme, an das sie sich so gut erinnerte.

„Darf ich jetzt kommen, wenn Sie zu den Zelten reiten?“

„Ja, bitte, tun Sie das.“

„Ich will es dem Marabu sagen und Ihnen folgen.“

„Aber der Weg? Soll Batouch —?“

„Nein, das ist nicht nötig.“

Sie ritt weg. Als sie zu den Zelten kam, sah sie, daß Androvsky noch nicht zurückgekommen war und sie freute sich darüber. Sie wollte mit dem Grafen Anteoni allein plaudern. Nach einigen Minuten sah sie ihn auf das Zelt zukommen. Seine Barttracht und arabische

Kleidung veränderten sein Aussehen so sehr, daß sie ihn selbst auf kurze Entfernung noch nicht erkannte, sondern nur erraten konnte, daß er es war. Sowie er aber näher kam und sie seine Augen sah, vergaß sie seine Veränderung und hatte nur das Gefühl, wieder mit ihrem freundlichen, wunderlichen Gastgeber vom Garten beisammen zu sein.

„Mein Mann ist in der Stadt“, sagte sie.

„Ja.“

„Mit dem Priester.“

Sie bemerkte, wie des Grafen Gesicht Überraschung ausdrückte, doch verschwand diese sogleich wieder.

„Père Beret“, sagte er. „Er ist ein gemütliches Geschöpf und zu den Arabern sehr gut.“

Sie ließen sich im Schatten des Zeltes vor der Türe nieder und blickten ruhig auf die Stadt.

„Ja, das ist der Ort“, sagte er.

Sie verstand, daß er auf die Vision des Sandwahrstagers anspielte, und sagte es ihm.

„Glaubten Sie damals, daß sich seine Worte bewahrheiten würden?“ fragte sie.

„Wie hätte ich das können? Bin ich denn ein Kind?“

Er sprach mit leichter Ironie, aber sie fühlte, daß er mit ihr spiele.

„Kann nicht auch ein Mann dergleichen glauben?“

Er antwortete nicht, sondern sagte nur:

„Mein Geschick hat sich erfüllt. Wollen Sie es nicht kennen lernen?“

„Ja, bitte, erzählen Sie mir.“

Sie sprach ernsthaft. Sie fühlte eine Veränderung in ihm, einen großen Wechsel, den sie noch nicht ganz verstehen konnte. Es war so, als wäre er früher ein Mann des Zweifels gewesen und sei jetzt ein Mann, der nicht länger im Zweifel

lebt, als wäre er bei einem Ziele angelangt und nun mit sich mehr in Frieden als zuvor.

„Ich bin Mohammedaner geworden“, sagte er einfach.

„Mohammedaner!“

Sie wiederholte das Wort, wie man es in Überraschung zu tun pflegt. Aber ihre Stimme klang nicht überrascht.

„Sie wundern sich?“ fragte er.

Nach einem Augenblick erwiderte sie:

„Nein. Ich hatte nie daran gedacht, bin aber nicht überrascht. Jetzt, da Sie es mir gesagt haben, scheint es mir die Erklärung für Sie zu geben, für vieles, das ich an Ihnen bemerkt und worüber ich mich gewundert habe.“

Sie sah ihn fest, doch ohne Neugierde an.

„Ich habe das Gefühl, daß Sie nun glücklich sind.“

„Ja, ich bin glücklich. Die Welt, in der ich gewöhnlich verkehrte, meine Welt und Ihre, würde mich verlachen und sagen, daß ich verrückt, daß es eine Laune sei und ich nur etwas Neues kennen lernen wollte. Es mußte eben sein. Seit Jahren habe ich diesem Ziele zugestrebt — wer weiß, warum? Wer weiß, welche geheimen Einflüsse auf mich wirkten. Ob es nicht vielleicht weit zurück einen leichten Einschlag arabischen Blutes gab, das sich mit dem sizilianischen in meinen Adern mischte? Ich verstehe es nicht, warum es geschah. Aber das kann ich verstehen, daß ich nun endlich meine Bestimmung erfüllt habe! Nach Jahren der Unrast bin ich jetzt plötzlich und vollkommen in Frieden. Es ist ein zauberhaftes Gefühl. Mein ganzes Leben lang bin ich gewandert und bin jetzt an das offene Tor meiner Heimat gekommen.“

Er sprach sehr ruhig, aber sie hörte die Freude in seiner Stimme.

„Ich erinnere mich, daß Sie einmal sagten: ‚Ich sehe gerne Männer in der Wüste beten‘.“

„Ja. Wenn ich sie ansah, sehnte ich mich danach, zu ihnen zu gehören. Jahre hindurch betrachtete ich sie von meiner Gartenmauer mit leidenschaftlichem Neide, mit Bitterkeit, ja manchmal fast mit Haß. Sie hatten etwas, das mir fehlte, etwas, das sie über mich setzte, etwas, das ihr Leben nach jeder Verwicklung wieder ebnete und das dem Tode eine ähnliche Bedeutung verlieh, wie dem Schlusse einer großen Erzählung, die eine Fortsetzung haben soll. Sie hatten Glauben. Und es fiel schwer, sie deshalb nicht zu hassen. Jetzt aber bin ich einer der ihnen. Ich kann in der Wüste beten.“

„Deshalb verließen Sie Beni-Mora?“

„Ja. Ich hatte es mir schon lange gewünscht, Mohammedaner zu werden. Ich kam hieher, um in der Gesellschaft des Marabu zu sein, um tiefer in gewisse Fragen einzudringen und zu sehen, ob ich noch irgendwelche schleichende Zweifel hege.“

„Und Sie haben keinen?“

„Keinen.“

Sie sah in seine klugen Augen und seufzte, da sie an ihren Gatten dachte.

„Werden Sie nach Beni-Mora zurückgehen?“ fragte sie.

„Ich glaube nicht. Ich möchte gerne tiefer in die Wüste ziehen, weiter unter die Leute meines Glaubens. Ich will nicht von Franzosen umgeben sein. Später einmal komme ich vielleicht zurück. Aber jetzt zieht mich alles weiter. Sagen Sie mir“ — er gab den ernststen Ton, in dem er bisher gesprochen hatte, auf und wieder hörte sie den gewandten, halb ironischen Weltmann —, „halten Sie mich für einen halben Narren und Sonderling?“

„Nein.“

„Sie schauen mich sehr ernst, geradezu traurig an.“

„Ich dachte an die Leute, die nicht beten können,“  
sagte sie, „selbst nicht in der Wüste.“

„Sie sollten den Garten Allahs nicht betreten. Erinnern  
Sie sich nicht an jenen Tag bei der Gartenmauer, als —“

Er brach plötzlich ab.

„Verzeihen Sie“, sagte er einfach. „Und nun erzählen  
Sie mir von sich. Sie haben nie geschrieben, daß Sie die  
Absicht haben zu heiraten.“

„Ich wußte, daß Sie es zur rechten Zeit erfahren würden  
— wenn wir einander wiedersehen.“

„Und Sie wußten, daß wir einander wieder begegnen  
würden?“

„Sie nicht?“

Er nickte.

„Im Herzen der Wüste. Und Sie — wohin gehen Sie?  
Sie kehren nicht zur Zivilisation zurück?“

„Ich weiß es nicht. Ich habe keine Pläne. Ich will  
das tun, was mein Gatte wünscht.“

„Und er?“

„Er liebt die Wüste. Er hat vorgeschlagen, eine Oase  
zu kaufen und uns als Dattelhändler niederzulassen. Was  
halten Sie von diesem Gedanken?“

Sie sprach lächelnd, ihre Augen aber waren ernst,  
beinahe traurig.

„Ich kann nicht für andere urteilen“, antwortete er.

Als er sich zum Gehen erhob, hielt er ihre Hand einen  
Augenblick lang fest.

„Darf ich sagen, was mir am Herzen liegt?“ fragte er.

„Ja — bitte.“

„Ich habe das Gefühl, als ob Sie das, was ich Ihnen

jetzt von mir gesagt habe, daß ich an das offene Tor meiner Heimat gekommen sei, die ich so lange mühevoll gesucht, traurig gestimmt hätte. Nicht wahr?“

„Ja“, antwortete sie frei.

„Können Sie mir den Grund dafür sagen?“

„Es hat mir deutlicher, als ich es wohl bisher erkannte, klar gemacht, wie groß das Elend derer sein muß, die noch heimatlos sind.“

Wie ersticktes Schluchzen klang es aus ihrer Stimme.

„Hoffen Sie für sie und denken Sie an meine langen Wanderjahre.“

„Ja, ja.“

„Leben Sie wohl.“

„Sie werden doch wiederkommen?“

„Bleiben Sie lange hier?“

„Ein paar Tage, glaube ich.“

„Wann immer Sie mich einladen, werde ich kommen.“

„Ich würde mich freuen, wenn Sie und mein Mann zusammenkommen könnten. Ich hätte es sehr gerne.“ Sie sprach wie unter dem Drucke eines starken Verlangens.

„Schicken Sie um mich und ich will jederzeit kommen.“

„Ich will — bald um Sie schicken.“

Als er fort war, ließ sich Domini in dem Schatten des Zeltes nieder. Von dort konnte sie in geringer Entfernung den arabischen Friedhof sehen, eine Menge Steine, die halb im Sande versunken waren. Ein alter Araber ging dort allein umher und betete mit lauter gleichmäßiger Stimme für die Toten. Gelegentlich blieb er bei einem Grabe stehen, beugte sich im Gebete, erhob sich wieder und ging weiter. Seine Stimme verstummte nie. Sie klang jammernd und eintönig. Domini lauschte ihr und gedachte der heimatlosen Menschen, derer, die gelebt

hatten und gestorben waren, ohne jenes offene Tor erreicht zu haben, durch das Graf Anteoni eingetreten war. Seine Worte und sein verändertes Aussehen hatten auf sie tiefen Eindruck gemacht. Sie vergegenwärtigte sich, daß, wenn sie im Garten beisammen waren, über seinen Augen doch stets ein Schatten gelegen hatte, mochten sie auch mit dem ihm eigentümlichen, leicht ironischen Humor gezwinkert haben. Jetzt war der Schatten von ihnen geschwunden. Wie tief aber war der Schatten über den Augen ihres Mannes. Wie tief war er in denen ihres Vaters gewesen. Mit jener schrecklichen Dunkelheit in seinen Augen und in seiner Seele war er gestorben. Wenn ihr Mann so sterben mußte! Ein Schrecken überfiel sie. Sie blickte hinaus auf die Steine im Sande und dachte sich selbst dort — an Stelle des alten Arabers, wie sie für Androvsky betete, der dort begraben lag, auf Erden ewig vor ihr verborgen. Und plötzlich fühlte sie: „Ich darf nicht warten, ich muß handeln.“

Ihr Glaube war tief und stark. Nichts konnte ihn erschüttern. Könnte er aber nicht vielleicht den Zweifel aus der Seele eines anderen schütteln, wie mächtiger, reiner Wind die toten Blätter von einem Baume schüttelt, der im Frühling wieder blühen soll? Bisher hatte sie ihr Zartinn und ihre Feinfühligkeit von dem Versuche abgehalten, der Trauer ihres Mannes endlich ganz nahe zu kommen. Aber ihr Gespräch mit dem Grafen Anteoni, der Klang dieser betenden Stimme, betend für die toten Menschen im Sande, erregte einen fast wilden Entschluß in ihr. Sie hatte sich Androvsky gegeben. Er hatte sich ihr gegeben. Sie waren eins. Sie hatte ein Recht darauf, seinem Schmerze nahe zu kommen, wenn dadurch eine Möglichkeit gegeben wäre, ihm Balfam zu bringen. Sie

hatte ein Recht darauf, ihm fester in die Augen zu blicken, wenn die ihren, des Glaubens voll, den Schatten von feinen ziehen konnten.

Sie lehnte sich im Dunkel des Zeltcs zurück. Der alte Araber war zwischen den Gräbern weitergewandert. Schwach klang seine Stimme im Sande, schwach und bedauernswert, als fühlte er, während er betete, daß seine Gebete nutzlos seien, daß das Schickfal der Toten unwiderruflich ausgesprochen sei. Domini hörte nicht länger auf ihn. Sie betete für die Lebenden, wie sie es nie zuvor getan, und ihr Gebet war das Vorspiel, aber nicht von Duldung, sondern von Handlung. Es war, als hätte ihr Gespräch mit dem Grafen Anteoni eine Fackel an etwas in ihrer Seele gelegt, an etwas, das eine große Flamme auflodern ließ, und diese Flamme konnte sicherlich den Kummer, die Furcht und die geheime Qual in der Seele ihres Gatten versengen. Die ganze Stärke ihres Charakters war in ihr erregt worden, als sie den Frieden, den sie für den geliebten Mann ersehnte, im Herzen des anderen Mannes thronen sah, der nur ihr Freund war.

Die Stimme des alten Arabers verklang in der Ferne, aber schon vorher hatte sie Domini nicht mehr gehört.

Sie hörte nur die eine Stimme, die in ihrem Innern sprach: „Wenn du wahrhaft liebst, sei furchtlos. Greife diesen Kummer an, der gleich einer Todesgestalt zwischen dir und deinem Manne steht. Vertreib ihn; du hast eine Waffe — den Glauben. Gebrauche sie!“

Es schien ihr, daß sie in der ganzen Zeit ihrer Verbindung ein Feigling ihrer Liebe gewesen sei, und sie beschloß, nicht länger feige zu sein.



Domini hatte sich gesagt, daß sie noch an diesem Abende mit ihrem Manne sprechen wolle. Sie war entschlossen, nicht zu zögern, sich durch nichts von ihrem Vorfatze abbringen zu lassen. Doch wußte sie, daß ihr eine große Schwierigkeit im Wege stehen würde: Androvskys große, fast leidenschaftliche Zurückhaltung. Diese Zurückhaltung war das herrschende Merkmal seiner Natur. Sie erschien ihr bisweilen wie eine feurige Mauer, die er um die geheimen Gefühle seiner Seele gezogen, um sie selbst vor ihren Blicken zu bewahren. Es war vielleicht seltsam, daß sie, eine Frau von einzigartig-freimütigem Temperament, durch die Zurückhaltung bei einem anderen gefesselt werden konnte, und doch wußte sie, daß sie bei ihrem Gatten davon angezogen worden war. Ihr Vorhandensein ließ sie Tiefen in seinem Innern ahnen, die sie — sie allein — eines Tages würde vielleicht ergründen können — und in den Tiefen eine Stärke, die vor ihr verborgen lag und die sie wohl einmal zu erproben imstande sein würde.

Nun, da sie allein mit ihrer Absicht war, dachte sie an diese Zurückhaltung. Wird sie diese mit ihrer Liebe brechen können? Einen Augenblick lang hatte sie das Gefühl, als würde sie mit ihrem Manne einen Kampf zu bestehen haben, aber sie überblickte nicht kühl ihr Rüstzeug und ihre erlesenen Waffen. Eine Glut der guten Absicht brannte in ihr und rief sie zu einem sorglos unbekümmerten Gange auf. Sie riet ihr, auf sich zu bauen und die Art des Vorgehens dem Augenblicke zu überlassen.

Es war schon gegen Abend, als Androvsky zu dem Lager zurückkam. Zitronenfarbenes Licht fiel über die weiten, weißen Sandflächen. Auf ihren kleinen Hügeln

erglöhnten geheimnisvoll die arabischen Dörfer. Viele Reiter kamen aus der Stadt, um die Kühle der nahenden Nacht zu genießen. Aus der Wüste zogen Karawanen heran. Halbnackte Nomadenkinder spielten vor den Zelten Cora; schrill tönten ihre Rufe durch das lichte Schweigen, das luftig in die weiten Fernen wegfloß, aus denen der Hauch bleicher Ewigkeit atmete. Trotz der Hitze lag eine fast winterliche Romantik über diesem feltamen Lande der weißen Sandmassen und gelben Strahlen, eine ätherische Melancholie, die mit der Dämmerung unhörbar zu den Zelten glitt.

Als Androvsky herankam, bemerkte Domini, daß er die Energie verloren hatte, die sie beim Déjeuner entzückt hatte. Langsam, mit gefenktem Haupte ging er auf sie zu. Sein Gesicht war ernst, ja traurig, obgleich er zu lächeln begann, als er sah, daß sie ihn erwarte.

„Du bist die ganze Zeit mit dem Priester gewesen?“ sagte sie.

„Fast die ganze Zeit. Ich ging ein wenig durch die Stadt. Und du?“

„Ich ritt aus und begegnete einem Freunde.“

„Einem Freunde?“ sagte er fast erschreckt.

„Ja, aus Beni-Mora. Dem Grafen Anteoni. Er war auch hier und besuchte mich.“

Sie schob ihm einen Rohrstuhl vor. Schwer sank er hinein.

„Graf Anteoni hier?“ sagte er leise. „Was tut er da?“

„Er ist bei dem Marabu in Beni-Hassan. Und, Boris, er ist Mohammedaner geworden.“

Mit einem Rucke hob er den Kopf und sah sie schweigend an.

„Du bist überrascht?“

„Ein Mohammedaner — Graf Anteoni!“

„Ja, weißt du, als er es mir erzählte, hatte ich das Gefühl, als würde ich es erwartet haben.“

„Ja — ist er denn übergetreten? Ist er —“

Er brach ab. Seine Stimme schien ihr bitter, ja heftig zu klingen.

„Ja, Boris, er ist übergetreten. Hast du je einen Menschen gesehen, der sich verirrt hatte, und dann denselben Menschen auf der Straße nachhause gehen sehen? Nun, so ist Graf Anteoni.“

Einige Minuten lang sprachen sie nichts mehr. Androvsky war es, der zuerst zu reden begann.

„Du erzähltest ihm?“ fragte er.

„Von uns?“

„Ja.“

„Gewiß.“

„Was sagte er?“

„Er hatte es erwartet. Wenn wir ihn einladen, wird er wieder kommen, um uns beide zu besuchen.“

Androvsky erhob sich. Seine Züge zeigten Verwirrung. Vor Domini stehend, sagte er:

„Graf Anteoni ist also glücklich, weil er jetzt — weil er sich jetzt dieser Religion angeschlossen hat.“

„Sehr glücklich.“

„Und du — als Katholikin —, was hältst du davon?“

„Ich meine, da dies ein aufrichtiger Glaube ist, ist es ein Segen für ihn.“

Er sagte nichts weiter, sondern ging zum Schlafzelte. Abends beim Essen sagte er zu ihr:

„Domini, heute abends will ich dich wieder auf kurze Zeit verlassen.“

Er sah einen Schein lebhaften Bedauerns über ihr Gesicht huschen und fügte schnell hinzu:

„Ich habe dem Priester versprochen, um neun Uhr zu ihm zu kommen. Er — er ist hier recht einsam. Er bat mich zu kommen. Bist du böse?“

„Nein, nein. Ich freue mich — ich freue mich sehr. Bist du fertig?“

„Ganz fertig.“

„Dann nehmen wir ein Tuch und gehen ein wenig in den Sand — da gegen den Friedhof. Dort ist es nachts still.“

„Ja. Ich hole ein Tuch.“

Er ging es holen, warf es über den Arm und sie machten sich zusammen auf den Weg. Sie hatte den arabischen Friedhof gemeint, als sie aber hinkamen, fanden sie zwei oder drei Araber, die dort umherwanderten.

„So gehen wir weiter“, sagte sie.

Sie gingen also fort und kamen an den französischen Friedhof. Er war von rohem Gebüsch umgeben, in dem sich da und dort eine Öffnung zeigte. Durch eine dieser Öffnungen traten sie ein, breiteten das Tuch aus und legten sich auf den Sand. Die Nacht war still und tiefes Schweigen herrschte hier. Undeutlich erkannten sie die Gräber der Verbannten, die hier gestorben und dem Sande übergeben worden waren, wo im Sommer die Nattern hin und her glitten und herrenlose Hunde leise umherstrichen, Nahrung suchend, um die Gier des hungernden Körpers zu stillen. Die Gräber waren meist sehr dürftig, nur nahe bei Domini und Androvsky erhob sich eines aus weißem Marmor in der Form einer gebrochenen Säule, mit Girlanden von Immergrün umwunden, und eingegraben standen die Worte:

ICI REPOSE  
JEAN BAPTISTE FABRIANI  
Priez pour lui

Als sie sich niederlegten, betrachteten beide dieses Grab, wie von einem gemeinfamen Impulse getrieben, und lasen die Inschrift.

„Priez pour lui!“ sagte Domini leise.

Sie streckte ihre Hand aus, faßte die ihres Mannes und drückte sie auf den Sand nieder.

„Erinnerst du dich an jene erste Nacht, Boris,“ sagte sie, „in Arba, als du meine Hand nahmst und sie auf die Wüste wie auf ein Herz legtest?“

„Ja, Domini, ich erinnere mich.“

„In dieser Nacht waren wir eins, nicht wahr?“

„Ja, Domini.“

„Waren wir“ — sie flüsterte fast in die Nacht —, „waren wir wirklich eins?“

„Warum fragst du — wirklich eins?“

„Ja — feelisch eins? Das ist die große Vereinigung, größer als die unserer Körper. Waren wir feelisch eins? Sind wir es jetzt?“

„Domini, warum richtest du diese Frage an mich? Zweifelst du an meiner Liebe?“

„Nein. Aber ich frage dich doch. Willst du mir nicht antworten?“

Er schwieg. Seine Hand lag in ihrer, ohne sie zu drücken.

„Boris“ — sie sprach die grausamen Worte ganz ruhig — „wir sind nicht wirklich feelisch eins — wir sind es nie gewesen. Ich weiß es.“

Er sagte nichts.

„Werden wir es je sein? Denke daran — wenn einer von uns sterben müßte und der andere — der andere, der zurückbleibt — mit der Erkenntnis hier bliebe, daß es in unserer Liebe, selbst in unserer, doch stets eine Kluft

gegeben habe — könntest du das ertragen? Könnte ich das ertragen?“

„Domini —“

„Ja.“

„Warum sprichst du so mit mir? Wir sind eins — du hast meine ganze Liebe. Du bist mir alles.“

„Und doch bist du traurig und verführst, vor mir deine Trauer, dein Unglück zu verbergen; kannst du es mir nicht geben? Ich will es, ich will es mehr, als irgend etwas anderes auf Erden. Ich will es, ich muß es haben und ich darf darum bitten, weil ich weiß, wie tief du mich liebst und daß du nie eine andere Frau lieben könntest.“

„Ich habe auch nie eine andere Frau geliebt.“

„Ich war die erste.“

„Die erste. Als wir heirateten, war ich wohl ein Mann, aber ich war, wie du warst.“

Sie neigte den Kopf und legte ihre Lippen auf seine Hand, die in ihrer ruhte.

„Dann mache unsere Vereinigung so vollkommen, wie es keine auf Erden je war. Gib mir deinen Kummer, Boris. Ich weiß, was es ist.“

„Wie könntest du — du kannst es nicht wissen“, sagte er gebrochen.

„Ja. Liebe ist ein Prophet, der einzig wahre Prophet. Ich sagte dir einmal, was es ist, aber ich will, daß du mir es sagst. Nichts ist schön, wenn wir es uns nehmen, nur das ist schön, was uns gegeben wird.“

„Ich kann nicht“, sagte er.

Er versuchte, seine Hand aus der ihren zu nehmen, aber sie hielt ihn fest. Und sie hatte das Gefühl, den feurigen Wall anzufassen, mit dem er die stillen Winkel seiner Seele umgab.

„Heute, Boris, als ich mit dem Grafen Anteonì sprach,

hatte ich das Gefühl, dir gegenüber ein Feigling gewesen zu sein. Ich hatte dich leiden gesehen und nicht gewagt, mich deinem Leide zu nähern. Ich hatte mich vor dir gefürchtet. Denke dir nur.“

„Nein.“

„Ja, ich habe mich vor dir gefürchtet, vor deiner Zurückhaltung. Wenn du dich vor mir zurückzogst, folgte ich dir nie. Hätte ich es getan, so wäre es mir vielleicht möglich gewesen, etwas für dich zu tun.“

„Domini, sprich nicht so. Unsere Liebe ist glücklich. Laß sie, wie sie ist.“

„Ich kann nicht. Ich will nicht. Boris, Graf Anteoni hat eine Heimat gefunden. Du aber wanderst. Das kann ich nicht ertragen, ich kann es nicht ertragen. Es ist so, als säße ich im Hause, warm und sicher, und du wärst draußen im Sturme. Es quält mich. Es läßt mich fast meine eigene Sicherheit haßen.“

Androvsky erschauerte. Gewaltfam nahm er seine Hand von Domini.

„Ich habe sie auch beinahe gehaßt“, sagte er leidenschaftlich. „Ich habe sie gehaßt. Ich bin ein — ich bin —“

Seine Stimme versagte. Er neigte sich vor und nahm Dominis Gesicht zwischen seine Hände.

„Und doch gibt es Zeiten, wo ich segnen kann, was ich gehaßt habe. Ich segne es jetzt. Ich — ich liebe deine Sicherheit. Du — wenigstens du bist sicher.“

„Du mußt es auch sein. Ich will es machen, daß du's auch wirst.“

„Das kannst du nicht.“

„Ich kann es. Ich werde es. Ich fühle, daß wir seelisch vereint sein werden und vielleicht heute noch, ja, vielleicht noch heute.“

Androvsky schien ungeheuer erregt. Seine Hände sanken nieder.

„Ich muß gehen“, sagte er. „Ich muß zu dem Priester gehen.“

Er erhob sich.

„Komm in das Zelt, Domini.“

Sie stand auf.

„Wenn du zurückkommst“, sagte sie, „werde ich dich erwarten, Boris.“

Er sah sie an. Seine Augen forschten eindringlich. Er öffnete die Lippen. In diesem Augenblick hatte Domini das Gefühl, daß er im Begriffe war, ihr alles zu sagen, was sie zu wissen begehrte. Aber der Ausdruck seines Gesichtes verging. Die Lippen schlossen sich. Er nahm sie in seine Arme und küßte sie ganz verzweifelt.

„Nein, nein“, sagte er. „Ich will mir deine Liebe bewahren — ich will sie bewahren.“

„Du kannst sie nie verlieren.“

„Ich könnte es.“

„Nie.“

„Wenn ich das glaubte!“

„Boris!“

Brennende Tränen brachen plötzlich aus ihren Augen.

„So etwas sage mir nie wieder!“ sagte sie voll Leidenschaft. Sie zeigte auf das nächste Grab.

„Wenn du dort wärest“, sagte sie „und ich bliebe am Leben und du wärest gestorben, bevor — bevor du es mir gesagt hättest — ich glaube — Gott verzeihe es mir — aber ich glaube wirklich, ich würde, wenn ich nach deinem Tode in den Himmel käme, dort die Hölle finden.“

Mit Tränen in den Augen blickte sie auf die Worte: „Priez pour lui“.



„Für den Toten beten“, flüsterte sie, wie zu sich selbst.  
„Für meinen Toten beten — das könnte ich nicht — ich könnte es nicht — Boris, wenn du mich liebst, mußt du mir vertrauen und mußt mir deinen Kummer geben.“

Es war nun schon tiefe Nacht geworden. Androvsky war zum Priester gegangen. Domini saß allein vor dem Zelte und wartete auf seine Rückkehr. Sie hatte Batouch und Wardi gesagt, daß sie nichts mehr benötigen würde und daß niemand mehr am Abend zum Zelte kommen solle. Der junge Mond ging über der Stadt auf, aber sein Licht war noch schwach. Es fiel auf die Kuppeln des Bureau Arabe, auf die Türme der Moschee und die weißen Sandmassen, deren Weiß es noch zu verstärken schien, daß sie bleich ausfähen, wie das Gesicht eines Erschreckten. Die Stadtmauer warf tiefen Schatten über die Sandgraben, wo, in schmutzige Tücher gehüllt, Nomaden lagen und schliefen. Auf den Sandhügeln regte sich das Lager in lebhafter Bewegung. Feuer leuchteten und Rauch stieg vor den Zelten auf, die schwarze Flecken auf der Wüste bildeten. Um die Feuer saßen Menschengruppen, die Kus-Kus und die bei den Nomaden so beliebte rote Suppe verzehrten. Hinter ihnen schweiften die Hunde mit zitternder Schnauze umher. Scharen von Kamelen lagen im Sande hingekauert und ruhten nach der Reise. Und von allen Orten aus der Stadt und aus der Wüste erhoben sich ferne Klänge von Musik, Flötentöne, zart und flüchtig, wie Stimmen des Nachtwindes, schrille Pfeifenrufe und das ferne Rollen der afrikanischen Trommel, das den Grundton einer jeden WüstenSymphonie bildet.

Obwohl sie nun an die afrikanische Musik bereits gewöhnt war, konnte Domini sie doch nie hören, ohne die Barbarei des Landes zu fühlen, aus dem sie aufstieg, und

die Wildheit des Volkes, das sie machte und so liebte. Sie erinnerte sie stets an unbegrenzte Fernen, als wäre es Musik, die vom Ende der Welt her ertönte, voll halbklaarer Bedeutung, voll Melancholie und doch voll wilder Leidenschaft, voll Sehnsucht, die für den Augenblick gestillt, sich unausgesetzt erneuert, voll Kummer, der hinter dünnen Schleiern verborgen war, wie die Frauen des Orients, die doch mit ausdrucksvollen Augen dahinter hervorblickten — Augen, die von ihrer Vergangenheit und dem Sehnen nach Hilfe erzählen. Und heute schien die Bedeutung der Musik noch tiefer, als sie es je vorher gewesen. Sie war ihr wie ein von außen tönendes Echo der Stimmen, die in ihrem und in Androvskys Kopfe und Herzen murmelten, manche klangen gebrochen, manche jedoch stark und heftig, gespannt und bedeutungsvoll. Und als sie so allein dafuß, glaubte sie, daß sie dies Zusammenklingen der Musik inniger zur Wüste ziehe, als sie es vordem je getan, und Androvsky mit ihr trotz seiner großen Zurückhaltung. Im Herzen der Wüste würde er sie gewiß endlich ganz in sein Herz blicken lassen. Wenn er nachts vom Priester heimkam, würde er sprechen. Darauf wartete sie.

Der Mond stieg höher empor. Sein Licht wurde stärker. Sie schaute über den Sand hin und sah die Feuer in der Stadt und plötzlich sagte sie sich: „Dies ist die Vision des Sandwahrfinders, wie sie sich in meinem Leben verwirklicht. Er sah mich an diesem Orte, wie ich jetzt bin.“ Und sie gedachte der Szene im Garten, der hingekauerten Gestalt, der ausgestreckten Arme, der dünnen Finger, die behende den Sand formten, und der murmelnden Stimme.

Heute fühlte sie sich von tiefer Erwartung erfüllt, aber

faßt traurig, umgeben von dem Geheimnisse, das in Wolken über dem menschlichen Geschehe und den menschlichen Beziehungen hängt. Was konnte die große Freude sein, von welcher der Wahrsager gesprochen hatte? Eines Weibes große Freude, die Blumen auf der Wiese hervorzaubert und an den trockenen Stätten füße Wasser fließen läßt. Was mochte es sein?

Plötzlich fühlte sie wieder den Druck auf ihrem Gemüte, den sie nachmittags einen Augenblick lang bemerkt hatte. Es war, als würde eine Last auf sie herabgelassen, die sich, beinahe sofort, ihrem Körper mitteilte. Sie war sich einer ungewöhnlichen Müdigkeit bewußt, eines Unbehagens, ja einer Furcht, dann wieder einer Lebensintensität, die sie erschreckte. Diese blieb und wuchs in ihr. Ihr war, als würde das Wesen des Lebens, wie eine Flüssigkeit, aus Gottes Phiole in sie gegossen und der kleine Becher, der alles war, was sie hatte, wäre zu klein, das edle Naß zu fassen. Dies schien ihr der Grund der Pein zu sein, die sie fühlte. Ihr wurde mehr gegeben, als sie besitzen zu können erkannte. Außerstande, ruhig zu bleiben, erhob sie sich. Wenn diese Bewegung auch nur geringfügig war, so schien sie doch den Schleier der Dunkelheit, der über ihr gehangen hatte, zu lüften und auf sie eine Lichtflut strömen zu lassen. Sie ergriff die Zeltleinwand. Einen Augenblick lang fühlte sie sich schwach wie ein Kind, dann wieder stark wie eine Amazone. Und das Gefühl der Stärke hielt an und nahm zu. Sie ging in den Sand hinaus in die Richtung, aus der Androvsky kommen mußte. Die Feuer in der Stadt und dem Lager waren ihr eine Festbeleuchtung. Die Musik war die Begleitung einer großen Lustbarkeit. Von den Nomadenfeuern durchsetzt, blühte rosengleich die Weite der Wüste, die unter dem Monde winterlich weiß erschien.

Nach einigen Augenblicken blieb sie stehen. Sie war am Kamme einer Sandbank und konnte unter sich den feinen Pfad im Sande sehen, der sich zum Stadttore schlängelte. Auf diesem Wege würde Androvsky gewiß zurückkehren. Aus großer Ferne schon würde sie ihn sehen, einen beweglichen schwarzen Fleck auf dem Weiß. Sie war nun nahe der Stadt und konnte die Stimmen vernehmen, die hinter ihren zackigen Mauern hervor zu ihr drangen, Stimmen von Leuten, die fangen und einander riefen, den Klang gezupfter Instrumente und das Klappern von Negerkastagnetten. Die Stadt war voll Freude, wie die Wüste voll Freude war. Die Pracht des Lebens stürmte auf sie ein, wie eine Flut von Gold, von jenem Golde der Sonne, in dem tausend zarte Dinge tanzen. Und ihr ward die Macht gegeben, Leben zu erzeugen, und dieser Summe von Pracht noch etwas hinzuzufügen. Sie blickte über den Sand hinaus und sah einen beweglichen Punkt darüber hin langsam auf sie zukommen, sehr langsam. Es war unmöglich, auf solche Entfernung zu unterscheiden, wer es sei, aber sie fühlte, daß es ihr Gatte war. Einen Augenblick lang dachte sie daran, ihm hinunter entgegenzugehen, aber sie rührte sich nicht. Die neue Erkenntnis, die über sie gekommen war, ließ sie jetzt, selbst vor ihm, eine gewisse Scheu empfinden, als müßte er zu ihr kommen, als könnte sie keinen Schritt ihm entgegen tun.

Als das Schwarze auf dem Sande näher kam, sah sie, daß es ein Mann war, der schwerfällig ging. Der Mann hatte den Gang ihres Gatten. Als sie dies erkannte, wandte sie sich um. Sie hatte beschlossen, ihn an der Zelttüre zu begrüßen und ihm an der Schwelle ihres Wanderheimes zu sagen, was sie ihm zu sagen hatte. Ihre Scheu schwand, als sie an der Zelttüre stand. Sie fühlte nur Einheit mit

ihrem Manne, die heute abends noch vollkommener werden würde. Wenn es möglich war, ganz vollkommen! Wenn auch er sprechen wollte! Denn sonst würde nichts mehr fehlen. Endlich würde jeder Schleier zwischen ihnen fallen und wie sie seit langem ein Fleisch gewesen, würden sie nun eine Seele sein.

Sie wartete in der Zelttüre.

Nach einer Zeit, die ihr lange schien, sah sie Androvsky über den monderleuchteten Sand kommen. Er ging sehr langsam, wie übermüdet, mit gesenktem Haupt. Er schien sie nicht zu sehen, bis er ganz nahe dem Zelte war. Dann blieb er stehen und blickte sie an. Der Mond — sie dachte, es müsse der Mond sein — veränderte sein Gesicht seltsam, daß es ausah, wie das eines Sterbenden. In diesem weißen Antlitze glänzten die Augen fieberhaft.

„Boris!“ sagte sie.

„Domini!“

„Komm her, ganz nahe zu mir. Ich muß dir etwas sagen — etwas Wunderbares.“

Er trat ganz nahe zu ihr.

„Domini“, sagte er, als hätte er sie nicht gehört. „Domini, ich — ich bin jetzt bei dem Priester gewesen. Ich wollte ihm beichten.“

„Beichten!“ sagte sie.

„Heute nachmittags bat ich ihn, meine Beichte entgegenzunehmen, aber abends konnte ich sie ihm nicht ablegen. Das kann ich nur dir, Domini — nur dir. Hörst du, Domini? Hörst du?“

Etwas lag in feinem Ausdruck und in seiner Stimme, das ihr Herz erschreckte. Sie hatte jetzt das Gefühl, daß sie ihn vom Sprechen abhalten würde, wenn sie nun zu reden wagte, aber sie wagte es nicht. Sein Sinn stand über

jeder Herrschaft. Er würde tun, was er tun wollte, ohne Rücksicht auf sie — oder auf irgend jemand anderen.

„Was hast du, Boris?“ flüsterte sie. „Sag es mir. Vielleicht kann ich es am besten verstehen, weil ich dich am meisten liebe.“

Er schloß sie in seine Arme und küßte sie, wie ein Mann das Weib küßt, das er liebt, wenn er weiß, daß es vielleicht zum letzten Male geschieht, lange und fest, mit verzweifelter Liebe, die an eben den Lippen, die sie berührt, die Hoffnungslosigkeit fühlt. Endlich zog er seine Lippen von ihr weg.

„Domini“, sagte er und seine Stimme klang fest und klar, fast hart. „Du willst wissen, was es ist, das mich selbst trotz unserer Liebe unglücklich macht — verzweifelt unglücklich. Es ist das: Ich glaube an Gott, ich liebe Gott und ich habe mich gegen ihn vergangen. Ich habe versucht, Gott zu vergessen, ihn zu verleugnen, menschliche Liebe höher zu stellen als die Liebe zu ihm. Aber immer werde ich von dem Glauben an Gott überrascht und dieser Gedanke läßt mich verzweifeln. Einmal, als ich noch jung war, gab ich mich feierlich Gott hin. Ich habe die Gelübde gebrochen, die ich geleistet habe. Ich habe — ich habe —“

Die Härte schwand aus seiner Stimme. Einen Augenblick lang brach er nieder und schwieg.

„Du hast dich Gott gegeben“, sagte sie. „Wieso?“

Er versuchte, ihrem fragenden Blicke zu begegnen, vermochte es jedoch nicht.

„Ich — ich gab mich Gott, als Mönch“, antwortete er nach einer Pause.

Bei seinen Worten sah Domini de Trevignac im Mondlichte vor sich. Er warf einen Blick des Entsetzens auf das

Zelt, neigte sich über sie, machte das Zeichen des Kreuzes und verschwand. An seiner Stelle stand Pater Roubier mit leuchtenden Augen und erhobener Hand, der sie vor Androvsky warnte. Dann verschwand auch er und sie glaubte den Grafen Anteoni, als Araber gekleidet, zu sehen, wie er Worte des Koran murmelte.

„Domini!“

„Domini, hörtest du mich? Domini! Domini!“

Sie fühlte feine Hände an ihren Handgelenken.

„Du bist der Trappist,“ sagte sie ruhig, „von dem mir der Priester erzählt hat. Du bist der Mönch aus dem Kloster El-Largani, der nach zwanzig Jahren verschwand.“

„Ja,“ sagte er, „ich bin es.“

„Warum sagtest du mir das? Warum sagtest du mir das?“

Tiefste Seelenangst klang nun aus ihrer Stimme.

„Du batest mich zu sprechen, aber es war nicht das. Erinnerst du dich der vorigen Nacht, als ich sagte, Gott müsse dich segnen? Du erwidertest: Er hat mich gesegnet. Er hat mir dich gegeben, deine Liebe, deine Wahrheit! Deshalb muß ich sprechen. Du hattest meine Liebe, nicht meine Wahrheit. Jetzt nimm meine Wahrheit. Ich hielt sie vor dir verborgen. Ich will sie dir nun geben. Sie ist schwarz, aber ich werde sie dir geben. Domini! Domini! Haste mich heute, aber glaube, daß ich dich nie so liebte, wie jetzt.“

„Gib mir deine Wahrheit!“ sagte sie.

FÜNFTES BUCH

Die Enthüllung





Sie blieben an der Zelttüre stehen und über ihnen leuchtete der Mond immer stärker. Das Lager war nun in Schlaf versunken, aber noch tönnten Klänge der Musik aus der Stadt von unten zu ihnen empor und schwächer klang die Musik von den Zelten der Ouled Naïls auf den Sandhügeln im Süden. Nach Dominis Worten trat Androvsky einen Schritt auf sie zu, sah sie an und ging mit niedergeschlagenen Augen zurück. Er wußte, daß er nicht hätte beginnen können zu sprechen, wenn er sie weiter angeblickt hätte.

„Domini,“ sagte er, „ich will nicht versuchen, mich wegen meiner Tat zu entschuldigen. Ich will dir nicht sagen, was ich Gott nicht zu sagen wagte: ‚Verzeih mir.‘ Wie könnte so etwas verziehen werden? Das ist ein Teil der Marter, die ich immer erduldet, die Erkenntnis von der Unverzeihlichkeit meiner Handlung. Sie kann nie getilgt werden. Ewig steht sie schwarz in meinem Buche des Gerichtes. Aber, ich weiß nicht, ob du es verstehen kannst — oh, ich möchte, daß du es verstehst, Domini, was mich zu dem gemacht hat, der ich bin, einem Renegaten, einem Eidbrüchigen, einem Lügner gegen Gott und dir gegenüber. Es war die Leidenschaft des Lebens, die nach Jahren der Ruhe in mir hervorbrach. Es war das Erwachen meiner Natur nach Jahren des Schlafes. Und du — du verstehst die Leidenschaft des Lebens, die in manchen von uns wie ein Ungeheuer liegt, das gebieten und seinen Willen haben muß. Selbst du in deiner Reinheit

und Güte, selbst du hast ihn, den verzweifelte Wunſch, wirklich und voll zu leben, wie wir, Domini, zuſammen gelebt haben, denn wir haben in der Wüſte draußen gelebt. In jener Nacht in Arba haben wir gelebt, als wir beifammen ſaßen und dem Feuer zuſahen und ich deine Hand hielt und gegen die Erde drückte. Da lebten wir. Selbſt jetzt kann ich, wenn ich an dieſe Nacht denke, kaum bedauern, was ich getan habe und was ich bin.“

Er blickte jetzt zu ihr auf und ſah, daß ihr Blick feſt auf ihn gerichtet war. Regungslos ſtand ſie da, die Hände vorne verſchränkt. Ihre Haltung war ruhig und ihr Geſicht zeigte keine Qual. Er konnte keinen ihrer Gedanken, keines ihrer Gefühle leſen, die ſich in ihrem Herzen regten.

„Du mußt verſtehen“, ſagte er faſt heftig. „Du mußt verſtehen oder ich —. Mein Vater war, wie ich dir erzählte, Ruſſe. Er wurde in der griechiſchen Kirche erzogen, wurde aber noch in ſeiner Jugend Freidenker. Meine Mutter war Engländerin und warmgläubige Katholikin. Sie und mein Vater waren einander trotz der Verſchiedenheit ihrer Anſichten ſehr zugetan. Die Hauptwirkung, die meines Vaters Unglaube auf meine Mutter ausübte, war die, daß er ihren Glauben noch unerſchütterlicher, noch glühender machte. Ich meine, Unglaube wirkt oft auf den Glauben von Frauen ſo wie ein Fächer, der die Flamme heller auflodern läßt als zuvor. Meine Mutter fuchte für ſich und auch für meinen Vater zu glauben, und ich möchte faſt meinen, daß ſie Erfolg hatte. Er ſtarb lange vor ihr und ſtarb, ohne ſeine Anſichten geändert zu haben. Auf dem Totenbette ſagte er meiner Mutter, er ſei ſicher, es gebe kein Leben nachher und er würde nun zu Staub zerfallen. Das ſchuf den Kampf ſeines Abſchiedes. Die Gewißheit, daß er und meine Mutter auf ewig ſcheiden

müssen. Ich war damals noch ein kleiner Knabe, doch ich erinnere mich, daß mir meine Mutter, als er tot war, sagte: „Boris, bete jeden Tag für deinen Vater. Er lebt noch.“ Sie sagte nichts weiter, aber ich lief weinend hinauf, fiel auf die Knie und betete — und ich versuchte mir auszudenken, wo mein Vater sei und wie er wohl aussehen möge. Und ich glaube, mit jenem Gebete für meinen Vater, das ja auch ein Akt des Gehorsams gegen meine Mutter war, tat ich den ersten Schritt zum Mönchsleben. Denn ich erinnere mich, daß ich mir da zum ersten Male einer großen Verantwortung bewußt wurde. Denn bei der Aufforderung meiner Mutter mußte ich mir sagen: „Vielleicht kann also mein Gebet etwas im Himmel erreichen. Vielleicht kann mein Gebet Gott bestimmen, etwas zu tun, das er vorher nicht zu tun gewünscht hätte. Das war ein gewaltiger Gedanke! Er erregte mich furchtbar.“ Ich erinnere mich, wie meine Wangen bei dem Gebete brannten und mein ganzer Körper glühte, wie wenn ich in der Sonne gelaufen wäre. Von jenem Tag an schienen meine Mutter und ich einander viel näher zu stehen, als je zuvor. Ich hatte einen Zwillingsbruder, den ich zärtlich lieb hatte, und auch er liebte mich. Aber er geriet meinem Vater nach. Religiöse Gebräuche, Feierlichkeiten, Kirchenmusik, Umzüge — selbst die äußerlichen Reize der katholischen Kirche, die Gefühlsmenschen gefallen und sie anspornen, wenn sie auch nur geringen Glauben haben — bedeuteten ihm niemals viel. All seine Aufmerksamkeit war auf das Leben der Gegenwart gerichtet. Er war zu meiner Mutter gut und liebte sie innig, wie er mich liebte, aber er gab nie vor, etwas zu sein, was er nicht war. Und er war nie Katholik, noch hatte er sonst einen Glauben.

Mein Vater war ursprünglich seiner Gefundheit halber,

die ein warmes Klima brauchte, nach Afrika gekommen. Er hatte etwas Geld und kaufte große Grundstücke, die sich zum Weinbau eigneten. Tatsächlich legte er fast sein ganzes Vermögen in Grund und Boden an. Ich erzählte dir, Domini, daß der Wein von der Reblaus zerstört wurde. Der größte Teil des Geldes war verloren. Als mein Vater starb, blieben wir sehr arm zurück. Ruhig lebten wir in einem kleinen Dorfe — den Namen habe ich dir genannt. Den Teil meines Lebens habe ich ja erzählt, alles, was ich dir zu erzählen wagte, Domini — aber dann — warum trat ich in das Kloster ein? Ich war noch sehr jung, als ich Novize wurde, erst siebzehn. Ich weiß, Domini, du glaubst, ich war noch zu jung, um zu wissen, was ich tat, daß ich noch keine innere Berufung dazu hatte, daß ich für das Mönchsleben noch nicht geeignet war. Es scheint so. Alle Welt würde es glauben. Und doch — wie soll ich dir's nur sagen? Ich habe selbst jetzt das Gefühl, daß ich damals den Ruf in mir gehört habe, daß ich geeignet war, in das Kloster einzutreten, daß ich ein gläubiger, ergebener Mönch sein mußte. Meine Mutter wünschte, daß ich dieses Leben ergreife, aber es war nicht nur das. Damals wünschte ich es selbst. Mit meinem ganzen Herzen wünschte ich es. Ich wußte nichts von der Welt. Meine Jugend war völlig rein gewesen. Und ich fühlte kein Verlangen nach dem Unbekannten. Der Einfluß meiner Mutter auf mich war stark; aber sie zwang mich zu nichts. Vielleicht leitete mich meine Liebe zu ihr mehr als ich wußte, vielleicht führte sie mich bis an die Klosterpforte. Die Leidenschaft ihres Lebens, die unendliche Leidenschaft, war mein Vater gewesen. Nach seinem Tode bestand sie im Gebete für ihn. Meine Liebe zu ihr ließ mich diese Leidenschaft teilen und meine Teilnahme daran brachte

mich schließlich wohl dazu, Mönch zu werden. Ich wurde es als ein Kind, als ein Verehrer des Gebetes. Oh! Domini — denk dir nur — ich liebte das Gebet — ich liebte das Gebet — ich liebte es —“

Seine Stimme versagte. Als er zu sprechen aufhörte, nahm Domini wieder die Musik in der Stadt wahr. Sie erinnerte sich, daß sie früher in dieser Nacht als die Begleitung einer großen Festlichkeit angesehen hatte.

„Ich beschloß, in das Leben des Gebetes einzutreten, in das vollkommenste Leben des Gebetes. Ich beschloß ‚warhaft fromm‘ zu werden. Mir schien, daß ich dadurch am schönsten meine Liebe zur Mutter erproben würde. Ich konnte ihr so am stärksten helfen. Ihr Leben war das Gebet für meinen toten Vater und Liebe zu ihren Kindern. Wenn ich mich dem Leben des Gebetes weihte, würde ich ihr zeigen, daß ich war, wie sie war, wozu sie mich gemacht hatte, ein wahrer Sohn ihres Schoßes. Kannst du das verstehen? Ich hatte eine Leidenschaft für meine Mutter, Domini — ich hatte eine Leidenschaft. Mein Bruder versuchte, mich vom Mönchsleben abzubringen. Er wurde Geschäftsmann in Tunis und wollte, daß ich sein Gefellschafter werde. Aber ich blieb fest. Ich fühlte mich zum Klosterleben hingezogen, wie andere Menschen oft zu einem lasterhaften Leben. Diese Neigung war unwiderstehlich. Ich gab ihr nach. Ich mußte meiner Mutter Lebewohl sagen. Ich sagte dir — sie war die Leidenschaft meines Lebens. Und doch fühlte ich kaum Trauer, als ich mich von ihr trennte. Das wird dir vielleicht zeigen, wie ich damals war. Mir schien, als würden wir dann enger beisammen sein, wenn ich erst die Mönchskutte trug. Ich brannte darauf, sie anzulegen. Ich ging in das Kloster El-Largani und trat als Novize des Trappistenordens ein. Ich dachte mir, daß

bei dem tiefen Schweigen der Trappisten mehr Gelegenheit für Gebete sein würde. Als ich meine Heimat verließ und nach El-Largani ging, nahm ich nur einen Schatz mit, Domini, es war das kleine Holzkreuz, das du in Arba an das Zelt heftetest. Meine Mutter gab es mir und ich durfte es behalten. Alles andere an irdischem Besitze mußte ich natürlich aufgeben.

Du hast El-Largani nie gesehen, meine Heimat durch neunzehn Jahre, mein Gefängnis ein Jahr lang. Es liegt einsam, ist aber nicht im mindesten öde. Es steht auf einem Hochplateau und in der Ferne kann man das Meer sehen. Weit draußen erheben sich Berge. Das Land war eine Wüste. Die Mönche haben es, wenn auch nicht in ein Eden, so doch in einen reichen Garten umgewandelt. Es gibt jetzt Weingärten dort, Kornfelder und Obstgärten — fast jede Frucht blüht dort. Reichlich fließen die Süßwasserquellen. Nicht weit vom Kloster liegt ein großes Dorf der spanischen Arbeiter, welche von den Mönchen bei der Feldarbeit beaufsichtigt werden. Denn das Leben der Trappisten ist nicht nur ein Leben des Gebetes, sondern ein Leben fleißiger Arbeit. Als ich Novize wurde, hatte ich mir das noch nicht klar gemacht. Ich hatte gedacht, daß ich unausgesetzt auf den Knien liegen würde. Statt dessen fand ich mich beständig auf den Feldern in der Sonne und im Winter bei Wind und Regen, wie die Arbeiter schaffen, und oft, wenn ich in die lange, einfache Kapelle ging, um zu beten, war ich so müde — ich war ja noch ein Knabe —, daß mir die Augen zufielen, während ich in meinem Stuhle stand und kaum die Worte der Messe oder Benediktion vernehmen konnte. Aber ich hatte erwartet, in El-Largani glücklich zu sein, und glücklich war ich. Arbeit ist gut für den Körper und noch besser für die Seele.

Und das Schweigen zu ertragen war nicht schwer. Die Trappisten haben ein Zeichenbuch und dürfen oft miteinander durch Bewegungen sprechen. Wir Novizen waren gewöhnlich in kleinen Gruppen und oft, wenn wir im Klostergarten umhergingen, plauderten wir fröhlich mit den Händen. Denn das Schweigen ist nicht immerwährend. In den Feldern mußten wir oft den Arbeitern Anleitungen geben. In der Schule, wo wir Theologie, Latein und Griechisch studierten, konnte man die Stimme des Lehrers hören. Es ist wahr, daß ich im Kloster Tag für Tag durch zwanzig Jahre Männer sah, mit denen ich nie auch nur ein Wort gewechselt habe, aber ich hatte die Erlaubnis, mit den Mönchen zu sprechen. Das Haupt des Klosters, der Ehrwürdige Vater, hatte die Macht, wenn er wollte, die Bande des Schweigens zu lösen und den Mönchen einen Spaziergang hinter den weißen Mauern, die den Klostergarten umsäumten, und ein Gespräch miteinander zu gestatten. Hier und da sprachen wir, aber ich glaube, die meisten von uns fühlten sich im Schweigen nicht unglücklich. Es wurde uns Gewohnheit. Und dann waren wir auch immer beschäftigt. Wir hatten keine Zeit, dazusitzen und traurig zu sein — Domini, ich will dir nicht von den Trappisten und ihrem Leben erzählen — sondern nur von mir, warum ich so wurde, wie ich war und wie ich mich änderte. Jahrelang war ich in El-Largani nicht unglücklich. Als die Zeit des Noviziates vorüber war, legte ich die ewigen Gelübde ohne Zaudern ab. Viele Novizen gehen wieder in die Welt hinaus. Mir fiel es gar nicht ein, dies zu tun. Ich fühlte kaum je eine Regung weltlicher Wünsche. Ich hatte auch kaum je einen jener Seelenkämpfe zu bestehen, wie sie viele Leute gewiß den Mönchen zuschreiben. Fast stets war ich zufrieden. Hin



und wieder sprach das Fleisch, aber nicht stark. Vergiß nicht, unser Leben war ein Leben harter, erschöpfender Feldarbeit. Die Arbeit aber hält das Fleisch unterworfen, wie das Gebet den Geist aufrichtet. Und außerdem hatten wir in all den früheren Jahren einen Abt im Kloster, der die Fähigkeit besaß, schnell Charakter und Anlage der Menschen zu erkennen — Don André Herceline. Er kannte mich weit besser, als ich mich selbst! Er wußte, was ich nicht vermutete, daß ich voll schlummernder Kraft war, daß in meiner Reinheit und Ergebung — oder besser, daß dahinter ein starker barbarischer Einschlag war. Der Ruffe schloß im Mönch, aber er schloß fest. Das kann vorkommen. Die halbe Natur eines Mannes kann, glaube ich, sein ganzes Leben lang schlafen, wenn alles, was sie erwecken könnte, sorgfältig ferngehalten wird. Er mag sterben, ohne je zu erfahren oder wirklich gewesen zu sein, was er die ganze Zeit hindurch gewesen war. Jahrelang stand es so mit mir. Ich kannte nur einen Teil meines Selbst — einen wirklich lebenden Teil —, aber nur einen Teil. Ich glaubte, es wäre das Ganze. Und so lange ich glaubte, es sei das Ganze, war ich glücklich. Wäre Don André Herceline nicht gestorben, so würde ich heute noch Mönch in El-Largani sein, unkundig dessen, was ich weiß, und zufrieden.

Er erlaubte mir nie, in irgendwelche Berührung mit den vielen Fremden zu kommen, die das Kloster besuchten. Verschiedene Mönche haben verschiedene Pflichten. Gewisse Aufgaben bringen die Mönche mit den Reisenden in Verbindung, welche die Neugierde nach El-Largani treibt. Der Mönch, dessen Beschäftigung es ist, für den Friedhof auf dem Hügel zu sorgen, wo die toten Trappisten in ewiger Ruhe liegen, führt die Besucher um die kleine

Kapelle und darf frei mit ihnen reden, so lange sie auf dem Friedhofe bleiben. Auch der Mönch, welcher der Branntweinbrennerei vorsteht, empfängt Gäste und unterhält sich mit ihnen. Ebenso auch der Mönch, der das Empfangszimmer beim großen Klostertore beaufsichtigt. Er verkauft Andenken der Trappisten, Photographien der Kirche und Gebäude, Statuen der Heiligen, Fläschchen mit Parfüm, das von den Mönchen bereitet wird. Er nimmt Aufträge für Weine entgegen, die im Kloster gemacht werden und für — für das, was ich erzeugte, Domini, als ich dort war.“

Sie dachte an de Trevignac und die Glascherben, die in Mogar auf dem Boden des Zeltcs lagen.

„Hatte de Trevignac —“ sagte sie mit leiser, innerlicher Stimme.

„Er hat mich im Kloster gesehen und mit mir gesprochen. Als Wardi den Likör hereinbrachte, erinnerte er sich, wer ich sei.“

Sie verstand de Trevignacs Blick auf das Zelt, wo Androvsky im Schlafe gelegen und ein leichter Schauer überlief sie. Androvsky sah es und schlug die Augen nieder.

„Aber der — der —“

Er räusperte sich, wandte sich um und blickte über die weiße Sandfläche hinaus, als wollte er hinausziehen, um sich aufewig dort zu verlieren, dann fuhr er, schnell sprechend, fort:

„Aber der Mönch, der am meisten mit den Reisenden zu tun hat, ist der Aufseher der Hôtellerie des Klosters. Er ist der Gastgeber aller Besucher, derer, die auf einen Tag hinkommen und ein Déjeuner einnehmen, und eines jeden, der über Nacht oder länger bleibt. Denn als ich in El-Largani war, war es den Besuchern gestattet, gegen wöchentliche Bezahlung einer kleinen Summe in der Hôtellerie solange zu wohnen, als es ihnen gefiel. Der

Mönch der Hôtellerie steht in fortwährender Berührung mit der Außenwelt. Er spricht mit allen Arten und Klassen von Menschen — Frauen haben natürlich keinen Zutritt. Gewiß beneiden ihn viele von den anderen Mönchen. Ich tat es nie. Ich hatte keinen Wunsch, Fremde zu sehen. Wenn ich ihnen zufällig im Hofe, im Nebengebäude oder auf den Gründen des Klosters begegnete, so schlug ich selten die Augen auf, sie anzusehen. In meinem Leben existierten sie nicht und würden es auch nie. Warum sollte ich sie auch anschauen? Was bedeuteten sie mir? Jahre vergingen — schnell verstrichen sie — nicht langsam. Ich fühlte ihre Eintönigkeit gar nicht. Vor nichts im Leben schrak ich zurück. Meine Gesundheit war vorzüglich. Ich wußte nicht, was es hieß, auch nur einen Tag lang krank zu sein. Meine Muskeln waren hart wie Eisen. Der Strohfack, auf dem ich in meiner Kammer lag, das schwere Gewand, das ich Tag und Nacht trug, die wenigen Gemüse, die ich aß, die Glocke, die mich in der Dunkelheit aus dem Schlafe weckte, damit ich in die Kapelle gehe, das Fasten und Nachtwachen, die ständige Gleichheit alles dessen, was ich sah und tat, ermüdete mich nicht und stimmte mich auch nicht traurig. Nie seufzte ich nach einem Wechsel. Kannst du mir das glauben, Domini? Es ist wahr. So lange Don André Herceline lebte und mein Leben leitete, war ich ruhig und glücklich, wie nur wenige Menschen auf der Welt oder wie es keiner sonst je sein kann. Aber Don André starb und da —“

In seinem Gesichte malte sich ein marternder Kampf. „Meine Mutter war tot, mein Bruder lebte weiter in Tunis und hatte geschäftliche Erfolge. Er blieb unvermählt. Soweit ich in Betracht kam, hätte er, obwohl das Kloster

in nur zwei Stunden Fahrt von der Stadt erreichbar war, ebenfogut tot fein können. Ich fah ihn kaum jemals und dann auch nur mit befonderer Bewilligung des Ehrwürdigen Vaters und nur für wenige Augenblicke. Einmal, als er krank war, befuchte ich ihn in Tunis. Als meine Mutter farb, fchien ich noch ein wenig tiefer in das Mönchsleben zu verfinken. Das war alles. Es war, als fchlöffe fich mein Gewand fefter um mich und zöge fich meine Kappe noch weiter über den Kopf. Es war nun mehr Grund zum Gebete da und ich betete leidenschaftlicher. Ich lebte im Gebete wie eine Seepflanze in den Tiefen des Ozeans. Das Gebet umgab mich wie ein Fluidum. Don André Herceline farb und ein neuer Abt wurde eingefetzt, der, wie ich glaube, noch jetzt in El-Largani gebietet. Er war wohl ein guter Mann, befaß jedoch nicht die Fähigkeit, Menschen ganz zu verftehen. Der Abt eines Trappiftenklofters hat volle Gewalt über feine Gemeinde. Er kann anordnen, was er will. Bald nach feiner Ankunft in El-Largani entfernte er — aus einem Grunde, den ich nicht kannte — Père Michel, der Jahre lang die Obforge für den Friedhof gehabt hatte, aus feiner Stellung und teilte mir mit, daß ich fie zu übernehmen hätte. Natürlich gehorchte ich wortlos...

Der Friedhof von El-Largani liegt auf einem niedrigen Hügel, dem höchften Punkte des Klostergrundes. Er ift von einer weißen Mauer und einer Zypreffenhecke umgeben. Die Straße dorthin ift eine Zypreffenallee, von Nifchen unterbrochen, in denen Schnitzwerke mit den vierzehn Leidensftationen ftehen. Links am Eingange diefer Allee befindet fich ein hohes, gelbes Postament, auf dem ein fchwarzes Kreuz mit einem filbernen Chriftus emporragt. Darunter fteht gefchrieben:

FACTUS OBEDIENS  
USQUE  
AD MORTEM  
CRUCIS

Ich erinnere mich, daß ich am ersten Tage, an dem ich Friedhofswächter wurde, auf meinem Gange vor dem Kreuze stehen blieb und betete. Mein Gebet — mein Gebet, Domini, war, daß ich sterben möge, wie ich gelebt hatte, in Unschuld. Darum betete ich, aber mit einer Art — ja, jetzt halte ich es dafür — anmaßender Gewißheit, daß mein Gebet natürlich erfüllt würde. Dann ging ich weiter zum Friedhofe.

Meine Arbeit dort war leicht. Ich hatte nur den Boden rings um die Gräber zu besorgen und die kleine Kapelle zu fegen, wo der Gründer von La Trappe in El-Largani begraben liegt. Hatte ich dies getan, so konnte ich auf dem Friedhofe umherwandern oder auf einer Bank in der Sonne sitzen. Père Michel, mein Vorgänger, hatte einige Tauben, die er in einem kleinen Schlege bei meiner Bank zurückließ. Ich forgte für sie und fütterte sie. Sie waren zahm und pflegten mir auf die Schultern zu flattern und sich auf meine Hände zu setzen. Vögel und Tiere im allgemeinen hatte ich immer gerne. In El-Largani gibt es alle Arten Tiere und hin und wieder war es meine Aufgabe, für die meisten davon zu sorgen. Ich liebte alles Lebende. In meinem Friedhofe sitzend, konnte ich einen großen Landstrich sehen, das Blau der Seen von Tunis mit den weißen Dörfern am Ufer, die Boote, die darüber hin zur weißen Stadt glitten und die fernen Berge. Da ich wenig zu tun hatte, saß ich Tag für Tag stundenlang in Gedanken dort und blickte auf diese ferne Welt hinaus.

Befonders eines Abends erinnere ich mich, gerade bei Sonnenuntergang, kurz bevor ich zur Kapelle gehen mußte, da kam eine gewisse Ehrfurcht über mich, als ich über die Seen blickte. Der Himmel war golden, die Gewässer in Gold getaucht und daraus stiegen die weißen Segel der Boote auf. Die Berge zeigten ein schattenhaftes Violett. Die kleinen Minarets der Moscheen ragten wie Elfenbeinstäbe empor. Als ich dies betrachtete, füllten sich meine Augen mit Tränen und ich fühlte eine Art Schmerz im Herzen und mir war, Domini, in diesem Augenblicke, als lege sich eine Hand auf meine, aber ganz sanft, und zöge an meiner Hand. Es war, als hätte in diesem Augenblick jemand auf dem Friedhofe neben mir gestanden, der mich hinausführen wollte zu jenen fernen Wässern, jenen Moscheetürmen und violetten Bergen. Nie zuvor hatte ich ein solches Empfinden gekannt. Es erschreckte mich. Ich hatte das Gefühl, als wäre der Teufel auf den Friedhof gekommen, hätte seine Hand auf meine gelegt und als hätte seine Stimme mir ins Ohr geflüstert: „Komm mit mir in die Welt hinaus, diese wundervolle Welt, die Gott für die Menschen geschaffen hat. Warum widerstehst du?“

Jener Abend, Domini, war der Anfang dieses — dieses Endes. Tag für Tag saß ich auf dem Friedhofe und blickte über die Welt hinaus und fragte mich, wie sie wohl aussehen möge. Wie denn das Leben der Menschen sei, die da in den weißbeschwingten Booten segelten und sich auf die Dampfer drängten, deren Rauch ich bisweilen in den Sonnenstrahlen wegziehen sehen konnte. Wer die Schafe auf den Bergen hütete. Wer — wer — , Domini, kannst du das verstehen — nein, du kannst es nicht, was einem Manne in meinem Alter und von meinem Blute diese

ersten, allerersten Regungen der Sehnfucht nach Leben bedeuteten. Manchmal glaubte ich, sie waren wie die ersten Geburtswehen eines Weibes, das Mutter werden soll.“

Dominis Hände lösten sich, schlossen sich aber wieder.

„Etwas Körperliches lag darin. Ich hatte das Gefühl, als hätten meine Beine eine Seele und diese Seele, die geschlafen hatte, wäre erwacht. Meine Arme zuckten vor Verlangen, sich nach dem fernen Blau der Seen auszustrecken, auf denen ich doch nie segeln sollte. Mein — ich war körperlich erregt. Und wieder und immer wieder fühlte ich diese Hand fest auf meiner liegen, als wollte sie mich wegziehen in jenes Etwas, das ich nicht kannte und nie kennen lernen konnte. Du darfst nicht glauben, daß ich nicht gegen diese ersten Regungen der Natur ankämpfte, die solange geschlafen hatten! Tagelang gestattete ich mir nicht, vom Friedhofe hinauszuschauen. Ich richtete meinen Blick auf den Boden und auf die schlichten Kreuze, welche die Gräber bezeichneten. Ich spielte mit den rot-äugigen Tauben. Ich arbeitete, doch endlich empörten sich meine Augen. Ich sagte mir: ‚Das Schauen ist nicht verboten.‘ Und wieder waren es die Segel, Seen, Türme und Berge, die mir wie die Stimmen zuflüsterten: ‚Warum willst du uns nicht kennen lernen und dich uns nicht nähern? Warum willst du nie unseren Sinn verstehen? Warum willst du ewig unkundig alles dessen bleiben, das geschaffen wurde, auf daß es der Mensch erkenne?‘ So wurde die Qual in meinem Innern fast unerträglich. Nachts konnte ich nicht schlafen. In der Kapelle fiel es mir schwer zu beten. Ich sah mir die Mönche ringsum an — ich hatte an die wenigsten von ihnen je ein Wort gerichtet —, und ich dachte: ‚Wohnt auch in ihnen ein solches Verlangen? Werden auch sie von dem Wunsche nach Erkenntnis

erschüttert?' Mir schien, daß das Kloster statt einer Stätte des Friedens ein Ort des Aufruhrs war, ja fein mußte, jenes schweigenden Aufruhrs, der in der Seele der Menschen wohnt. Dann aber erinnerte ich mich, wie lange ich in Frieden gelebt hatte. Vielleicht waren alle diese schweigenden Männer, von denen ich umgeben war, noch in Frieden, wie ich es gewesen war und wie ich es vielleicht wieder fein würde.

Ein junger Mönch starb im Kloster und wurde auf dem Friedhofe begraben. Ich grub ihm das Grab an der äußeren Mauer unter einer Zypresse. Als ich einige Tage später auf der Bank bei dem Taubenschlag saß, hörte ich ein Geräusch, das von der anderen Seite der Mauer herüberkam. Es klang wie Schluchzen. Ich lauschte und hörte es jetzt deutlicher und erkannte, daß es jemand war, der ganz in der Nähe weinte und verzweifelt schluchzte. Nur schien es mir aus der Mauer selbst zu kommen. Ich erhob mich und hörte hin. Jemand weinte bitterlich hinter oder über der Mauer, gerade dort, wo der junge Mönch begraben lag. Wer konnte es fein? Ich stand da und lauschte, war neugierig und unentschlossen, was ich tun sollte. In diesem klagenden Tone lag etwas, das mich aufs tiefste rührte. Jahrelang hatte ich kein Weib gesehen und keines Weibes Stimme gehört — aber ich wußte, daß dies die Klage einer Frau war. Warum war sie da? Was mochte sie wollen? Ich blickte empor. Rings um den Friedhof standen, wie ich dir sagte, Zypressen. Als ich hinauffah, bemerkte ich, wie sich eine gerade über der Stelle bewegte, wo das neue Grab war, und eine Frauenstimme sagte: 'Ich kann es nicht sehen, ich kann es nicht sehen.'

Ich wußte nicht warum, aber ich hatte das Gefühl, daß jemand da war, der das Grab des jungen Mönches sehen



wollte. Einen Augenblick lang stand ich da, dann ging ich in das Haus, wo ich die Geräte für meine Friedhofsarbeit aufbewahrt hatte, und holte eine Schere zum Beschneiden der Zypressen. Schnell nahm ich eine Leiter, setzte sie an die Mauer, stieg hinauf und schnitt von der Zypresse, deren Schütteln ich gesehen hatte, einige Zweige ab. Das Schluchzen verstummte. Als die Zweige vom Baume herabfielen, sah ich ein tränenbenetztes Frauengesicht, das mich anstarrte. Es schien mir ein liebliches Gesicht.

„Welches ist dein Grab?“ sagte sie. Ich zeigte auf das Grab des jungen Mönches, das man jetzt durch den Spalt, den ich gemacht hatte, sehen konnte, stieg die Leiter hinab und ging in den fernsten Teil des Friedhofes. Und ich blickte nicht wieder in die Richtung des Frauengesichtes.

Wer sie war, wußte ich nicht. Wann sie wegging, sah ich nicht. Sie liebte den Mönch, der gestorben war, und da sie wußte, daß Frauen das Gebiet des Klosters nicht betreten dürfen, war sie an die Außenmauer gekommen, um, wenn möglich, einen verzweifelten Blick auf sein Grab zu werfen.

Domini, ich weiß nicht — ich weiß nicht, ob du verstehen kannst, wie mich dieses zufällige Ereignis berührte. Einem gewöhnlichen Manne hätte es nichts bedeutet, glaube ich. Aber einem Trappisten erschien es als etwas Ungeheueres. Ich hatte ein Weib gesehen. Ich hatte etwas für ein Weib getan. Unausgesetzt dachte ich an sie und an das, was ich für sie getan hatte. Der Spalt in der Zypresse erinnerte mich an sie, so oft ich hinsah. War ich auf dem Friedhofe, so konnte ich kaum meinen Blick davon abwenden. Die Frau aber kam nicht wieder. Dem Ehrwürdigen Vater sagte ich nichts von meiner Handlung.

Ich hätte sprechen sollen, aber ich tat es nicht. Bei der Beichte verschwieg ich es. Von diesem Augenblick an hatte ich ein Geheimnis und noch dazu ein Geheimnis, das mit einem Weibe zusammenhing.

Findest du es merkwürdig? Aber mir war, als würde mich dieses Geheimnis von allen anderen Mönchen absondern — und der Welt näher bringen. Und doch war es so. Manchmal hatte ich das Gefühl, einen Augenblick lang in der Welt draußen gewesen zu sein und die Bedeutung erkannt zu haben, die das Weib für den Mann hat. Gerne hätte ich gewußt, wie sehr sie den toten jungen Mönch geliebt hatte. Er pflegte in der Kapelle neben mir zu sitzen. Er hatte ein reines schönes Gesicht, ein Gesicht, das Frauen, wie ich glaubte, wohl leiden mochten. Hatte diese Frau ihn geliebt und er ihre Liebe um des Klosterlebens willen zurückgewiesen? Ich erinnere mich, wie ich eines Tages daran dachte und mich wunderte, daß er das hatte tun können und als ich mir dann plötzlich den Sinn meines Bedenkens klar machte, erglühete ich vor Scham. Ich hatte die Liebe zum Weibe höher gestellt, als die Liebe zu Gott. Frauendienst über Gottesdienst! An jenem Tage war ich über mich selbst entsetzt. Schnell verließ ich den Friedhof, ging ins Kloster, verlangte den Ehrwürdigen Vater zu sehen und bat ihn, mich vom Friedhofe zu entfernen und mir eine andere Arbeit zu geben. Er fragte nicht, weshalb ich diesen Wechsel wünschte, aber drei Tage später ließ er mich holen und sagte mir, daß ich zur Aufsicht über die Klosterhôtellerie bestellt sei und meinen Dienst am folgenden Tage anzutreten habe.

Domini, ich weiß nicht, ob ich dir klar machen kann, was dieser Wechsel für einen Mann bedeutete, der so viele Jahre so gelebt hatte wie ich. Die Hôtellerie in El-Largani

ist ein langes, niedriges, einstöckiges Gebäude, das in einem Garten voll Palmen und Geranien steht. Es enthält eine Küche, eine Anzahl kleiner, zellenähnlicher Zimmer für Besucher und zwei große Empfangszimmer, in denen die Gäste bei den Mahlzeiten bewirtet werden. In dem einen sitzen sie und essen Früchte, Eier, Gemüse, das im Klostersgarten wächst, und trinken Wein. Wollen sie nach dem Essen noch Kaffee trinken, so gehen sie in das zweite Zimmer. Besucher, die im Kloster wohnen, dürfen alles mögliche ganz nach Belieben tun, nur müssen sie sich an eine gewisse Ordnung halten. Sie stehen zur bestimmten Stunde auf, speisen zur festgesetzten Zeit und müssen um halbnacht Uhr im Winter und um acht Uhr im Sommer in ihr Schlafzimmer gehen. Der Mönch, der die Hôtellerie beaufsichtigt, muß für ihre Bequemlichkeit sorgen. Er leitet das Küchenwesen und ist stets im Empfangszimmer, gelegentlich auch während der Mahlzeiten. Er geht in die Schlafzimmer und sorgt dafür, daß der Diener alles tadellos rein hält. Er führt die Leute im Garten herum. Seine Pflichten sind also, wie du siehst, leicht und gefelliger Art. Er kann wohl nicht in die Welt hinausgehen, aber sich der Welt anschließen, die zu ihm kommt. Es ist seine Aufgabe, wenn schon nicht sein Vergnügen, mit allen, die nach La Trappe kommen, freundlich und gesprächig zu sein, mit ihnen zu fühlen, kurz — ihnen ein guter Gastfreund zu sein, der ihnen ein herzliches Willkommen bietet. Nach meinen Jahren der Arbeit und der Einsamkeit, des Schweigens und Betens wurde ich unvermittelt in dieses neue Leben gesetzt.

Domini, für mich bedeutete es ein Hinausstürmen in die Welt. Von dem Wechsel wurde ich fast betäubt. Anfangs war ich nervös, furchtsam, ungeschickt und namentlich

zungenlahm. Der Gewohnheit des Schweigens war ich so sehr verfallen, daß ich sie nicht abwerfen konnte. Ich fürchtete die Ankunft von Besuchern. Ich wußte nicht, wie ich sie empfangen und was ich ihnen sagen sollte. Ich sah es als einen glücklichen Umstand an, daß die Touristenfaçon schon vorüber war und der Sommer nahte. Sehr wenige Leute kamen und auch diese nur, um eine Mahlzeit einzunehmen. Ich versuchte, mit ihnen höflich und freundlich zu sein, und allmählich gelang es mir, ohne Schwierigkeit zu plaudern, mit der ich anfangs zu kämpfen hatte. Zuerst konnte ich den Mund beinahe nicht öffnen, ohne das Gefühl, daß ich fast ein Verbrechen beging. Aber plötzlich wurde ich natürlicher und weniger schweigsam. Ja, hie und da empfand ich es geradezu als Vergnügen, mit einem heiteren Reisenden zu sprechen. Ich fing an, den Garten lieb zu gewinnen, mit seinen Blumen, seinen Orangenbäumen, Eukalyptussträuchern und Weingärten, die sich zum Friedhofe hinaufzogen. Oft durchwanderte ich ihn allein oder saß unter der Arkade, die ihn vom großen Eingangshofe des Klosters trennte, und sann vor mich hin, oder ich lauschte den summenden Bienen und sah den Katzen zu, die sich im Sonnenscheine wärmten.

Manchmal, wenn ich dort war, mußte ich an das Frauenantlitz über der Friedhofsmauer denken. Manchmal vermeinte ich, die Hand zu spüren, die an meiner zog. Aber ich fühlte mich mehr mit mir in Frieden, als ich es auf dem Friedhofe gewesen. Denn vom Garten aus konnte ich die ferne Welt nicht sehen und von den gelegentlich eintreffenden Besuchern hatte bisher noch keiner den Zunder an die Fackel gelegt, die, mir unbekannt, bereit war — beim Nahen des kleinsten Funkens schon —, als Flamme emporzulodern.

Als ich nun eines Tages — es war etwa halb elf Uhr morgens auf einer Bank dicht hinter der Hôtellerietüre saß und mein griechisches Testament las, hörte ich, wie das große Klostertor geöffnet wurde und hierauf Wagenräder in den Hof rollten. Ein Gast aus Tunis war gekommen, vielleicht mehrere, drei oder vier. Es war ein strahlend schöner Morgen im späten Mai. Der Garten leuchtete in seiner Blumenpracht golden im Sonnenscheine, lieblich zart im Schatten und ruhig — ruhig und friedlich — Domini! Ein wundervoller Friede lag an diesem Tage über dem Garten, ein Friede, der voll Sicherheit, voll ewiger Heiterkeit schien. Die Blumen fahlen aus, als hätten sie ein Herz, dies zu verstehen und zu lieben, die Rosen längs der gelben Wand des Hauses, die sich zu den braunroten Ziegeln emporrankten, die Geranien, die in Massen unter den leuchtenden Blättern der Orangenbäume wuchsen, — die — ich hatte an jenem Tage das Gefühl, im Garten Eden zu sein und ich erinnere mich, einen Augenblick lang selbstfüchtige Trauer empfunden zu haben, als ich den Wagen rollen hörte. Ich dachte mir: ‚Warum kommt da jemand, um meinen gesegneten Frieden, meine gesegnete Einsamkeit zu stören.‘ Dann machte ich mir den Egoismus meiner Gedanken klar und erhob mich, meine Pflicht zu erfüllen. Ich stand also auf, ging in die Küche und sagte zu François, dem Diener, daß jemand gekommen sei und ohne Zweifel über das Déjeuner bleiben würde. Und als ich sprach, dachte ich schon an den Augenblick, da ich wieder das Rollen der Räder und das Klirren des Tores hören und wissen würde, daß der Eindringling in den Frieden der Trappisten in die Welt zurückgegangen sei und ich wieder allein in meinem Garten Eden bliebe, den ich so liebte.

Es ist merkwürdig, Domini, an jenem Tage war ich von allen Tagen meines Lebens am meisten in mein Mönchsein verliebt — es war etwas ähnliches, wie Verliebtsein. Das schreckliche Gefühl, das mich zu zerstören begonnen hatte, war verschwunden. Ich pries den Frieden, in dem meine Tage dahingegangen waren. Ich sah die Blumen an und verglich mein Glück mit ihnen. Sie wuchsen, blühten, welkten und starben im Garten. So würde ich im Garten zu wachsen, blühen, welken und — wenn meine Zeit käme — zu sterben wünschen — immer in Frieden, immer in Sicherheit, immer abgeschieden von den Schrecken des Lebens, immer unter dem zärtlich wachenden Auge von — von — Domini — an jenem Tage war ich so glücklich, wie ich es — vielleicht — so wie die Heiligen im Paradiese. Ich war glücklich, weil ich keine Neigung zum Bösen fühlte. Ich hatte das Gefühl, als bestünde meine Freude ganz darin, unschuldig zu sein. Oh, was für Entzücken ein solches Gefühl bereitet! „Mein Wille im Einklange mit Deinem Ratsschlusse — gerne lebe ich so, wie Du willst, daß ich es tue! Jede andere Art des Lebens ist mir ein Greuel und würde mir Verzweiflung bringen.“

Und ich fühlte dies. Mächtig fühlte ich es in jenem Augenblick in Herz und Seele. Mir war, als hätte Gott seine Arme um mich geschlungen und liebte mich, wie ein Vater sein Kind liebt.“

Er trat einen oder zwei Schritte im Sande vor, kam zurück und fuhr mit einer gewissen Anstrengung fort:

„Nach wenigen Minuten kam der Klosterpförtner durch den Bogengang der Arkade, von einem jungen Manne begleitet. Ich sah ihn an, konnte aber seine Nationalität nicht unterscheiden. Aber ich dachte auch kaum daran — außer im ersten Augenblicke. Denn etwas anderes

zog meine Aufmerksamkeit an, der deutliche Ausdruck schrecklichen Unglückes im Antlitze des Fremden. Er sah zerstört aus, gramzerfressen. Ich sagte mir, daß er jung sein müsse, vielleicht sechsundzwanzig Jahre alt. Sein Gesicht hatte ziemlich dunkle Färbung und zeigte schmale, gütige Züge. Er hatte dichtes, braunes Haar und seine Augen leuchteten vor Intelligenz, einer Intelligenz, die — eigenartig — geradezu peinlich wirkte. Seine Augen betrachteten mich, als würden sie zuviel sehen, als hätten sie immer zuviel gesehen. Es lag eine gewisse Ruhelosigkeit in ihrer Beobachtung. Man konnte sie sich nicht im Schlafe geschlossen denken. Eine Beweglichkeit, die sicherlich ewig sein mußte, flackerte in ihnen.

Der Pförtner verließ den Fremden im Bogengange. Jetzt war es meine Pflicht, ihn zu begleiten. Ich begrüßte ihn französisch. Er nahm den Hut ab. Da hatte ich den sichereren Eindruck, daß er Engländer sei — nach der Art, wie er barhäuptig ausah — und ich sagte ihm, daß ich englisch so gut wie französisch spreche. Er erwiderte, daß er in Frankreich lebe, aber Engländer sei. Wir plauderten nun englisch. Sein Eintritt in den Garten hatte mein Gefühl des Friedens darin völlig zerstört — selbst mein eigener Friede wurde durch sein Erscheinen sogleich getrübt.

Ich fühlte, daß ich mich einem Unglücke gegenüber befinde, das wie ein verzehrendes Element war. Bevor wir Zeit hatten, mehr als ein paar einleitende Worte zu wechseln, zog schon François die Glocke.

„Wozu ist das, Vater?“ fragte er zusammenzuckend, was mir zeigte, wie sehr geschwächt seine Nerven waren.

„Es ist Zeit für Ihre Mahlzeit“, antwortete ich.

„Man muß hier essen“, sagte er. Wie im Bewußtsein,

sich ungeschickt benommen zu haben, fügte er dann höflich hinzu:

„Ich weiß, Sie bewirten uns hier zu gut und sind schon manchmal mit grobem Undank belohnt worden. Wohin soll ich gehen?“

Ich führte ihn in das Empfangszimmer. An dem Tage war sonst niemand dort. Er setzte sich an den langen Tisch.

„Muß ich allein essen?“ fragte er.

„Ja. Ich will Sie bedienen.“

François bediente immer die Gäste, aber damals beschloß ich — in Erinnerung an die Selbstsucht meiner Gedanken im Garten —, noch etwas mehr als meine Pflicht zu tun. Ich brachte ihm also die Suppe, die Linfen, Omelette, Orangen, goß ihm den Wein ein und drängte den jungen Mann mit freundlichen Worten zum Essen. Dabei blickte er mich an. Seine Augen waren ungemein ausdrucksvoll. Mir war, als hörte ich sie sagen: „Ja, du gefällst mir!“ und als milderte sich in diesem Augenblicke sein Kummer.

Im leeren Empfangszimmer, lang, rein und kahl, mit einem Kreuze an der Wand und dem Namen „Saint Bernard“ über der Türe war es sehr ruhig und sehr dunkel. Die äußeren Laden aus grünem Holze waren über die Fenster gezogen und ließen das Gold des Gartens nicht ein. Aber die murmelnde Stille schien durchzufickern, als merkten die Blumen, die Käfer und Vögel unsere Anwesenheit und versuchten, uns zu sagen: „Seid ihr so glücklich wie wir? Seid so glücklich wie wir.“

Der Fremde sah sich in dem dunklen Zimmer um und betrachtete die offenen Fenster. Er seufzte.

„Wie ruhig es hier ist“, sagte er fast zu sich selbst. „Wie ruhig es hier ist.“



„Ja“, antwortete ich. „Der Sommer beginnt. Monate lang wird jetzt kaum ein Mensch zu uns kommen.“

„Uns?“ sagte er und sah mich plötzlich lächelnd an.

„Ich meinte, zu uns Mönchen, die wir immer hier leben.“

„Darf ich — ist es indiskret, zu fragen, ob Sie schon lange hier sind?“

Ich sagte es ihm.

„Mehr als neunzehn Jahre?“

„Ja.“

„Und immer in diesem Schweigen?“

Er saß da wie laufchend und stützte den Kopf auf die Hand.

„Wie merkwürdig“, sagte er endlich. „Wie wunderbar! Ist das Glück?“

Ich antwortete nicht. Die Frage schien mehr an ihn selbst als an mich gerichtet. Ich konnte es ihm überlassen, die Antwort zu suchen. Nach kurzer Zeit fuhr er fort, schweigend zu essen und zu trinken. Als er fertig war, fragte ich ihn, ob er Kaffee haben wolle. Er bat darum und ich forderte ihn auf, in das St. Josefs-Zimmer zu gehen. Dorthin brachte ich ihm Kaffee und — und jenen Likör. Ich erzählte ihm, daß er meine Erfindung sei. Er schien sich dafür zu interessieren. Auf jeden Fall trank er ein Glas und lobte ihn außerordentlich. Ich freute mich darüber. Ich glaube, ich zeigte es auch. Von diesem Augenblick an fühlte ich, daß wir beinahe Freunde waren. Nie vorher hatte ich für irgendwen, der ins Kloster gekommen war, oder für irgend einen Mönch oder Novizen im Kloster ein solches Gefühl gehegt. Obwohl ich mich über die Ankunft des Fremden erregt hatte, dachte ich jetzt mit Bedauern an den Abschied. Nun war die Zeit gekommen, ihm den Garten zu zeigen. Aus dem schattigen

Zimmer traten wir in den Sonnenschein. Niemand war im Garten. Nur die Bienen summten, die Vögel flogen vorüber und die Katzen sonnten sich auf dem breiten Wege, der sich von der Arkade längs der Vorderseite der Hôtellerie hinzog. Als wir hinaus kamen, läutete eine Glocke, die einen Augenblick das Schweigen brach und es uns füber erscheinen ließ, als es wiederkehrte. Eine kleine Weile wanderten wir umher. Wir sprachen nicht viel. Die Augen des Fremden waren, wie ich bemerkte, überall und nahmen jede Einzelheit des Bildes um uns wahr. So kamen wir in den Weingarten, von wo links der Weg nach dem Friedhofe führte, gingen den Pfad hinauf und standen an dem Friedhofsgitter.

„Hier muß ich Sie verlassen“, sagte ich.

„Warum?“ fragte er rasch.

„Hier ist ein anderer Pater, der Ihnen die Kapelle zeigen wird. Ich werde Sie hier erwarten.“

Ich setzte mich und wartete.

Als der Fremde wiederkam, schien mir, daß sein Gesicht stiller war, daß ein ruhigerer Ausdruck in seinen Augen lag. Als wir wieder vor der Hôtellerie standen, sagte ich:

„Sie haben jetzt mein ganzes kleines Reich gesehen.“

Er sah das Haus an.

„Aber da scheint eine ganze Anzahl von Zimmern zu sein“, meinte er.

„Nur die Schlafzimmer.“

„Schlafzimmer? Bleiben auch Leute über Nacht hier?“

„Manchmal. Wenn sie wollen, können sie auch länger als eine Nacht bleiben.“

„Wie lange?“

„So lange es ihnen beliebt, wenn sie sich an eine oder

zwei einfache Vorschriften halten und dem Kloster einen geringen festgesetzten Betrag zahlen.'

„Glauben Sie, daß Sie jemanden über den ganzen Sommer aufnehmen könnten?“ fragte er plötzlich.

„Warum nicht? Die Zustimmung des Ehrwürdigen Vaters muß eingeholt werden, das ist alles.“

„Ich möchte gerne die Schlafzimmer sehen.“

Ich führte ihn hinauf und zeigte ihm eines.

„Alle anderen sind ganz gleich“, sagte ich.

Er warf einen kurzen Blick auf die weißen Wände, das rohe Bett mit dem Kreuze darüber, den eisernen Waschtisch und gepflasterten Boden, dann trat er an das Fenster und sah hinaus.

„Ja“, sagte er, in das Zimmer zurückkommend. „Ich würde nun gerne den Ehrwürdigen Abt auffuchen, wenn es gestattet ist.“

Auf dem Gartenwege nahm ich von ihm Abschied. Er schüttelte mir die Hand. Ein seltsames Lächeln lag über seinem Gesichte. Nach einer halben Stunde sah ich ihn wieder durch die Arkade kommen.

„Vater“, sagte er. „Ich gehe nicht weg. Ich habe den Ehrwürdigen Abt um die Erlaubnis gebeten, hier zu bleiben. Er hat sie mir gegeben. Morgen wird mir soviel Gepäck, als ich brauche, aus Tunis hergeschickt. Sind Sie — sind Sie sehr böse darüber, einen Fremden hier zu haben, der Ihren Frieden stört?“

Seine scharf beobachtenden Augen ruhten auf mir, während er sprach. Ich antwortete ihm:

„Ich glaube nicht, daß Sie meinen Frieden stören werden.“

Und ich dachte mir dabei:

„Ich will dir helfen, den Frieden zu finden, den du verloren hast.“

War dieser Gedanke anmaßend, Domini? War er übermütig? Damals schien er mir völlig aufrichtig, als einer der besten Gedanken, die ich je gehabt, ein Gedanke, den mir Gott ins Herz gelegt hatte. Damals wußte ich es nicht — ich wußte es nicht.“

Er hörte zu sprechen auf und blieb eine Zeitlang ganz still. Er blickte auf den Sand hinaus, der im Mondschein silberweiß glänzte. Endlich hob er den Kopf und sagte leise:

„Die Ankunft dieses Mannes war es, die den Funken an die Brandfackel legte. Er war es, der die Hälfte meines Selbst in mir erweckte, die, von mir nicht geahnt, mein ganzes Leben geschlummert hatte, geschlummert und im Schlummer Kräfte gesammelt hatte — wie der Körper — und die Kraft, die es gesammelt hatte, war furchtbar, sie mußte ein ganzes Wesen überwältigen und einen einzigen wahnsinnigen Trieb aus mir machen. Er erweckte den Körper in mir und der Körper konnte von der Seele Besitz ergreifen. Ich weiß nicht — werde ich es dir verständlich machen können, wie so dieser Mann imstande war, so auf mich zu wirken? Kann ich dir diesen Mann richtig beschreiben?

Er war ein Mann voll geheimer Kraft, Kraft des Körpers und des Geistes, ein vulkanischer Mensch. Er war, wie gesagt, Engländer, aber es gab in seinem Blute sicherlich einen Einschlag, der nicht englisch war. Wenn ich mit ihm war, hatte ich das Gefühl, an einem Feuer zu stehen. Die Ruhelosigkeit des Feuers, die Heftigkeit des Feuers lag in ihm. Er konnte zurückhaltend sein. Er konnte den Anschein erwecken, kalt zu sein. Aber immer wußte ich, daß in seinem Innern doch sengende Hitze loderte, wenn er auch äußerlich wie Stein war. Er beobachtete sich

selbst und jeden, mit dem er auch nur ganz oberflächlich in Berührung kam. Er war sehr geachtet. Er besaß einen außergewöhnlichen persönlichen Zauber, glaube ich, jedenfalls für mich. Er war ganz Mensch und hatte leidenschaftliches Interesse für alles Menschliche. Er war — und dies bildete einen Teil seines Wesens, einen hervorstechenden Zug —, er war wild, ja wild darauf erpicht, glücklich zu sein, und als er in die Hôtellerie kam, um dort zu leben, war er unbefchreiblich unglücklich. Ein Egoist war er, ein Denker, ein Mann, der sich darnach sehnte, etwas zu erfassen, das hinter der Welt liegt, aber nicht imstande war, es zu tun. Selbst sein Wunsch, in der Religion Frieden zu finden, schien mir eine gewisse Gier zu enthalten, etwas in sich zu bergen, das der Habfucht glich. Domini, er war ein menschlicher Sturm und ein menschliches Feuer. Denk dir nur! Und ein solcher Mann wurde aus der Welt in mein stilles Dasein geworfen, aus der Welt, die er kannte, wie nur die sie kennen, die nach Leben gierig und frei sind.

Sehr bald zeigte er sich mir, wie er war, mit einer gewissen Furchtlosigkeit, die fast unverschämt war. Die Lebensverhältnisse von uns beiden im Kloster führten uns unausgesetzt in seltsamer Isolierung zusammen. Und der Ehrwürdige Vater, Domini, der Ehrwürdige Vater selbst lenkte meinen Schritt auf den Pfad meiner eigenen Zerstörung. Am Tage nach der Ankunft des Fremden ließ mich der Ehrwürdige Vater in sein Privatzimmer rufen und sagte mir: „Unser neuer Gast befindet sich in einer sehr unglücklichen Verfassung. Unser Friede hat ihn angezogen. Wenn wir ihm den Frieden bringen können, so wäre dies eine gottgefällige Handlung. Du wirst viel mit ihm beisammen sein. Versuche, ihm Gutes zu tun. Er ist kein Katholik, aber

das macht nichts. Er bat, dem Gottesdienste in der Kapelle beiwohnen zu dürfen. Das kann auf ihn einwirken. Gott mag seinen Schritt zu uns geführt haben, wir können es nicht wissen. Aber wir können handeln — wir können für ihn beten. Ich weiß nicht, wie lange er hier bleiben wird. Es ist vielleicht nur auf ein paar Tage oder über den ganzen Sommer. Das ist gleichgültig. Nütze jeden Tag recht zu seinem Besten. Jeder Tag kann sein letzter in unserer Mitte sein.' Ich verließ den Ehrwürdigen Vater voll Begeisterung, mit dem Hochgefühl, daß nun ein großes, herrliches Interesse in mein Leben gekommen sei, ein Interesse, wie ich es nie zuvor gekannt hatte.

Tag für Tag war ich mit diesem Manne beisammen. Natürlich gab es auch viele Stunden im Tag, in denen wir voneinander getrennt waren, wenn ich in der Kapelle beim Gebete weilte oder mit Studieren beschäftigt war. An jedem Tage aber waren wir lange Zeit zusammen, hauptsächlich im Garten. Sehr selten kam ein Besucher. Keiner, der sich aufgehalten hätte, höchstens von Zeit zu Zeit ein vorüberziehender Priester und einmal zwei junge Leute aus Tunis, von denen einer Novize werden wollte. Und jener Mann begann sich mir, wie ich sagte, mit furchtbarem Freimute zu zeigen.

Domini, er litt unter einem — ich glaube, man könnte es Zwang nennen, einer ungeheuren Gewalt, wie sie manchmal ein Mensch über einen anderen hat. Damals hatte ich nicht gewußt, daß es solche Kräfte gibt. Jetzt habe ich sie kennen gelernt und weiß, daß sie zugleich schrecklich und herrlich sein können. Er wurde von einem Weibe beherrscht, von einem Weibe, das seinen Lebensweg gekreuzt, ihn ergriffen, herrlich verklärt und zertrümmert hatte. Er beschrieb mir die Herrschaft dieses Weibes.

Er erzählte mir, wie sie ihn verändert hatte. Bis zu der Zeit, wo er ihr begegnet war, war er leidenschaftlich, aber frei gewesen, sein eigener Herr; viele Erfahrungen hatte er gemacht und viele Erlebnisse mit Frauen gehabt. Er war sehr offen, Domini. Er versuchte nicht, vor mir zu verheimlichen, daß sein Leben böse gewesen sei. Es war ein Leben gewesen, das ganz dem Sammeln von Erfahrungen gewidmet war, von allen möglichen, geistigen und körperlichen. Ich hörte, daß er vor nichts zurückgeschreckt war und nichts gemieden hatte. Seine Natur hatte ihn getrieben, auf alles loszustürzen und alles zu fassen. Anfangs war ich über das, was er mir erzählte, entsetzt. Ich zeigte es ihm auch. Ich erinnere mich, daß wir am zweiten Abend nach seiner Ankunft in einer kleinen Laube am Fuße des Weingartens saßen, der zum Friedhofe hinaufführte. Es war eine halbe Stunde vor dem letzten Gottesdienste in der Kapelle. Die Luft war kühl von der Brise des fernen Meeres. Eine tiefe Stille, eine himmlische Stille, glaube ich, erfüllte den Garten und flutete weg über die Zypressen bei den Gräbern zu der Allee hin, in der die vierzehn Stationen standen. Und er erzählte mir, begann mir etwas aus seinem Leben zu erzählen.

„Sie glaubten, in einem solchen Dasein Glück zu finden?“ rief ich wohl ungläubig aus.

Er sah mich mit leuchtenden Augen an.

„Warum nicht, Vater? Halten Sie mich für verrückt, weil ich es tat?“

„Gewiß.“

„Warum? Liegt nicht Glück in der Erkenntnis?“

„In der Erkenntnis des Bösen?“

„Erkenntnis alles dessen, was es in der Welt gibt. Ich habe nie das Böse besonders gesucht; ich habe alles gesucht.

Ich wollte alles unter meine Beobachtung bringen, alles, was mit dem menschlichen Leben verbunden ist.'

„Aber das menschliche Leben“, sagte ich ruhiger, „schwindet aus dieser Welt. Es ist ein Schatten in einer Welt von Schatten.“

„Das sagen Sie“, erwiderte er plötzlich. „Ich möchte wissen, ob Sie das auch fühlen — so fühlen, wie Sie meine Hand auf Ihrer fühlen.“

Er legte seine Hand auf meine. Sie war heiß und trocken, wie die eines Fiebernden. Ihre Berührung wirkte qualvoll auf mich.

„Ist das die Hand eines Schattens?“ sagte er. „Ist dieser Körper, der Freud und Leid empfinden kann, der im Himmel oder in der Hölle sein kann — hier — hier — ein Schatten?“

„In einer Woche kann er weniger als ein Schatten sein.“

„Was liegt daran? Jetzt ist es so, jetzt ist es so. Glauben Sie, was Sie sagen? Fühlen Sie aufrichtig, daß Sie ein Schatten sind, daß dieser Garten hier eine Welt von Schatten ist? Ich fühle, daß Sie und ich furchtbare Wirklichkeit sind, daß dieser Garten ungeheuer ausdrucksvoll ist. Sehen Sie den Himmel an!“

Der Himmel über den Zypressen glühte rot im Sonnenuntergange. Die Bäume darunter erschienen schwarz. Leuchtkäfer umflogen die Laube, in der wir saßen.

„Das ist der Himmel, der sich über eine Schattenwelt wölbt, wie Sie mich glauben machen wollen. Er ist wie Blut, wie das heiße Blut, das in den Adern der Menschen fließt und wogt, in unseren Adern. Ja, aber Sie sind Mönch!“

Die Art, wie er die letzten Worte sprach, ließ mich plötzlich eine gewisse Scham empfinden, Domini. Es



war so, wie wenn ein Mann zu einem anderen sagt: „Du bist kein Mann.“ Kannst du — kannst du das Gefühl verstehen, das ich da hatte? Etwas Heißes, Bitteres stieg in mir auf. Eine Art verzweifelten Gefühls von Nichtigkeit kam über mich, als wäre ich ein Skelett mit Fleisch und Blut, das hier saß und sprach und versuchte, zu glauben und glauben zu machen, daß auch er Fleisch und Blut war und gewesen sei.

„Ja, Gott sei Dank, ich bin Mönch“, antwortete ich ruhig.

Etwas in meinem Tone, glaube ich, ließ erkennen, daß er brutal gewesen war.

„Ich war roh und närrisch“, sagte er heftig. „Aber mit mir ist es immer so. Ich habe immer das Gefühl, als müßten auch andere das wollen, was ich will. Ich fühle immer für alle anderen. Das ist töricht. Sie haben Ihre Berufung, ich die meine. Die Ihre ist es, zu beten, die meine, zu leben.“

Wieder fühlte ich jene Bitterkeit. Ich versuchte, sie von mir zu weisen.

„Gebet ist das Leben“, antwortete ich, „für mich und alle, die wir hier sind.“

„Gebet! Ist das möglich? Kann es so lebendig sein, wie das Leben der Erfahrung, wie das Leben, das einen die Wahrheit über Mann und Weib lehrt, die Wahrheit der Schöpfung — Freude, Sorge, Trachten, Lust, Ehrgeiz des Verstandes und der Glieder? Gebet —“

„Es ist Zeit für mich, zu gehen“, sagte ich. „Kommen Sie zur Kapelle mit?“

„Ja“, sagte er fast begierig. „Ich werde von meiner einsamen Galerie auf Sie hinabblicken. Vielleicht werde ich imstande sein, das Leben des Gebetes zu fühlen.“

„Wäre es doch so!“ sagte ich.

Aber ich glaube, ich sprach ohne Überzeugung, und ich weiß, daß ich an jenem Abend ohne inneren Trieb kalt und mechanisch betete. Die lange, düstere Kapelle mit ihrer Reihe von Mönchen, die in ihren Stühlen einander gegenüberfaßen, schien mir ein Ort der Trauer, wie ein Tal trockener Gebeine — zum ersten Male — zum ersten Male —

Ich hätte am nächsten Morgen zum Ehrwürdigen Vater gehen sollen. Ich hätte ihn bitten, ihn anflehen müssen, mich aus der Hôtellerie zu entfernen. Ich hätte voraussehen müssen, was kommen würde —, daß dieser Mann eine Kraft zu leben hatte, die größer war als meine Kraft zu beten —, daß jene Kraft die meine überwältigen würde. In jener Nacht begann ich zu sündigen. Neugierde regte sich in mir, Neugierde nach dem Leben, das ich nie kennen gelernt hatte und das ich — wie ich glaubte, obwohl ich es zu wissen meinte — nie kennen lernen könnte.

Als ich aus der Kapelle in die Hôtellerie kam, begegnete ich unserem Gaste — seinen Namen nenne ich nicht, wozu auch? — im Korridore, der fast finster war. Es waren noch zehn Minuten, bis das Tor geschlossen wurde und man zu Bett gehen mußte. François, der Diener, schlief schon unter der Arkade.

„Wollen wir den Pfad hinaufgehen und noch einmal frische Luft atmen?“ sagte der Fremde.

Wir traten hinaus und gingen langsam auf und ab.

„Fühlen Sie nicht die Schönheit des Friedens?“ fragte ich.

Ich wollte, daß er „Ja“ sage. Ich wollte, daß er sage, wie schön der Friede und die Stille sei. Einen Augenblick lang antwortete er nicht. Ich hörte ihn schwer seufzen.

„Wenn es überhaupt auf der Welt Frieden gibt,“ sagte

er schließlich, so findet man ihn nur mit dem Menschen, den man liebt. Mit dem Menschen, den man liebt, könnte man auch in der Hölle Frieden finden.'

Wir sprachen nichts mehr, bis wir uns an jenem Abend trennten.

Domini, in dieser Nacht schlief ich überhaupt nicht. Es war die erste von vielen schlaflosen Nächten, in denen meine Gedanken umherfchweiften wie beflügelte Furien — schreckliche, schreckliche Nächte. In ihnen bemühte ich mich, mir alles vorzustellen, was der Fremde aus Erfahrung kannte. Es war wie eine gräßliche, körperliche Anstrengung. Ich versuchte, alles auszudenken, was er getan hatte — mit der Absicht, wie ich mir anfangs sagte, mich selbst zu größerer Zufriedenheit zu führen und mir klar zu machen, wie wertlos all das war, was ich zurückgewiesen und er ergriffen hatte. Im Dunkel breitete ich dann feinen und meinen Lebensplan aus und prüfte beide. Wenn ich mich dann, immer noch in der Finsternis, erhob, um in die Kapelle zu gehen, war ich erschöpft. Ich fühlte eine unaussprechliche Melancholie. Dies war anfangs. Plötzlich fühlte ich einen mächtig nagenden Hunger. Aber, aber — ich bin noch nicht so weit. Diese seltsame neue Melancholie war der Vorbote. Es war eine Melancholie, die aus einer Art furchtbarer Einsamkeit geboren schien, wie ich sie nie zuvor empfunden hatte. Bis dahin hatte ich fast immer gefühlt, daß Gott mit mir war und daß ER genüge. Nun begann ich plötzlich zu fühlen, daß ich allein war. Stets mußte ich an die Worte des Fremden denken: 'Wenn es einen Frieden auf der Welt gibt, so kann man ihn nur mit dem Menschen finden, den man liebt.'

Das ist falsch, sagte ich mir immer und immer wieder.

Frieden kann man nur in inniger Vereinigung mit Gott finden. Darin habe ich viele, viele Jahre lang Frieden gefunden.

Ich wußte, daß ich in Frieden gewesen war. Ich wußte, daß ich glücklich gewesen war. Und doch, wenn ich auf mein Leben als Novize und Mönch zurückblickte, so fühlte ich nur, daß ich bloß ein vages, törichtes, blutloses Glück gekannt hatte und nur glücklich gewesen war, weil ich nicht gewußt hatte, was wahres Glück war — nicht aber wirklich glücklich. Ich dachte an einen Vogel, der im Käfige geboren wurde und dort sang. Ich war wie dieser Vogel gewesen. Wenn ich aber dann im Garten war, so sah ich die Schwalben sich im Sonnenscheine emporschwingen zu den Bäumen des Gartens und dem leuchtenden Blau und zum Meere hinziehen, zu den Bergen und der Ebene, und da kam wieder jene Bitterkeit in mein Herz, die wie eine brennende Säure edles Metall frißt.

Aber das Gefühl der Einsamkeit war das schrecklichste von allen. Ich verglich die Vereinigung mit Gott, die ich kennen gelernt zu haben glaubte, mit jener anderen, von der mein Gast gesprochen hatte — Vereinigung mit dem Menschen, den man liebt. Die beiden Vereinigungen verglich ich nun. Nacht für Nacht tat ich dies. Nacht für Nacht wiederholte ich mir die Freuden der Vereinigung mit Gott — Freuden, von denen ich zu denken wagte, daß ich sie genossen habe — und die Freuden der Vereinigung mit einem geliebten Menschen. Erst gedachte ich der Annäherung an Gott im Gebete, dachte an das Empfinden seiner Nähe, das mit dem ernstesten Gebete kommt, an das Gefühl, daß Ohren dir lauschen, das große Herz dich liebt, jenes große Herz, das alles Lebende

liebt; daß du völlig verstanden wirst, daß alles begriffen wird, was du nicht aussprechen kannst und daß alles, was du sagst, als wertvolle Gabe aufgenommen wird. Ich rief mir die Freude und die Erhebung wieder ins Gedächtnis zurück, die ich im Gebete empfunden hatte. Das war die Vereinigung mit Gott. In dieser Vereinigung hatte ich manchmal gefühlt, daß die Welt mit allem, was sie an Schlechtigkeit, Leid und Tod enthielt, völlig außerstande war, selbst das geringste menschliche Wesen, das sich Gott nähern konnte, traurig zu stimmen oder zu beunruhigen.

Ich hatte ein sieghaftes Gefühl — nicht Stolz —, wie jemand, der auf ewig emporgehoben und beschützt wurde, der zu einer Region getragen wurde, in der es nie einen Feind, nie Trauer, ja nicht einmal die geringste Angst geben konnte.

Dann bemühte ich mich, mir genau auszumalen — und das, Domini, war sicherlich eine wissentliche Sünde — wie es sein mußte, mit einem geliebten Menschen vereint zu sein. Ich bemühte mich und konnte es. Denn mir half nicht nur der Instinkt, mein Instinkt, der so lange geschlafen hatte, sondern auch — ich habe dir erzählt, daß der Fremde unter einem Zwange litt, einem schrecklichen Beherrschtsein. Dieses Beherrschtsein beschrieb er mir mit einer Offenheit, die er mir vielleicht — das glaube ich bestimmt — nicht gezeigt hätte, wäre ich nicht Mönch gewesen. Er sah mich als ein Wesen für sich an, weder Mann noch Weib, ein Wesen ohne Geschlecht. Ich bin sicher, daß er das tat. Und doch besaß er ungeheueren Verstand. Aber er wußte, daß ich als Novize in das Kloster gekommen war und dort mein ganzes Reifealter verbracht hatte. Außerdem bestärkte ihn wohl mein Betragen in

der Täufchung. Denn ich glaube, ich ließ ihn nichts von dem Wechsel merken, der sich unter feinem Einflusse in mir vollzog. Ich schien ruhig zu fein und ihm ferne zu stehen, trotz meinem Mitgefuhle für fein Leid. Denn er litt fürchterlich. Das Weib, das er liebte, war Pariserin, wie er mir erzählte. Er fchilderte mir ihre Schönheit wie mit der Abficht, fich dadurch zu entfchuldigen, daß er fo fehr ihr Sklave geworden war. Ich vermute, daß fie fehr schön war. Er fagte, fie hätte einen fo mächtigen, natürlichen Zauber, daß ihr nur wenige Männer widerftehen konnten, und in ganz Europa fei fie deshalb berühmt. Er erzählte mir, daß fie keine anftändige Frau war. Ich konnte annehmen, daß fie dem Vergnügen und der Bewunderung lebte und fchon manchem Manne gefattet hatte, fie zu lieben, bevor er fie kennen lernte. Ihn aber hatte fie aufrichtig geliebt. Sie war nicht mehr fehr jung und nicht verheiratet. Er fagte, daß fie eine Frau war, die Männer liebten, aber nicht heirateten, eine Frau, die von den Gatten verheirateter Frauen geliebt wird, eine Frau, deren Mann aus der Gefellfchaft anftändiger Frauen ausgefchloffen würde. Nie hatte fie für einen einzigen Mann gelebt oder auch nur daran gedacht, es zu tun, bis er in ihr Leben trat. Ebenfowenig hatte er davon geträumt, für eine Frau zu leben. Er hatte gelebt, um Erfahrungen zu fammeln; fie auch. Als er jedoch ihr begegnete — genau wiffend, was fie fei —, da hörten alle anderen Frauen auf, für ihn zu exiftieren. Er wurde ihr Sklave. Dann erwachte die Eiferfucht in ihm, Eiferfucht auf alle Männer, die in ihrem Leben fchon eine Rolle gefpielt hatten und die es noch tun würden. Er wurde davon gequält, daß er ein folches Weib liebte — ein Weib, das vielen gehört hatte und ohne Zweifel auch

künftighin noch vielen gehören würde. Denn er sagte mir, daß er sich trotz der Tatsache, daß sie ihn liebte, von allem Anfang keine falsche Vorstellung von ihr gemacht habe. Dazu kannte er die Welt zu gut und er verfluchte das Geschick, das ihn mit Leib und Seele an eine Kurtisane, wie er sie nannte, gebunden hatte. Selbst der Umstand, daß sie ihn von Beginn an liebte, machte ihn nicht gegen die Wirkung blind, die ihr Leben unvermeidlich auf ihren Charakter gehabt hatte. Sie hatte in einer Atmosphäre der Lüge gelebt und eine Lüge bedeutete ihr nichts. Jede ursprünglich vorhandene Feinheit des Gefühles gegenüber menschlichen Verbindungen, die sie gehabt haben mochte, war abgestumpft, wenn nicht gar zerstört worden. Anfangs fügte er sich dem blind und unglücklich. Er sagte sich: „Das Schicksal hat mich dahin geführt, eine Frau solcher Art zu lieben. Ich muß sie nehmen, wie sie ist, mit all ihren Fehlern, mit all ihren verräterischen Trieben, mit ihrer Leidenschaft für die Bewunderung der Welt, mit ihrer Unfähigkeit, einem Ideale treu zu bleiben oder sich in der Bewunderung eines Mannes von der Welt abzuschließen. Ich kann mich von ihr nicht trennen, sie hält mich fest. Ich kann ohne sie nicht leben. Darum muß ich schweigend die Marter ertragen, die mir die Eifersucht sicherlich bereiten wird. Ich muß sie verbergen. Ich muß sie zu ersticken suchen. Ich muß mich mit allem, was sie mir bietet, zufrieden geben, denn ich weiß, daß sie ihrer Natur und ihrem Werdegange zufolge niemals ausschließlich mein sein wird, wie eine anständige Frau.“ Dies sagte er sich. Den Plan entwarf er, um sich entsprechend zu benehmen. Bald aber fand er, daß er nicht stark genug war, um sich daran zu halten. Seine Eifersucht war wie verzehrendes Feuer und er konnte sie nicht ver-

bergen. Domini, er beschrieb mir ganz genau die Wirkung der Eiferfucht auf ein Menschenherz. Nie hatte ich mir vorgestellt, wie Eiferfucht eigentlich war; als er sie aber beschrieb, da hatte ich das Gefühl, in eine bodenlose Höhle hinabzublicken, in der ringsum Höllenflammen loderten. An der Tiefe dieser Hölle maß ich meine Leidenschaft für jenes Weib und ich bekam einen Begriff, was menschliche Liebe — nicht die beste Art menschlicher Liebe, aber immerhin wahre, innige Liebe irgendwelcher Art — sein konnte. An diese menschliche Liebe dachte ich nachts und verglich sie mit der Liebe, die ein Geschöpf Gottes zu Gott haben kann. Und dann wuchs mein Gefühl der Einsamkeit und mir war, als wäre ich immer allein gewesen. Scheint dir das merkwürdig? In der Liebe zu Gott war Stille, Frieden, Ruhe und eine Raft der Seele in den Armen des Allmächtigen. In der anderen Liebe, die mir beschrieben wurde, war Raftlosigkeit, Erregung, Qual, die Seelenteilchen wirbelten umher wie vom Winde getriebene Atome, das Herz wurde wie von einer Krankheit, einem Krebs, verzehrt. Auf der einen Seite war schönes Vertrauen, auf der anderen unaufhörlicher Kampf des Zweifels und Schreckens. Und doch bekam ich das Gefühl, als wäre die eine unwirklich im Vergleich mit der anderen, als wäre in der einen Einsamkeit, in der anderen wilde Gemeinschaft. Ich dachte an die Arme des Allmächtigen, Domini, und an die Arme eines Weibes und — Domini, ich sehnte mich darnach, wenn auch nur ein einziges Mal, den Druck weiblicher Arme um meinen Nacken, um meine Brust, die Berührung einer weiblichen Hand auf meinem Herzen zu fühlen.

Und von all dem sprach ich bei der Beichte nie. Ich beging die Todsünde, all das bei der Beichte zu verschweigen.“



Er brach ab. Dann sagte er:

„Bis ans Ende waren meine Beichten unvollständig; waren sie falsch.

Der Fremde erzählte mir, daß er, als seine Liebe zu diesem Weibe wuchs, es unmöglich fand, dem Plane zu folgen, den er sich vorgezeichnet hatte, die Augen vor dem Blicke anderer, sie bewundernder Augen zu schließen, die Ohren für die Stimmen taub zu machen, die flüsternten: ‚So wird es immer sein, für andere, wie für dich.‘ Es war ihm unmöglich. Seine Eiferfucht war zu leidenschaftlich und er beschloß, alles daran zu setzen, um sie für sich allein zu haben. Er wußte, daß sie ihn liebe, aber er wußte auch, daß Liebe sie ihm nicht notwendig oder auch nur wahrscheinlich treu erhalten würde. Sie dachte zu gering von vorübergehenden Liebeshändeln. Ihr schienen sie eine Kleinigkeit, bedeutungslos, ohne jede Wichtigkeit. Das sagte sie ihm, als er von seiner Eiferfucht sprach. Sie sagte: ‚Ich liebe dich. Diese anderen Männer liebe ich nicht. Nur für einen Augenblick existieren sie in meinem Leben.‘

‚Und dieser Augenblick stürzt mich in die Hölle‘, sagte er.

Er sagte ihr, daß er es nicht ertragen könnte, daß es unmöglich wäre, sie müßte ihm ganz und allein gehören. Er bat sie, ihn zu heiraten. Sie war überrascht, gerührt. Sie verstand, was für ein Opfer eine solche Heirat einem Manne in seiner Stellung sein mußte. Er war von guter Abkunft. Seine Bitte, sein heftiges Daraufbestehen ließ sie seine Liebe zu ihr erkennen, wie sie diese nie zuvor verstanden hatte. Und doch zögerte sie. Denn solange war sie an ein Leben der Freiheit und der wechselnden Amours gewöhnt gewesen, daß sie zauderte, ihren Nacken unter das Joch der Ehe zu beugen. Sie verstand vollkommen

feinen Charakter und seine Absicht, warum er sie heiratete. Sie wußte, daß sie als seine Frau dem Leben, das sie bisher geführt hatte, auf ewig Lebewohl sagen mußte. Und das war ein Leben, das ihr zur Gewohnheit geworden war und das sie liebgewonnen hatte. Denn sie war ungeheuer eitel und war ein — sie war ein sehr sinnliches Weib, das den Launen des Körpers unterworfen war. Auch gibt es noch Momente, die ich übergehe, Domini, und die ihr Zögern noch besser erklären würden. Er kannte die Gründe und wurde wieder gemartert. Aber er blieb fest. Und endlich gewann er die Oberhand. Sie war damit einverstanden, ihn zu heiraten. So verlobten sie sich. Domini, ich brauche dir nicht viel mehr zu erzählen, nur den Umstand, der ihn aus Frankreich weggetrieben, sein Glück zerstört und ihn in das Kloster geführt hatte. Kurz bevor die Hochzeit stattfinden sollte, entdeckte er, daß sie sich, während sie schon verlobt waren, dem Begehren eines alten Verehrers hingegeben hatte, der gekommen war, sich zu verabschieden und ihr zum neuen Leben Glück zu wünschen. Er war, sagte er, nahe daran, sie zu töten, aber er beherrschte sich und ließ von ihr. Er reiste umher. Er kam nach Tunis. Er kam nach La Trappe. Er sah den Frieden dort. Er dachte: Kann ich ihn finden? Kann er mir helfen? Er sah mich. Er dachte: Ich werde nicht ganz allein sein. Dieser Mönch — er hat stets in Frieden gelebt, er hat nie die Marter durch das Weib kennen gelernt. Könnte mir nicht der Verkehr mit ihm helfen? —

Das war seine Geschichte, das war die Geschichte, die Tag für Tag, mit Einzelheiten, die ich dir nicht erzählt habe, in mein Ohr geträufelt wurde. Es war, wie du siehst, die Geschichte einer hauptsächlich sinnlichen Leidenschaft. Ich will nicht sagen ‚ganz‘. Ich weiß nicht, ob

irgend eine große Leidenschaft ganz sinnlich sein kann. Aber es war die Geschichte der Leidenschaft eines Körpers für einen anderen Körper und er versuchte nicht, sie mir als etwas anderes darzustellen. Dieser Mann ließ mich die Bedeutung des Körpers verstehen. Nie zuvor hatte ich sie verstanden. Niemals hatte ich vermutet, welch unendliche Bedeutung in der Sinnlichkeit liegt. Nie hatte ich das Fleisch verstanden. Jetzt erkannte ich es. Einsamkeit stürzte auf mich nieder und verzehrte mich. Die Einsamkeit des Körpers. „Gott ist Geist. Die ihn verehren, müssen ihn im Geiste verehren!“ Nun fühlte ich, daß es nicht genüge, im Geiste zu verehren. Ich fühlte, daß es kaum überhaupt etwas war. Wieder dachte ich an mein Leben als an das eines Skelettes in einer Welt von Skeletten. Wieder war mir die Kapelle ein Tal trockener Gebeine. Es war ein schreckliches Gefühl. Ich war in die Leere geschleudert. Ich — ich kann dir mein Empfinden nicht genau beschreiben, aber mir war so, als wäre ich das einsamste Geschöpf des ganzen Weltalls und hätte nicht einsam sein müssen, sondern hätte nur in meiner Unwissenheit und Einfalt diese Einsamkeit erwählt, in der Meinung, sie sei das glücklichste Los.

Und doch wirst du sagen, ich stand Angesicht zu Angesicht mit dem geradezu wahn sinnigen Elend dieses Mannes. Das ist richtig, mir aber war es gleichgültig. Ich beneidete ihn selbst in seinem gegenwärtigen Zustande. Er wollte bei mir Trost finden, wenn das möglich war. Oh, die Ironie, daß ich ihn tröstete! Insgeheim lachte ich bitterlich darüber. Wenn ich mich bemühte, ihn zu trösten, wußte ich, daß ich die verkörperte Lüge war. Er hatte mir die Bedeutung des Körpers klar gemacht und mir dabei die Bedeutung des Geistes entzogen. Und

dann sagte er mir: ‚Laß mich die Bedeutung des Geistes fühlen. Wenn ich die erfassen kann, werde ich wohl Trost finden.‘ Er rief mich an, ihm zu geben, was ich nicht mehr hatte — den Frieden Gottes, der über das Verständnis hinausgeht. Domini, kannst du fühlen, was mir das alles bedeutete? Kannst du dirs klar machen? Kannst du — ist es ein Wunder, daß ich nichts für ihn tun konnte, für ihn, der mir so Furchtbares zugefügt hatte? Ist es ein Wunder? Bald erkannte er, daß er mit mir im Garten keinen Frieden würde finden können. Und doch blieb er. Warum? Er wußte nicht, wohin er gehen, was er tun sollte. Das Leben bot ihm nichts als Schrecken. Seine Liebe zu Erfahrungen war erstorben. Seine Liebe zum Leben völlig geschwunden. Er sah im weltlichen Leben einen Alp, aber er hatte nichts, was er an dessen Stelle hätte setzen können. Und im Kloster wurde er unausgesetzt von Eifersucht gequält. Fortwährend weilten seine Gedanken bei jenem Weibe, er malte sie sich in einem Leben des Wechsels voll von Erlebnissen, voll neuer Liebhaber, voll neuer Hoffnungen und Ziele aus, an denen er keinen Anteil hatte und in denen sein Bild ausgelöscht wurde, ohne Zweifel selbst aus ihrem Gedächtnisse. Er litt, er litt, wie wenige leiden. Aber ich glaube, ich litt mehr. Die Melancholie ging in einen nagenden Hunger über, den nagenden Hunger des Fleisches, das gelebt zu haben wünschte, zu leben wünschte, das — das kennen zu lernen wünschte.

Domini, dir kann ich nichts mehr davon sagen — dir, die ich —, die ich mit Leib und Seele liebe. Ich will zum Ende kommen, zu dem Umstande, der meinen Körper sich aufbäumen ließ, daß er die Seele niederschlug und darüber hinaus in die Welt stampfte, wie ein verhungerner Wolf.

Eines Tages gab mir der Ehrwürdige Vater die besondere Erlaubnis, mit unserem Gaste hinter die Klostermauer gegen das Meer hinzugehen. Eine solche Erlaubnis bildete ein Ereignis in meinem Leben. Sie erregte mich mehr, als du dir vorstellen kannst. Ich hörte dann, der Fremde habe gebeten, daß ich mit ihm gehen dürfe.

„Unser Gast liebt dich sehr“, sagte mir der Ehrwürdige Vater. „Ich glaube, wenn ihm irgend ein Mensch einen ruhigeren, glücklicheren Zustand der Seele und des Geistes bringen könnte, so bist du es. Du hast guten Einfluß auf ihn gewonnen.“

Domini, als der Ehrwürdige Vater so zu mir sprach, da verzog sich mein Mund plötzlich zu einem Lächeln. Ich glaube, der Teufel lachte. Ich legte die Hand über mein Gesicht. Ich sah, wie der Ehrwürdige Vater mich mit wachsendem Staunen in seinen guten, ernsten Augen anblickte, und sogleich hatte ich mich wieder beherrscht. Aber ich sagte nichts. Ich konnte nichts sagen und schnell verließ ich das Empfangszimmer, von heißer Scham erfüllt.

„Kommen Sie mit?“ sagte der Fremde.

„Ja“, erwiderte ich.

Es war ein heißer Tag gegen Ende Juni. Afrika war in einem Lichtglanze gebadet, der den Augen wehtat. Ich ging in meine Zelle, nahm ein paar blaue Gläser und meinen breiten Strohhut, den Hut, den ich früher aufsetzte, wenn ich in den Feldern zu arbeiten pflegte.

Als ich hinauskam, stand mein Gast auf dem Gartenwege. Mit der einen Hand schwang er einen Stock. Die andere Hand, die an der Seite herabhing, zuckte nervös. Im Glitzern der Sonne sah sein Gesicht schrecklich aus. In seinen Augen schien Schrecken ohne Hoffnung zu lauern.

„Sind Sie fertig?“ sagte er. „Dann gehen wir.“

Wir machten uns auf und gingen rasch.

„Bewegung — schnelles Gehen — tut manchmal ein wenig gut“, sagte er. „Wenn man den Körper ermüden kann, so liegt die Seele einen Augenblick lang fast still. Wenn sie nur auf ewig still läge.“

Ich sagte nichts. Ich konnte nichts sagen. Denn mein Fieber war sicherlich so stark wie feines.

„Wohin gehen wir?“ fragte er, als wir das kleine Haus des Torwächters beim Friedhofe erreicht hatten.

„Wir können nicht in der Sonne gehen“, erwiderte ich. „Gehen wir in den Eukalyptuswald.“

Die ersten Trappisten hatten Eukalyptuswälder gepflanzt, um das Fieber abzuhalten, das manchmal im Sommer nach Afrika kommt. Wir gingen dem offenen Landstriche entlang und kamen in den tiefen Wald. Hier begannen wir langsamer zu gehen. Der Wald war menschenleer. Tief war das heiße Schweigen. Er nahm seinen weißen Helm ab und trug ihn in der Hand; so ging er weiter. Erst als wir ganz tief im Walde waren, begann er zu sprechen. Dann sagte er.

„Vater, ich kann nicht mehr lange kämpfen.“

Er sprach gebrochen, mit harter Stimme.

„Sie müssen versuchen Mut zu fassen“, sagte ich.

„Woher?“ rief er. „Nein, nein, sprechen Sie mir nicht von Gott. Wenn es einen Gott gibt, so haßt er mich.“

Als er dies sagte, hatte ich das Gefühl, als schaudere meine Seele, die eine so fürchterliche Wahrheit über sich selbst gesprochen hörte. Meine Lippen wurden trocken. Mein Herz schien zusammenzufchrumpfen, aber ich gab mir Mühe und antwortete:

„Gott haßt kein Wesen, das er geschaffen hat.“

„Wie können Sie das wissen? Fast jeder Mensch, vielleicht jeder Mensch haßt irgend jemanden. Warum nicht?“

„Gott mit einem Menschen zu vergleichen, ist lästerlich“, erwiderte ich.

„Sind wir nicht in seinem Ebenbilde geschaffen? Vater, es ist so, wie ich es sagte — ich kann nicht lange mehr kämpfen. Ich werde ein Ende machen müssen. Ich möchte — oft wünsche ich, daß ich meinem ersten Impulse gefolgt wäre und sie getötet hätte. Was tut sie jetzt? Was tut sie jetzt — in diesem Augenblick?“

Er blieb stehen und schlug mit dem Stock auf den Boden.

„Sie kennen diese ewige Qual nicht, wenn man weiß, daß sie weit entfernt von hier immer noch jenes verfluchte Leben führt; daß sie die Freiheit hat, all das wieder zu tun, was so vollkommen ihrer Natur entsprach. In jedem Augenblicke stelle ich mir vor — sehe ich sie —“

Er trieb seinen Stock tief in die Erde.

„Hätte ich sie nur getötet“, sagte er leise, „dann wüßte ich wenigstens, daß sie schlafe — allein — da — da — unter der Erde. Ich würde wissen, daß ihr Körper in Staub zerfallen ist, daß ihre Lippen keinen Mann mehr küssen, ihre Arme niemand anderen so umschlingen könnten, wie sie mich gehalten!“

„Still!“ sagte ich ernst. „Bewußt quälen Sie sich und mich.“

Er warf einen kurzen, durchdringenden Blick auf mich.

„Sie? Wie meinen Sie das?“

„Ich soll dergleichen nicht hören“, sagte ich. „Es ist für Sie schlecht und für mich.“

„Wie kann es für Sie schlecht sein — einen Mönch?“

„Solche Reden sind böse — böse für jeden.“

„So will ich schweigen. Ich will ins Land des Schweigens gehen. Bald werde ich gehen.“

Ich verstand, daß er an Selbstmord dachte.

„Es gibt wenig Menschen,“ sagte ich mit Überlegung und Mühe, „die nicht in irgendeinem Zeitpunkte fühlen, als wäre für sie alles aus, daß es für sie keine Hoffnung gebe, daß Glück ein Traum sei, den sie nie wieder haben würden.“

„Haben Sie das je gefühlt? Sie sprachen so ruhig davon, aber haben Sie das je mitgemacht?“

Ich zögerte. Dann sagte ich:

„Ja.“

„Sie, der Sie schon so viele Jahre Mönch sind!“

„Ja.“

„Seit Sie hier sind?“

„Ja, seitdem.“

„Und Sie wollen mir sagen, daß dieses Gefühl vergehe, daß die Hoffnung wiederkehre und der Traum, wie Sie es nennen?“

„Ich will sagen, daß, was in einem Herzen gelebt hat, sterben kann, wie wir sterben werden, die wir in dieser Welt leben.“

„Ach, das — je früher, desto besser! Aber Sie haben unrecht. Manchmal lebt etwas im Herzen, das nicht sterben kann, solange das Herz schlägt. So ist meine Leidenschaft, meine Qual. Sie, ein Mönch, sollen nicht sagen — sollen nicht zu sagen wagen, daß diese meine Liebe sterben kann.“

„Wollen Sie nicht, daß sie sterbe?“ fragte ich ihn. „Sie sagen, sie quäle Sie?“

„Ja. Aber nein — nein —, ich will nicht, daß sie sterbe. Das könnte ich nie wollen.“

Ich sah ihn — ich glaube — mit tiefem Erstaunen an.

„Oh, Sie verstehen das nicht!“ sagte er. „Sie verstehen



das nicht. Koste es, was es wolle — feine Liebe muß man bewahren. Mit ihr bin ich — wie Sie mich fehen. Ohne fie, Mann, ohne fie — ich wäre nichts — nicht mehr als das.'

Er hob ein faules Blatt auf, hielt es mir hin und warf es zu Boden. Ich fah es kaum an. Er hatte zu mir ‚Mann‘ gefagt! Das Wort, wie es fo von ihm ausgesprochen wurde, fchien mir den gewaltigen Wechsel in mir auszudrücken und mir anzuzeigen, daß er den Augen eines anderen, dem Herzen eines anderen fichtbar war. Ich war nicht mehr Mönch — das gefchlechtslofe Wefen —, ich war Mann geworden. Er ftellte mich neben fich, fprach mit mir wie mit feinesgleichen. Eine ungeheure Erregung bemächtigte fich meiner. Ich glaube — ich weiß nicht, was ich gefagt und getan hätte, wenn nicht in diefem Augenblick ein Junge, der im Kloster Dienearbeit verrichtete, mit einem Briefe auf uns zugelaufen wäre.

‚Für Monfieur!‘ fagte er. ‚Er wurde am Tor abgegeben.‘

‚Ein Brief für mich!‘ fagte der Fremde.

Er ftreckte die Hand aus und nahm ihn gleichgültig. Der Junge gab ihn ihm, wandte fich um und ging durch den Wald fort. Dann warf der Fremde einen Blick auf den Umschlag. Domini, ich wüncfe, ich könnte dich fehen laffen, was ich da fah, den Wechsel, der da kam. Ich kann es aber nicht. Es gibt Dinge, die das Auge fehen muß. Die Zunge kann fie nicht befchreiben. Das fchreckliche Weiß fchwand aus feinem Geficht. Eine leife Scharlachflut zog darüber hin bis an die Haarwurzeln. Seine Hände und fein ganzer Körper begannen heftig zu zittern. In feinen Augen, die auf den Umschlag blickten, leuchtete ein Ausdruck — es war, wie wenn alle Aufregung der Welt in zwei Funken verdichtet wäre. Er ließ den Stock fallen und fetzte fich, ja fiel beinahe auf einen Baumftumpf nieder.

„Vater“, murmelte er, „Er ist nicht mit der Post gekommen — er ist nicht mit der Post gekommen.“

Ich verstand ihn nicht.

„Wie meinen Sie das?“ fragte ich.

„Wie —“

Das Rot wich aus seinem Antlitze. Wieder wurde er totenbleich. Er hielt mir den Brief hin.

„Lesen Sie ihn mir vor!“ sagte er. „Mir verschwimmen die Buchstaben, ich kann nichts sehen.“

Ich nahm den Brief. Er bedeckte das Gesicht mit den Händen. Ich öffnete das Schreiben und las:

„Grand Hotel, Tunis

Ich habe herausgebracht, wo Du bist. Ich bin gekommen. Vergib mir — wenn Du kannst. Ich will Dich heiraten — oder will mit Dir leben. Wie Du willst, aber ohne Dich kann ich nicht leben. Ich weiß, Frauen dürfen das Kloster nicht betreten. Komm auf die Straße hinaus, die nach Tunis führt. Dort bin ich. Auf einen Augenblick nur komm und sprich mit mir.

Veronique.“

Domini, langsam las ich dies und mir war, als hätte ich mein eigenes Schicksal gelesen. Als ich geendet hatte, stand er auf. Er war immer noch aschfahl und zitterte.

„Welcher Weg führt zur Straße?“ fragte er. „Kennen Sie ihn?“

„Ja.“

„Bringen Sie mich hin. Geben Sie mir Ihren Arm, Vater.“

Er nahm ihn und stützte sich schwer darauf. Durch den Wald gingen wir zur Landstraße. Ich mußte ihn fast tragen. Der Weg schien lange. Ich fühlte mich müde und

krank, als könnte ich mich kaum bewegen, als trüge ich — als trüge ich ein Kreuz, das mir zu schwer war. Endlich kamen wir aus dem Schatten der Bäume in den Sonnenglanz. Ein weites Feld trennte uns von der weißen Straße.

„Ist da — ist da ein Wagen?“ flüsterte er mir ins Ohr.

Ich schaute über das Feld und sah auf der Straße einen Wagen warten.

„Ja“, sagte ich.

Ich blieb stehen und versuchte, seinen Arm aus meinem zu lösen.

„Gehen Sie!“ sagte ich. „Gehen Sie hin!“

„Ich kann nicht. Kommen Sie mit mir, Vater!“

In der blendenden Sonne gingen wir weiter. Ich blickte beim Gehen zur trockenen Erde nieder. Plötzlich sah ich zu meinen Füßen den weißen Staub der Straße. Im selben Augenblick hörte ich ein Weib schreien. Mit heftigem Ruck nahm er seinen Arm von mir.

„Vater“, sagte er. „Leben Sie wohl — Gott segne Sie.“

Er war fort. Ich blieb dort stehen. Einen Augenblick später hörte ich Räder rollen. Dann sah ich auf. Ich sah einen Mann und ein Weib zusammen, Domini. Ihre Gesichter waren wie die von Engeln — voll Glückseligkeit. Der Staub wirbelte im Sonnenschein auf. Das Rollen der Räder verhallte — ich war allein.

Plötzlich — ich glaube, nach sehr langer Zeit — wandte ich mich um und kehrte ins Kloster zurück. In jener Nacht, Domini, verließ ich das Kloster. Ich war wie wahnfinnig. Der Wunsch zu leben war dem Entschlusse gewichen. An nichts anderes dachte ich mehr. In der Kapelle hörte ich an jenem Abend nichts — die Mönche sah ich nicht. Ich versuchte gar nicht zu beten, denn ich wußte, daß ich gehen würde. Das Weggehen war leicht für mich. Ich schlief

allein in der Hôtellerie, deren Schlüssel ich hatte. Als die Nacht gekommen war, schloß ich das Tor auf. Ich ging zu dem Friedhofe — zwischen den Kreuzesstationen. Domini, ich sah sie nicht. Auf dem Friedhofe stand eine Leiter, wie ich dir erzählte.

Kurz vor Morgengrauen erreichte ich meines Bruders Haus in einem Vororte von Tunis, nicht weit von Bardo. Ich klopfte. Mein Bruder kam selbst herunter, um zu sehen, wer da sei. Er hatte, wie gesagt, keine Religion und hatte es stets gehaßt, daß ich Mönch war. Ich erzählte ihm alles ohne Rückhalt. Ich sagte: ‚Hilf mir wegkommen! Laß mich irgendwo hingehen — allein.‘ Er gab mir Kleider und Geld. Ich rasierte meinen Backen- und Schnurrbart. Ich schor mir den Kopf, so daß die Tonfur nicht länger zu erkennen war. Am Nachmittage verließ ich Tunis. Domini, ich will dir nicht erzählen, wohin ich wanderte, bis ich in die Wüste kam, bis ich dir begegnete.

Ich war in das Leben freigelassen worden, mit meiner Freiheit aber schien der Wunsch zu leben in mir zu ersticken. Ich fürchtete mich vor dem Leben. Ich war von Schrecken gemartert. Ich war so lange Mönch gewesen, daß ich nicht zu leben wußte wie andere Männer. Ich lebte nicht, ich lebte nie — bis ich dir begegnete. Und da — da wurde es mir klar, was Leben sein mochte. Und da erkannte ich auch ganz, was ich war. Ich kämpfte, ich focht gegen mich. Du weißt — jetzt, wenn du zurückdenkst, glaube ich, weißt du, daß ich versuchte, manchmal, oft — versuchte ich zu — zu — versuchte ich zu —“

Seine Stimme versagte.

„An jenem letzten Tage im Garten glaubte ich, mich selbst überwunden zu haben, und jener Augenblick war es, in dem ich auf ewig fiel. Als ich wußte, daß du mich

liebst, konnte ich nicht länger kämpfen. Verstehst du mich? Du hast mich gesehen, du hast mit mir gelebt, du hast mein Elend geahnt. Aber glaube nicht — glaube nicht, Domini, daß dies je von dir kam. Es war das Bewußtsein meiner Lüge dir gegenüber, meiner Lüge gegen Gott, die — die — ich kann nicht weiter — ich kann dir's nicht sagen — ich kann dir's nicht sagen — du weißt es.“

Er schwieg, Domini sagte nichts und rührte sich nicht. Er sah sie nicht an, aber ihr Schweigen schien ihn zu erschrecken. Mit heftiger Bewegung zog er sich davor zurück und wandte sich zur Wüste. Er starrte über die unendlichen Flächen, die vom Mond erhellt waren. Noch rührte sie sich nicht.

„Ich will gehen — ich will gehen!“ murmelte er.

Und er machte einen Schritt vorwärts. Da sprach Domini.

„Boris!“ sagte sie.

Er blieb stehen.

„Was?“ murmelte er heiser.

„Boris, jetzt endlich kannst du — kannst du beten.“

Er sah sie scheu an.

„Beten!“ flüsterte er. „Du sagst mir, daß ich beten kann — jetzt!“

„Jetzt endlich.“

Sie ging in das Zelt und ließ ihn allein. Einen Augenblick blieb er dort stehen, wo er war. Er wußte, daß sie jetzt im Zelte betete. Er stand da und versuchte, ihrem Gebete zu lauschen. Dann griff er mit unsicherer Hand an seine Brust. Das hölzerne Kreuz zog er hervor. Er neigte den Kopf, berührte es mit den Lippen und fiel in der Wüste auf die Knie.

Die Musik in der Stadt war verstummt. Es herrschte tiefes Schweigen.

SECHSTES BUCH

Die Rückreise



## SIEBENUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Der gute Priester von Amara, der am nächsten Tage zur Zeit des Abendessens zufällig zum Lager der gastfreundlichen Fremden schlenderte, war überrascht und betrübt, auf dem Sandhügel nur mehr die Spuren des Lagers zu finden. Die Zelte, die Kamele, die Maultiere, die Pferde — alles war fort. Kein Diener grüßte ihn. Kein Koch war an der Arbeit. Keine freundliche Gastgeberin forderte ihn auf einzutreten und zum Essen zu bleiben. Hilflos sah er sich um und stellte Nachforschungen an. Ein Araber erzählte ihm, daß das Lager morgens abgebrochen worden sei und noch vormittags weit draußen auf dem Wege nach Norden war. Der Priester war zu Pferde in einer benachbarten Oase gewesen und hatte infolgedessen nichts von dem Abzuge gehört. Er fragte nach der Erklärung hierfür und hundert Lügen wurden ihm erzählt. Die eine, am häufigsten wiederholte, lautete, daß Monsieur, der Gemahl von Madame, von der Hitze überwältigt worden sei und die Reisenden deshalb in das kühlere Klima gezogen seien, das hinter der Wüste herrschte.

Als der Priester dies hörte, überkam ihn ein Gefühl der Einsamkeit. Seine sonst so heitere Miene wurde von Schwermut verdüstert. Einen Augenblick lang ekelte ihn sein Schicksal im Sand und er seufzte nach den Fleischtöpfen der Zivilisation. Den weißen Sonnenschirm über den Helm gespannt, stand er da und blickte nach Norden, über die weiten Räume, die beim Sonnenuntergange



zitronengelb schienen. Er bildete sich ein, am Horizonte eine zarte Wolke aufgewirbelter Sandkörner zu erkennen und stellte sich vor, daß sie von der Karawane der Fremden aufgetrieben seien. Dann dachte er an das reiche Land des Atlas, an die Olivensträucher von Tunis, an das blaue Mittelmeer und an Frankreich, sein Heimatland, das er so viele Jahre nicht mehr gesehen hatte. Er seufzte tief.

„Glückliche Menschen“, dachte er bei sich. „Reich, frei, alles, was sie wollen, können sie tun, können hinziehen, wohin es ihnen beliebt! Warum wurde ich geboren, im Sande zu leben und allein zu sein?“

Der Neid erregte ihn. Dann aber erinnerte er sich seiner Begegnung mit Androvsky am vorigen Tage.

„Trotz alledem“, dachte er ein wenig beruhigt, „er sah nicht aus, als wäre er sehr glücklich!“ Und er wies sich wegen seines fündhaften Neides zurecht und schlenderte zu dem Gasthause beim Brunnen, wo er regelmäßig seine Mahlzeiten einnahm.

Am selben Tag erhielt Graf Anteoni im Hause des Marabu von Beni-Haffan einen Brief, den ihm ein Araber aus Amara brachte. Er lautete:

„Mein lieber Freund!

Leben Sie wohl. Wir reifen eben ab. Ich hatte angenommen, daß wir länger bleiben würden, aber wir müssen fort. Wir kehren nach dem Norden zurück und werden nicht tiefer in die Wüste dringen. Ich werde an Sie denken und an Ihre weitere Reise unter den Leuten Ihres Glaubens. Als wir in der Zelttüre saßen, sagten Sie mir, daß Sie nun in der Wüste beten können. Beten Sie in der Wüste für uns. Und noch etwas. Wenn Sie nicht mehr nach Beni-Mora zurück-

kehren und Ihr Garten in andere Hände übergehen soll, so lassen Sie ihn nicht in die eines Fremden gelangen. Das könnte ich nicht ertragen. Lassen Sie ihn mir zukommen. Um jeden Preis, den Sie mir nennen werden. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen dies schreibe. Vielleicht werden Sie zurückkommen, oder wenn Sie es auch nicht tun, werden Sie doch möglicherweise Ihren Garten behalten.

Ihre Freundin

Domini.

In einer Nachschrift stand eine Adresse, wo man sie stets würde erreichen können.

Graf Anteoni las den Brief zwei- oder dreimal aufmerksam und mit ernster Miene.

„Warum unterschrieb sie nicht ‚Domini Androvsky‘?“ sagte er. Er verschloß den Brief in ein Schubfach. Die ganze Nacht hindurch quälten ihn Gedanken wegen des Gartens. Wieder und immer wieder glaubte er, mit Domini an der weißen Mauer zu stehen und zu sehen, wie sich in der brennenden Ferne der Wüste beim Rufe des Muezzin die Araber im Gebete neigten und der Mann — der Mann, an den sie sich nun mit der allerheiligsten Kette gebunden hatte — vor dem Gebete wie erschreckt floh.

„Aber so stand es geschrieben“, murmelte er zu sich. „Im Sande stand es geschrieben und im Feuer. ‚Jedem Menschen haben wir sein Schickfal um den Hals gebunden.‘“

Als er bei Tagesanbruch, der aufgehenden Sonne zugekehrt, betete, erinnerte er sich Dominis und ihrer Worte: „Beten Sie in der Wüste für uns.“ Und im Garten Allahs betete er zu Allah für sie und für Androvsky.

Einstweilen war das Lager abgebrochen und das erste

Stück ihrer Reife nach Norden, der Rückreise, zurückgelegt worden. Domini hatte den Auftrag zur Abreise gegeben, hatte aber vorher mit Androvsky gesprochen.

Nach seiner Beichte und ihren Worten, die ihr gefolgt waren, hatte er das Zelt nicht betreten. Sie forderte ihn dazu auch nicht auf. Im Mondschein sah sie ihn nicht vor dem Zelte, noch auch als das Mondlicht verblich und der Morgen graute. Sie lag auf den Knien, das Gesicht in die Hände vergraben, und kämpfte, wie sicherlich nur wenige Menschen je auf ihrem schweren Lebenspfade zu kämpfen hatten. Anfangs hatte sie sich fast ruhig gefühlt. Als sie mit Androvsky gesprochen, hatte sie sogar ein feltfames Empfinden im Herzen, das einem Triumphe nicht unähnlich war. In diesem Triumphe hatte sie sich entkörperert gefühlt, als wäre sie nur ein Geist, der dort stünde, ferne von irdischem Leid, aber fähig, es zu betrachten, zu verstehen und zu bedauern, ferne von irdischer Sünde, aber fähig, eine Handlung zu begehen, die helfen könnte, sie zu fñhnen.

Als sie zu Androvsky sagte: „Jetzt kannst du beten“, war sie in eine Region gelangt, in der ihr Selbst nicht mehr existierte. Ihre ganze Seele war um diesen Mann gespannt, dem sie alle Schätze ihres Herzens gegeben hatte und der sich — wie sie wußte — unter seiner Schuld krümmte, wie die Seelen im Fegefeuer. Endlich hatte er gesprochen, er hatte sein Elend dargelegt, sein Verbrechen, den Seelenkampf eines Menschen hatte er ihr gezeigt, der Gott gelästert, aber seine Lästerung bereute; der sich weit von Gott entfernt, aber bei dieser Trennung niemals glücklich sein und nie Frieden finden konnte, nicht einmal in einer mächtigen, menschlichen Liebe, wenn diese Liebe nicht durch Gottes Billigung gesegnet

wurde. Als Domini dastand, hatte sie einen Augenblick lang vollkommen klaren Einblick in die Tiefe des Herzens und der Natur eines anderen. Sie hatte den Mönch in Androvsky gesehen, der durch das Scheiden aus dem Kloster nicht ertötet worden war, sondern leidverzehrt, zitternd und aufgepeitscht weiterlebte. Und diesem Mönche hatte sie — wie Gott ihr einzugeben schien, der sie zu seiner Botin machte — sagen können, daß er jetzt zu Gott würde beten können, der ihn wieder hören würde, wie er es im Garten von El-Largani, in seiner Zelle, in der Kapelle und auf den Feldern getan hatte. Sie hatte es ihm sagen können. Dann hatte sie sich abgewandt, war in das Zelt gegangen und auf die Knie gesunken.

Aber mit dieser menschlichen Handlung war ihr Triumphgefühl geschwunden. Als ihr Körper niederlank, schien auch ihre Seele mitzusinken in bodenlose Schwärze, wohin nie ein Licht geschienen, in eine luftleere Unterwelt, die von unsichtbaren Gewalten belebt war. Und ihr schien, als wäre es ihr früherer Flug nach oben gewesen, der diesen Sturz in einen Ort bewirkt hatte, in den sicher noch nie zuvor eine Menschenseele gekommen war. Alle Selbstlosigkeit wich plötzlich von ihr und wurde von einem brennenden Gefühl ihrer eigenen Persönlichkeit ersetzt, die empfand, was ihr gebührte, was ihr getan worden und was sie jetzt war. Sie sah sie wie ein Tuch, das weiß gewesen und nun mit unauslöschlichem Schmutze befleckt ward. Und eine Wut kam über sie, in der sie nahe daran war, nicht nur den Menschen laut anzuklagen, sondern auch Gott. Die Stärke ihrer Natur wurde zu wilder Bitterkeit aufgepeitscht. Die süßen Wasser wurden vom Salze fauer. Vor einem Augenblicke noch hatte sie zu Androvsky fast mit Zartheit sagen können: „Jetzt

endlich kannst du beten.“ Nun lag sie auf den Knien und haßte ihn, haßte — ja gewiß —, haßte Gott. Es war ein furchtbares Gefühl.

Seele und Körper fühlten sich befudelt; sie sah Androvsky in ihr reines Leben treten, sie wie eine Beute ergreifen und in den Schmutz zerren, der nie gereinigt werden konnte. Und wer hatte ihm erlaubt, ihr dieses tödliche Unrecht zuzufügen? Gott. Und sie lag auf den Knien vor diesem Gotte, der solches gestattet hatte, und ihre Haltung drückte Verehrung aus. Ihr ganzes Wesen aber empörte sich gegen ein Gebet. Ihr war, als würde sie eine wildverzweifelte physische Anstrengung machen wollen, sich zu erheben, ihr Körper aber sei gelähmt und gehorche ihrem Willen nicht. So blieb sie auf den Knien, wie an den Boden gebunden, wie ein Gotteslästerer, der mit Schnüren in Gebetstellung gefesselt war, dessen Seele jedoch Schmähungen gen Himmel schrie.

Plötzlich erinnerte sie sich, daß draußen Androvsky bete und sie beabsichtigt hatte, ihr Gebet mit seinem zu vereinen. Eine weitere, tiefere Vereinigung mit ihm hatte sie also ins Auge gefaßt. War sie denn wahnsinnig? War sie eine Sklavin? War sie eine jener Frauen der Geschichte, die, bei einem Raubzug erbeutet, sich der Liebe hingaben und ihrem Räuber folgten? Sie fing an, sich zu hassen. Und immer noch kniete sie. Jeder, der ins Zelt gekommen wäre, hätte eine Frau gesehen, die sich offenbar in der Verzückung der Gottesverehrung verloren hatte.

Diese ihre große Liebe, was hatte sie ihr gebracht? Dieses Erwachen ihrer Seele, was war seine Bedeutung? Gott hatte einen Mann gesandt, der sie aus dem Schlafe erwecken sollte, damit sie in die Hölle hinabsehen mußte. Wieder und immer wieder, in rastloser Wiederholung,

rief sie sich die einzelnen Augenblicke ihrer Leidenschaft in der Wüste ins Gedächtnis. Sie dachte an die Nacht in Arba, als Androvsky die Lampe ausblies, diese Nacht war ihr eine Nacht der Weihe gewesen. Nichts hatte sich in ihrer Seele erhoben, um sie zu warnen, auch keine Spur ihres weiblichen Instinktes hatte sie von der unwissentlichen Sünde abgehalten. Der Sandwahrfager war weiser gewesen als sie, Graf Anteoni hatte weitergeblickt, der Priester von Beni-Mora war von der Frömmigkeit und dem inneren Lichte besser geleitet worden, denn es hatte vor dem Winde geflackert, der aus den Höhlen des Bösen blies. Gott hatte sie geblendet, daß sie falle, hatte ihr Androvsky gebracht, daß ihr die Religion und der katholische Glaube auf ewig verhaßt würden. Am ganzen Körper zitterte sie beim Knien. Ihr Leben war traurig, ja qualvoll gewesen. Sie hatte eine Pilgerfahrt unternommen, um Frieden zu finden, sie war nach Beni-Mora geleitet worden, sie erinnerte sich ihrer Ankunft in Afrika, des Zaubers, der sich auf sie gesenkt, ihres Gefühls, weit weg zu sein und ihr früheres Leben mit all seinen Sorgen für immer zurückgelassen zu haben. Sie gedachte der entzückenden Stille im Garten des Grafen Anteoni, wie sie bei ihrem Eintritte ein irdisches Paradies zu betreten geglaubt, des Ortes, den Gott für jemanden bereitet hatte, der so müde war, wie sie, für jemanden, der sich so sehr nach innerer Erneuerung sehnte, wie sie es tat. Und in diesem Paradiese, in seiner tiefsten Abgeschlossenheit, hatte sie ihre Hände auf Androvskys Schläfen gelegt und ihr Leben, ihr Geschick und ihr Herz in seinen Schutz gestellt. Deshalb also war der Garten dort, daß sie verleitet würde, darin diese fürchterliche Tat zu begehen. Ihre Seele fühlte sich krank wie ein Körper. Und ihr Körper — aber jetzt dachte sie kaum an ihren

Körper. Denn sie dachte an ihre Seele wie an etwas Körperliches, wie an das Mark des Körpers, das nun auf ewig geschwärzt, befudelt und zerstört war. Von heißer Scham, von wildem Zorn erglühte sie. Seit ihrer Kindheit hatte sie stets, wenn jemand sie berührte, den sie nicht liebte, den Wunsch gespürt, ihn zu schlagen. Jetzt war es, als hätte sich eine unreine Hand auf ihre Seele gelegt. Und die Seele zitterte vor Verlangen zurückzuschlagen.

Wieder dachte sie an Beni-Mora und an alles, was dort stattgefunden hatte. Sie malte sich aus, wie während ihrer Anwesenheit dort in ihrem Innern ein Crescendo der Ruhe erfolgt war, einer Ruhe des Geistes, ein Crescendo der Stärke, geistiger Stärke, ein Crescendo des Glaubens und der Hoffnung. Die Religion, die fast von ihr gegliiten schien, hatte sie wieder fest ergriffen. Ihre Seele war krank nach Beni-Mora gekommen und dort genesen.

Sie war müde, mißmutig und gebeugt gewesen. In Beni-Mora hatte sie sich wieder aufgerichtet, war umhergeschritten und hatte gesungen, wie die Morgensterne zusammen singen. Und doch — warum? Wenn dies das Ende war, warum — warum?

Und bei der Frage hielt sie inne wie vor einer großen Pforte, die geschlossen war. Sie ging wieder zurück. Wieder dachte sie an jenes herrliche Anschwellen, an jene allmähliche Annäherung an Gott, von dem sie, wenn auch nicht völlig getrennt, so doch jedenfalls ein wenig entfernt gewesen war. Konnte das nur geschehen sein, damit ihr Unglück umso vollkommener, ihr Absturz umso vollständiger sei?

Und dann, sie wußte nicht, warum, glaubte sie, in den Händen, die gegen ihr Gesicht gepreßt waren, Worte in Feuerchrift zu erkennen und langsam zu lesen, wie

ein Kind seine schwere Aufgabe buchstabiert, mit gespannter Aufmerksamkeit und Anstrengung, die mit ewiger Erinnerung belohnt werden mußte:

„Liebe wachet und schlafend schlummert sie nicht. Wenn auch ermattet, ist sie nicht müde, wenn auch geffelt, doch nicht bezwungen, wenn auch erschreckt, doch nicht verwirrt; sondern einer lebendigen Flamme, einer brennenden Fackel gleich, steigt sie empor und unverfehrt überstrahlt sie alles. Wer da liebet, kennet den Ruf dieser Stimme.“

Den Ruf dieser Stimme! In diesem Augenblick, im unermeßlichen Schweigen der Wüste glaubte sie, ihn zu hören. Und es war der Ruf ihrer eigenen Stimme. Es war der Ruf der Stimme ihrer eigenen Seele. Erschreckt hob sie das Gesicht aus den Händen und lauschte. Sie blickte nicht zur Zelttüre hinaus, aber sie sah das Mondlicht auf die Matten fallen, die auf dem Sande im Zelte lagen, und sie wiederholte: „Liebe wachet — Liebe wachet — Liebe wachet“ und sie bewegte dabei ihre Lippen, wie das Kind, das mühevoll liest. Dann kam ihr der Gedanke: Ich wache.

Die Leidenschaft, mit der sie gezürnt hatte, war so plötzlich geschwunden, wie sie gekommen war. Sie fühlte sich betäubt und doch erregt. Sie neigte sich vor und barg das Gesicht wieder in den Händen:

„Liebe wachet — ich wache.“ Dann ein Augenblick — dann: „Gott wachet über mir.“

Sie flüsterte die Worte immer wieder. Und die Betäubung begann zu weichen. Und der Zorn erstarb. Stets hatte sie das Gefühl gehabt, als wäre sie zu einem bestimmten Zwecke nach Afrika geführt worden. Sangen nicht die befreiten Neger weit draußen in der Wüste, ihr



tief geheimnisvolles Lied: „Was mein Herz erfüllt, weiß nur Gott und ich.“ Und hatte sie es nicht immer wieder gehört und jedesmal mit einem Empfinden heiliger Scheu? Stets hatte sie die Worte für wundervoll schön gehalten. Aber sie hatte geglaubt, daß sie vielleicht nicht wahr seien. Sie hatte Androvsky gesagt, er wisse, was sie im Herzen trage. Und nun, in dieser Nacht, in ihrer mächtigen Stille, dicht bei dem Manne, der so lange nicht zu beten gewagt hatte, jetzt aber betete, dachte sie wieder, daß sie nicht ganz wahr seien. Ihr schien, daß sie nicht wisse, was ihr Herz erfülle, und sie wartete, daß Gott kommen würde, es ihr zu sagen. Würde ER kommen? Sie wartete mit Geduld.

Lange währte das Schweigen. Die Nacht schritt vor und lenkte ihre Gedanken auf eine ferne Welt. Der Mond verblich und ein feiner, fast kalter Lufthauch wehte über die Sandfläche, zwischen den Gräbern auf dem Friedhofe zu dem Manne und der Frau, die auf ihren Knien Wache hielten. Der Wind verging beinahe noch, ehe er sich erhoben hatte, und das strenge Schweigen, das dem Morgengrauen vorangeht, hielt die Wüste fest umschlossen. Und durch die Stille kam Gott zu Domini, Allah durch Allahs Garten, der noch in den Schatten der Dämmerung gehüllt war. Einst, als sie durch das Heulen des Sturmes gezogen war, hatte sie der Stimme der Wüste gelauscht. Und wie die Wüste sie aufgenommen hatte, da hatte deren Stimme in einem plötzlichen zauberhaften Schweigen gesprochen, als der Wind aufhörte. In noch zauberhafterem Schweigen sprach nun Gottes Stimme zu ihr. Und die Stimme der Wüste und Gottes Stimme waren wie eine. Und auf ihren Knien hörte sie Gott ihr sagen, was sie im Herzen trage. Eine seltsame

leidenschaftliche Offenbarung war es. Sie zitterte, als sie ihr kund ward. Und manchmal war sie im Begriffe, zu sagen: „Es ist nicht so.“ Und manchmal fürchtete sie sich, fürchtete sich vor dem Ziele, zu dem all dies — was ihr Herz erfüllte — führen würde. Denn Gott sprach ihr von einer Stärke, von der sie nicht wußte, daß ihr Herz sie besitze, die sie, so schien ihr — nicht zu besitzen wünschte; einer Stärke, vor der etwas in ihrem Innern zurückschrak und wogegen es sich empörte. Gott aber konnte nicht widerlegt werden. Er sagte ihr, sie habe diese Stärke. Er sagte ihr, sie müsse sie gebrauchen. Er sagte ihr, sie würde sie gebrauchen. So begann sie etwas von dem zu verstehen, was Gott insgeheim mit ihr beabsichtigte, und damit auch zu verstehen, wie dicht Selbstsucht sogar bei denen wohnt, die nach Tilgung ihres Selbst streben, wie dicht neben ihr Selbstsucht auf ihrer afrikanischen Pilgerfahrt gestanden hatte. Alles, was sich in Afrika ereignete, hatte sie ruhig für sich in Empfang genommen als eine Gabe, die ihr um ihrer selbst willen geschenkt worden.

Der Friede, Balsam für ihre Seele, war nur auf sie gesenkt worden, daß der Schmerz ihrer alten Wunden gelindert werde und sie Trost und Ruhe finde. Das Crescendo — das wunderbare Crescendo — der Ruhe und Stärke, des Glaubens und Hoffens, das ihre Seele wie edle Musik empfunden hatte, wirkte auf sie wie David auf Saul, als er gesandt worden war, vor dem Könige die Harfe zu schlagen, auf daß von diesem der schwarze Dämon der Unrast und Verzweiflung weiche. Das war es, was sie geglaubt hatte. Sie hatte geglaubt, daß sie um ihrer selbst willen nach Afrika gekommen sei, und nun sagte ihr Gott in der Stille, daß dem nicht so sei, daß Er sie

nach Afrika gefandt habe, damit sie sich der Erlösung eines anderen opfere. Und als sie lauschte — mit gesenktem Haupte lauschte und sich in ihren Augen Tränen sammelten, die auf ihre gefalteten Hände fielen —, da wußte sie, daß es wahr sei, wußte sie, es war Gottes Wille, daß sie ihre Selbstsucht ablege und sich darüber erhebe. Jene Adlerschwinge, an die sie gedacht hatte — sie sollte sie ausbreiten. Sie sollte zu dem Orte der Engel fliegen, wohin gute Frauen in den großen Augenblicken ihrer Liebe ziehen, von Gottes Atem getragen. Auf dem Minarett der Moschee von Sidi-Zerzour war sie mit ihrem Gebete sicherlich ein Stück Wegs zu Gott emporgestiegen, während Androvsky mit einem Fluche im dunkeln Schatten geblieben war. Und nun sagte ihr Gott: „Steig höher empor, komm näher zu mir und bring einen anderen mit dir. Das war meine Absicht, als ich dich nach Beni-Mora brachte, als ich dich weit hinaus in die Wüste leitete, als ich dich in das Herz der Wüste führte.“

Zu einem bestimmten Zwecke war sie nach Afrika geleitet worden und jetzt erkannte sie, was für ein Zweck dies war. Auf der Moschee von Sidi-Zerzour hatte sie sicherlich das Gebet aufsteigen sehen. Und sie hatte sich gefragt: „Wohin?“ Sie hatte sich gefragt, wo der große Halteplatz sei, wo schließlich das Zelt aufgeschlagen werde, wo die Lagerfeuer brennen und die lange, lange Ruhe herrsche. Und als sie in den Hof der Moschee hinabgekommen war und sie Androvsky den alten Araber beobachten gesehen hatte, der die Moschee schlug und fluchte, da hatte sie gewünscht, Androvsky wäre mit ihr das kleine Stück Weges zu Gott emporgestiegen.

Er sollte mit ihr emporsteigen. Stets hatte sie sich darnach gesehnt, ihn über sich zu sehen. Konnte sie ihn unten

lassen? Sie wußte, daß sie das nicht vermochte. Sie verstand, daß Gott sie dies nicht tun lassen wollte. Sie verstand es vollkommen. Und Tränen entströmten ihren Augen. Denn jetzt begriff sie erst völlig, wie sehr sie Androvsky liebte. Seine Beichte hatte ihre Liebe nicht ertötet, wie sie in einem Augenblick ihres leidenschaftlichen Zornes zu glauben geneigt gewesen war. Ja, ihr schien nun, daß sie bis zu dieser Stunde des Schweigens ihn nie wirklich geliebt hatte, nie hatte lieben können. Selbst in dem Zelte in Arba hatte sie ihn nicht ganz, nicht vollkommen geliebt. Denn der Gedanke an ihr Selbst, ihre Wünsche und ihre Leidenschaften hatten sich in ihre Liebe eingeschlichen und mit ihr vermengt. Jetzt aber liebte sie ihn vollkommen, denn sie liebte, wie Gott gewollt hatte, daß sie es tue. Sie liebte ihn als Gottes Botin, die ihm gesandt worden war.

Noch weinte sie, aber sie begann, sich ruhig zu fühlen, als dränge die Stille dieser Stunde vor dem Morgengrauen in ihre Seele. An sich selbst dachte sie jetzt nur wie an ein Gefäß, in das Gott seine Absicht und seine Liebe gegossen.

Gerade als der Morgen anbrach, als sich der erste Lichtstreifen im Osten heraufschlich und einen zarten, goldenen Strahl über den Sand warf, fühlte sie wieder das Zittern eines Lebens in ihrem Innern, die Regung des ungeborenen Kindes. Da hob sie das Haupt und flüsterte, nach Osten blickend:

„Für eines noch gib mir Kraft — gib mir Kraft zu schweigen!“

Sie wartete wie auf Antwort. Dann stand sie auf, wusch das Gesicht und ging durch die Zelttüre zu Androvsky.

„Boris!“ sagte sie.

Er hatte gekniet und erhob sich; das kleine Holzkreuz in der Hand, sah er sie an.

„Domini?“ sagte er mit unsicherer Stimme.

„Lege es wieder an deine Brust. Bewahre es auf ewig, Boris.“

Wie mechanisch und ohne den Blick von ihr zu wenden, schob er das Kreuz an die Brust. Nach einem Augenblick sprach sie ruhig wieder.

„Boris, du wolltest nicht hier bleiben. Meinetwegen wolltest du es tun. Ziehen wir von Amara weg. Gehen wir noch heute, gleich jetzt, beim Morgengrauen.“

„Wir!“ sagte er.

Tiefes Staunen klang aus seiner Stimme.

„Ja“, antwortete sie.

„Von Amara weg — du und ich — zusammen?“

„Ja, Boris, zusammen.“

„Wohin — wohin können wir gehen?“

Das Staunen in seiner Stimme schien stärker zu werden. Seine Augen beobachteten sie mit beinahe wilder Spannung. Mit blitzeschneller Einsicht erkannte sie, daß er sich jetzt über sie wundere, wie nie zuvor, daß er sich wundere, ob sie wirklich die gute Frau war, zu deren Füßen seine fündenbeladene Seele gebetet hatte. Ja, diese Frage stellte er sich.

„Boris,“ sagte sie, „willst du dich meinen Händen anvertrauen? Wir haben von unserer Zukunft gesprochen. Wir haben darüber nachgedacht, was wir tun sollen. Willst du mich handeln lassen, wie ich will; die Zukunft so sein lassen, wie ich sie gestalte?“

In ihrem Herzen sagte sie: „Wie Gott sie gestaltet.“

„Ja, Domini“, erwiderte er. „Ich bin in deinen Händen, ganz in deinen Händen.“

„Nein“, sagte sie.

Dann sprach keiner mehr, bis das Sonnenlicht über den Türmen und Minaretts von Amara lag. Da sagte Domini: „Wir wollen noch heute gehen — jetzt.“

An diesem Morgen wurde das Lager abgebrochen und die neue Reise begann, die Rückreise.

#### ACHTUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Ein Schweigen war zwischen Domini und Androvsky entstanden, das keiner von ihnen brechen zu können schien. Seite an Seite ritten sie den langen Tag hindurch über die Sandfläche nach Norden. Die Türme von Amara verblaßten im Sonnenschein über den weißen Kämmen der Dünen. Die Araberdörfer auf den kleinen Hügeln verschwanden in zitterndem Golde. Neue Wüstenansichten eröffneten sich ihnen, Oasen, die voll von Palmen, Salzstein und Steingrund waren. An Städten von Eingeborenen zogen sie vorbei. Die Negergärtner sahen sie bei den gelben Wafferrillen lachen oder mit nackten Füßen die runzeligen Baumstämme emporklettern, um verdorrte Zweige abzuschneiden. Einsam zartes Pfeifen der Ziegenhirten hörten sie in der Wüste. Am Horizonte tauchten Traumbilder der Fata morgana auf und verschwanden wieder, geheimnisvoll tauchten sie auf und verschwanden wieder, ohne eine zitternde Spur zurückzulassen. Und sie schwiegen wie die Wunderbilder: sie mit Absicht, er in Staunen. Und der lange Tag verstrich und abends wurde das Lager aufgeschlagen und das Nachteffen bereitet. Und immer noch konnten sie nicht sprechen.

Manchmal betrachtete Androvsky sie, und eine große

Ruhe lag in ihren Zügen, doch kein Vorwurf, kein kleinlicher Ärger, keine Spur von Verzweiflung. Stets hatte er ihre Seelen- und Körperstärke gefühlt, aber nie so mächtig wie jetzt. Konnte er darauf bauen? Wagte er es? Er wußte es nicht. Und der Tag schien ihm zum Traume zu werden und das Schweigen erinnerte ihn an das Schweigen des Klosters, in dem er Gott verehrt hatte, ehe der Fremde gekommen. Er dachte, er müsse in diesem Schweigen fühlen, daß sie mit Vorbedacht Schranken zwischen sich und ihm errichte, aber — es war seltsam — er konnte es nicht fühlen. In ihrem Schweigen lag keine Bitterkeit. Denn wann gab es je Bitterkeit in Stärke? Weiter und immer weiter ritt er neben ihr und sein Traumgefühl vertiefte sich, verstärkt durch den Einfluß der Wüste. Wohin gingen sie? Er wußte es nicht. Was war ihre Absicht? Er konnte es nicht sagen. Aber er fühlte, daß sie eine Absicht hatte und ihr Sinn entschlossen war. Hin und wieder riß er sich gewaltsam aus seinem Traume und fragte sich, was es sein könnte. Was mochte ihm, nach dem, was er ihr gesagt hatte, bevorstehen? Wie konnte sich ihr Zusammenleben weiter gestalten? War es nicht zerrissen? War es nicht Staub geworden, wie der Staub der Wüste, der von den Hufen ihrer Pferde aufwirbelte? Das Schweigen sagte es ihm nicht und er ließ wieder davon ab, sich zu wundern; der Traum senkte sich wieder ganz auf ihn. Zogen sie nicht in einem Wahngebilde hin, unwirkliche, geisterhafte Wahnmenschen, die plötzlich in der Mitte der Sonne vergehen würden? Der Sand dämpfte den Tritt der Rosse. Die Wüste verstand ihr Schweigen und hüllte es in ein noch gewaltigeres, undurchdringlicheres Schweigen. Androvsky hatte sich überwunden. Endlich hatte er die Wahrheit gesagt. Mehr konnte er nicht tun. Einer weiteren Handlung war er

unfähig. Wie sich Domini in Gottes Hand fühlte, so fühlte er sich in der Hand dieser Frau, die mit so wunderbarer Ruhe seine Beichte entgegengenommen hatte und ihn immer in diesem wunderbaren Schweigen führte, ohne daß er wußte, wohin.

Als das Lager aufgeschlagen war, bemerkte er allerdings etwas, das ihn heftig aus seinem traumhaften Gefühle des Unwirklichen riß und ihn der Wirklichkeit gegenüberstellte, die kalt war wie Stahl. Bisher war das Ankleidezelt stets neben ihrem Schlafzelte aufgeschlagen und der Eingangsvorhang zurückgezogen gewesen, so daß die beiden Zelte miteinander verbunden waren. Heute abends stand es zwar nahe dem Schlafzelte, aber davon getrennt — und eines der kleinen Lagerbetten war darin aufgestellt. Androvsky war allein, als er dies sah. Bei der Ankunft auf dem Halteplatze war er ein kleines Stück in die Wüste hinausgegangen. Als er zurückkehrte, fand er diese Veränderung. Dies ließ ihn etwas von den Vorgängen in Dominis Herzen merken und kennzeichnete den Wechsel in ihrem Leben miteinander. Als er nun die beiden Zelte betrachtete, war er betroffen und doch fühlte er etwas wie — ja wie Erleichterung. Es war, als hätte sein Körper einen furchterlichen Schlag erhalten und sich die Hand eines Heiligen sanft auf seine Seele gelegt, als stürzte etwas neben ihm in Trümmer und gleichzeitig stünde ein Bau, den er liebte und einen Augenblick wankend geglaubt hatte, fest vor ihm auf Fels gebaut. Er war ein Mann, der trotz seiner Sünde leidenschaftlich glauben konnte, und stets hatte er einen leidenschaftlichen Glauben an Dominis Religion gehabt. Als sie nun an diesem Morgen zu ihm in den Sand hinaus kam, hatte ihn einen Moment lang Zweifel befallen. Der Gedanke war ihm gekommen: „Liebt sie



mich noch — liebt sie mich mehr als sie Gott liebt, mehr als sie die in der katholischen Religion offenbarten Satzungen liebt?“ Als sie das Wort „zusammen“ aussprach, hatte er diesen Gedanken gehabt. Jetzt, da er die beiden Zelte sah, schien ein weißes Licht auf Dominis Charakter zu fallen und in diesem weißen Lichte stand die Ruine und das Gebäude, das auf Fels gebaut war. Von den widerstrebenden Gefühlen des Triumphes und der Verzweiflung wurde er zerrissen. Sie war so, wie er es geglaubt hatte. Das bildete den Triumph. Wenn sie aber so war, wie mochte sich seine Zukunft mit ihr gestalten? Der Mönch und der Mann, der aus dem Kloster geflohen war, erhoben sich in seinem Innern zum Kampfe, der Mönch triumphierte, der Mann jedoch litt Qualen!

Nun, da Androvsky die beiden Zelte betrachtete, schien der Mönch in ihm einen neuen Tod zu sterben und der Mann, der das Kloster verlassen hatte, eine neue Auferstehung zu feiern. Das wahn sinnige Verlangen ergriff ihn, ein Stück Zeit zurückzugehen, nur ein paar Stunden, bis zu dem Augenblick zurückzugehen, als Domini noch nicht wußte, was ihr jetzt bekannt war. Er verfluchte sich wegen seiner Tat. Endlich hatte er beten können. Ja, aber was war jetzt ein Gebet, was hieß ein Gebet dem Manne, der die beiden Zelte betrachtete und ihre Bedeutung verstand? Er wandte sich ab und schritt in der Nähe der beiden Zelte auf und nieder. Er wußte nicht, wo Domini war. In geringer Entfernung sah er die Diener damit beschäftigt, das Abendessen zu bereiten. Vor dem Zelte des Koches stieg Rauch auf und ringelte sich kaum merklich zu einer Palmengruppe weg, unter der ein paar arabische Jungen kauerten und mit weit offenen Augen die ungewöhnliche Erscheinung von Reisenden anstarrten. Sie

waren aus einem kleinen Dorfe gekommen, das in der Nähe zwischen Palmengärten halb verborgen lag. Die Kamele suchten ihr Futter. Ein Maultier rollte sich schwelgend im Sande. Bei einem Brunnen tränkte ein Hirt seine Herde, die sich mit erwartungsvollem Blöken um ihn drängte. Aus der Luft schien ein zarter Hauch von Frieden und Freiheit zu wehen. Und diese sichtbare Nähe des Friedens, dieser Anblick der Ruhe anderer, der Menschen und Tiere, erhöhte die Qual Androvskeys. Als er so auf und ab ging, war ihm, als würde er von seiner Leidenschaft verzehrt, als müßte er die letzten Fesseln der Selbstbeherrschung verlieren. Nie im Kloster, selbst nicht in der Nacht, als er es verließ, war er so gemartert worden. Denn jetzt hatte er einen schrecklichen Gefährten, den er damals noch nicht gekannt hatte. Die Erinnerung ging mit ihm vor den Zelten umher, die Erinnerung seines Körpers, die ihm die Vergangenheit vorhielt und nach ihr rief.

Er selbst hatte jene Vergangenheit zerstört. Wäre es auf ihn angekommen, dann hätte auch noch die Gegenwart und Zukunft so sein können. Es hätte Jahre lang währen können, vielleicht bis der Tod ihn oder Domini zu sich genommen hätte. Warum auch nicht? Er hätte nur das Schweigen bewahren und darauf bestehen müssen, daß sie ferne vom geschäftigen Leben der Menschen weiter in der Wüste geblieben wären. Sie hätten so leben können, wie es andere gewiß taten, die das freie, einsame Leben in einer eigenen Oase liebten, wo sie ihre Palmengärten bearbeiteten. Das Leben wäre verstrichen wie ein sonnenheller Traum. Und der Tod? Bei dem Gedanken daran schauderte ihn. Tod — was würde er ihm bedeutet haben? Was würde er ihm bedeuten, wenn er jetzt käme? Gewaltfam wies er den Gedanken von sich, wie man die schmutzige

Hand eines Fremden wegstößt, der einen schreiend auf der Straße angreift.

Heute hatte er keine Zeit, an den Tod zu denken. Das Leben bot genug, das Leben mit all seinem Schrecken, den er absichtlich hineingetragen.

Er hielt sich selbst für verrückt, weil er mit Domini gesprochen hatte. Er verfluchte sich als einen Verrückten. Denn er wußte, obwohl er sich wütend bemühte, es nicht zu wissen, wie unwiderruflich seine Handlung geworden, da ihre Natur so ungewöhnlich stark war. Er wußte, daß sie, die ihm ein Weib aus Feuer gewesen, jetzt gleichwohl ein Weib aus Eisen würde sein können — selbst ihm — den sie liebte.

Und wie sie ihn geliebt hatte!

Schneller ging er vor den Zelten auf und nieder.

Wie sie ihn geliebt hatte!

Wie sie ihn immer noch, selbst in diesem Augenblick liebte, da sie schon wußte, wer er war und was er ihr getan hatte. An ihrer Liebe zweifelte er nicht, als er dort umherging. Er fühlte sie auf sich wie eine zarte Hand. Aber diese Hand war auch unbeugsam. In ihrer Sanftheit lag Festigkeit — eine Festigkeit, die keiner Stärke in ihm nachgeben würde.

Diese beiden Zelte erzählten ihm die Geschichte ihrer Stärke. Da er sie anfah, sah er in die Tiefe ihrer Seele. Und ihre Seele stand in geradem Gegensatze zu seiner. Das war sein Gefühl. Sie hatte gedacht, sie hatte sich entschlossen. Ruhig, schweigend hatte sie gehandelt. Durch diese Tat und ohne ein Wort hatte sie zu ihm gesprochen und etwas Fürchterliches gesagt. Und der Mann — der leidenschaftliche Mann, der aus dem Kloster geflohen war — regte sich in ihm und war in ohnmächtigem Wunsche entflammt, der einer glühenden Wut gegen sie glich,

während der Mönch, tief in seinem Innern verborgen, insgeheim die Reinheit ihres Herzens anbetete.

Aber der Mann, der das Kloster verlassen hatte, gewann die Oberhand und trieb ihn endlich zu einem Entschlusse, den der Mönch im geheimen als völlig eitel erkannte. Er beschloß, mit Dominis Stärke den Kampf aufzunehmen. Er fühlte, daß er es mußte, daß er nicht ruhig und wortlos plötzlich dieses neue Leben der Trennung entgegennehmen könne, das ihm durch die beiden getrennt stehenden Zelte verfinnbildlicht wurde.

Er blieb stehen. In der Ferne sah er unter den Palmen Batouch mit Wardi lachen. In ihrer Nähe ruhte Ali auf einer Matte, bewegte, mit halbgeschlossenen ausdruckslosen Augen lächelnd, den Kopf von einer Seite zur anderen und sang dabei ein schmachtendes Lied.

Diese Musik machte ihn rasend.

„Batouch“, rief er scharf. „Batouch!“

Batouch hörte zu lachen auf, sah sich um und kam dann mit langen Schritten, sich in den Hüften wiegend, auf ihn zu.

„Monfieur?“

„Batouch!“ sagte Androvsky.

Aber er konnte nicht beginnen. Er konnte dem Diener nichts von den beiden Zelten sagen.

„Wo — wo ist Madame?“ sagte er fast stammelnd.

„Dort draußen, Monfieur.“

Mit geschwungenem Arme wies der Poet auf einen Sandhaufen, der von einigen Palmen gekrönt wurde. Dort saß Domini, von arabischen Kindern umringt, denen sie aus einer Schachtel Süßigkeiten gab. Als Androvsky sie sah, da entbrannte sein Zorn noch wilder. So einfach und natürlich diese Tätigkeit Dominis war, so schien sie ihm

bei seiner gegenwärtigen Verfassung graufam herzlos. Er dachte daran, wie sie die Anordnung wegen der Zelte getroffen hatte und dann ruhig mit diesen Kindern spielen konnte, während er — während er —

„Du kannst gehen, Batouch“, sagte er. „Geh!“

Der Poet starrte ihn überrascht an und ging dann langsam zu Wardi; mit den großen Händen hielt er den Burnus.

Wieder warf Androvsky einen Blick auf die beiden Zelte, wie man zwei Feinde ansieht. Dann schritt er schnell zu dem Sandhaufen. Als er näherkam, konnte Domini ihn nicht sehen; sie hatte ihm die Seite zugekehrt. Die kleinen Araber tanzten um sie mit nackten Füßen, lachten, zeigten ihre weißen Zähne und öffneten ihren Mund weit nach den verzuckerten Pflaumen — die verkörperte Fröhlichkeit. Androvsky betrachtete die Frau, die diese kindliche Freude auslöste, und sah tiefe Trauer. Nie zuvor hatte er Dominis Gesicht so gefunden. Es war immer weiß, jetzt aber zeigte es das Weiß des Marmors. Sie wandte den Kopf, da sie sich zur Seite kehrte, um eines der aufgesperrten Mäulchen zu füttern und er sah ihre Augen tränenlos, aber trauriger, als wären sie voll Tränen gewesen. Sie sah diese Kinder an, wie eine Mutter ihre Kinder betrachtet, die vaterlos sind. Er verstand diesen Blick nicht — wie hätte er es auch können? — aber er griff ihm ans Herz. Er blieb stehen und betrachtete sie. Eines der Kinder sah ihn, schrie und zeigte auf ihn. Domini sah sich um. Als sie ihn erblickte, lächelte sie, warf die letzte verzuckerte Pflaume hin und ging auf ihn zu: „Willst du etwas von mir?“ sagte sie, als sie bei ihm war.

Seine Lippen bebten.

„Ja“, sagte er, „ich will etwas.“

Etwas in seiner Stimme schien sie zu erschrecken, aber

sie sagte nichts mehr, sondern blieb stehen und sah ihn nur an. Die Kinder, die ihr gefolgt waren, umringten sie und betasteten neugierig ihre Kleider.

„Schicke sie weg“, sagte er.

Sie hieß die Kinder gehen, indem sie sie sanft fortstieß, auf das Dorf wies und ihnen die leere Schachtel zeigte. Zögernd gingen sie endlich gegen das Dorf zu, drehten aber immer noch, als sie schon weit weg waren, den Kopf, um sie anzustarren, dann rafften sie die Röckchen und liefen nachhause.

„Domini — Domini“, sagte er, „du kannst — du kannst — mit Kindern spielen — heute?“

„Ich wollte fühlen, daß ich heute imstande bin, ein wenig Glück zu spenden“, erwiderte sie — „selbst heute.“

„Heute, wo — wo du mir — mir — gibst —?“

Aber vor ihrem geraden Blicke erstarrten ihm alle Worte wilden Widerspruches, die er hatte sagen wollen, auf den Lippen.

„Mir — mir —“ wiederholte er.

Dann schwieg er.

„Boris“, sagte sie. „Ich will dir etwas geben: das, was du verloren hast. Ich will dir den Frieden wiedergeben.“

„Das kannst du nie!“

„Ich muß es versuchen. Selbst wenn ich es nicht kann, will ich doch wissen, daß ich es versucht habe.“

„Du gibst mir — du gibst mir nicht Frieden, sondern ein Schwert“, sagte er.

Sie merkte, daß er die beiden Zelte gesehen hatte.

„Manchmal kann ein Schwert Frieden bringen.“

„Den Frieden des Todes.“

„Boris — mein Teurer —, es gibt viele Todesarten. Versuche, mir zu vertrauen. Laß mich handeln, wie ich handeln

muß. Laß mich versuchen, gelehrt zu werden — nur versuchen laß mich!“

Er sagte kein Wort mehr.

In dieser Nacht schliefen sie zum ersten Male seit ihrer Hochzeit getrennt.

„Domini, wohin führst du mich? Wohin gehen wir?“

Das Lager war wieder abgebrochen worden und sie ritten durch die Wüste. Domini zögerte, die Frage zu beantworten. Er hatte mit einem gewissen Entsetzen gefragt.

„Ich weiß gar nichts“, fuhr er fort. „Ich bin in deinen Händen wie ein Kind. So kann es doch nicht immer bleiben. Ich muß es wissen, ich muß es verstehen. Was soll aus unserem Leben werden? Was aus unserer Zukunft? Ein Mann kann nicht —“

Er brach ab. Dann sagte er:

„Ich fühle, daß du zu irgend einem Entschlusse gekommen bist. Ich fühle es fortwährend. Es ist so, als wärest du im Lichte, ich in der Dunkelheit, du im Wissen, ich in Unwissenheit. Du — du mußt es mir sagen. Ich habe dir jetzt alles gesagt, du mußt es mir sagen.“

Aber sie zögerte.

„Nicht jetzt“, erwiderte sie. „Noch nicht.“

„Tag für Tag reifen wir so und ich soll nicht wissen, wohin wir gehen! Ich kann nicht. Domini — ich will nicht.“

„Boris, ich werde dir's sagen.“

„Wann?“

„Willst du mir völlig vertrauen, Boris? Kannst du?“

„Wie?“

„Boris, ich habe für dich so viel gebetet, daß ich schließ-

lich fühle, ich kann auch für dich handeln. Halte mich nicht für anmaßend. Wenn du in mein Herz blicken könntest, würdest du sehen, daß — ja, ich meine, es ist unmöglich, sich kleiner zu fühlen, als ich es dir gegenüber tue.“

„Klein — du, Domini! Du kannst dich klein fühlen, wenn du an mich denkst, wenn du mit mir bist.“

„Ja, du hast so schrecklich gelitten. Gott hat dich geführt. Ich fühle, daß Er — oh, ich weiß nicht, wie ich es ganz natürlich, ganz so, wie ich es fühle, sagen soll —, daß Er für dich mehr gesorgt hat, als für irgend jemand anderen, den ich kenne. Ich fühle, daß seine Absicht mit dir bedeutungsvoll ist, als wollte er nicht von dir lassen.“

„Er ließ von mir, als ich aus dem Kloster floh.“

„Kehrt man nie zurück?“

Wieder erfaßte ihn ein Gefühl fast wie Schrecken. Ihm war, als würde er im Dunkel gegen etwas kämpfen, das er nicht sehen konnte.

„Zurückkehren!“ sagte er. „Was meinst du?“

Sie sah, daß sein Gesicht Zorn und Furcht ausdrückte. Dies warnte sie, ihrem natürlichen Impulse, der immer zu großem Freimute neigte, die Zügel schießen zu lassen.

„Boris, du flohest vor Gott, hältst du es aber nicht für möglich, je wieder zu ihm zurückzukehren? Hast du nicht schon den ersten Schritt getan? Hast du nicht gebetet?“

Sein Gesicht veränderte sich und wurde ein wenig ruhiger.

„Du sagtest mir, ich könne beten“, antwortete er, fast wie ein Kind. „Sonst würde ich — würde ich nie gewagt haben, es zu tun. Ich würde das Gefühl gehabt haben, Gott zu lästern.“

„Wenn du mir darin vertrauest, kannst du mir nicht auch jetzt vertrauen?“

„Aber“ — sagte er unsicher — „das ist etwas anderes,



eine weltliche Angelegenheit, eine Angelegenheit des täglichen Lebens. Ich werde es wissen müssen.“

„Ja.“

„Aber warum soll ich es denn nicht jetzt erfahren? Jeden Augenblick könnte ich Batouch fragen.“

„Batouch weiß es nur von einem Tag auf den anderen. Ich habe eine Karte der Wüste bei mir. Ich kaufte sie, bevor wir Beni-Mora verließen.“

Etwas — vielleicht ein ganz leichtes Schwanken in ihrer Stimme, gerade, bevor sie die letzten Worte aussprach — erschreckte ihn. Er wandte sich auf seinem Pferde um und sah sie fest an.

„Domini,“ sagte er „gehen wir — gehen wir nicht nach Beni-Mora zurück?“

„Ich will dir's heute abend sagen“, erwiderte sie leise. „Abends laß mich dir's sagen.“

Er sagte nichts weiter, aber er blickte sie lange an, wie im krampfhaften Bemühen, ihre Gedanken zu lesen. Doch vermochte er es nicht. Ihr bleiches Gesicht war ruhig, und gerade vor sich hinblickend, ritt sie weiter, wie jemand, der ein fernes Ziel sieht, dem seine ganze Seele mit dem Körper zufliehet. Etwas Geheimnisvolles lag in ihren Zügen, in diesem geraden, weithinausschauenden Blicke, der sicherlich über die blasse Linie des Horizontes hinweg sah und in eine weit entfernt liegende Welt reichte. Welche Welt? Er stellte sich diese Frage, konnte aber keine Antwort finden und schlug die Augen nieder. Eine neue schreckliche Trauer überkam ihn, ein neues Gefühl, von Domini getrennt zu sein. Sie hatte ihre beiden Körper getrennt und er hatte sich gefügt. Trennte sie aber nicht jetzt etwas anderes? Denn trotz aller Ereignisse, trotz seinem verräterischen Leben mit ihr, hatte er sie doch so tief und voll-

kommen geliebt, daß er manchmal fühlte, zu fühlen wagte, daß in ihrer großen Leidenschaft in der Wüste ihre Seelen zusammengefloßen seien. Seine war schwarz — das wußte er — und ihre weiß. Aber hatte nicht das Feuer und die Tiefe ihrer Liebe<sup>w</sup> alle Gegensätze besiegt und selber ihre Seelen zu einer Einheit gemacht, wie es ihre Körper gewesen waren? Und zog sie nicht jetzt schweigend und sanft ihre Seele<sup>n</sup> von seiner weg? Ein Gefühl wilder Verzweiflung und völliger Ohnmacht durchzuckte ihn.

„Domini!“ sagte er. „Domini!“

„Ja!“ erwiderte sie.

Und diesmal lenkte sie den Blick von der blauen Ferne ab und sah ihn an.

„Domini, du mußt mir vertrauen.“

Er dachte an die beiden Zelte, die von einander getrennt dagestanden hatten.

„Domini, ich habe etwas schweigend getragen. Ich habe nicht gesprochen. Ich wollte sprechen. Ich versuchte — aber ich tat es nicht. Ich trug meine Strafe — du weißt nicht, du wirst es nie wissen, was ich gestern abends — gestern abends fühlte — als ich das ertrug. Aber etwas gibt es, was ich nicht ertragen kann. Ich habe eine Lüge mit dir gelebt. Meine Liebe zu dir überwältigte mich. Ich fiel. Ich habe dir gesagt, daß ich fiel. Aber — aber deshalb sollst du — sollst du mir dein Herz nicht völlig entziehen. Domini — Domini — tu das nicht.“

Einen Ton der Verzweiflung hörte sie aus seiner Stimme.

„Ach, Boris,“ sagte sie, „wenn du doch wüßtest! Es gab nur einen Augenblick, wo ich glaubte, mein Herz verlasse dich. Aber er verging beinahe, noch bevor er gekommen war.“

„Aber“, unterbrach er sie, „weißt du — weißt du —

daß du, seitdem — seitdem ich gesprochen habe, seit ich es dir gesagt habe, — daß du mich noch nicht berührt hast.“

„Ja, ich weiß es“, entgegnete sie ruhig.

Da mußte er schweigen. Etwas riet ihm zu warten, bis die Nacht kam und das Lager wieder aufgeschlagen war.

Mittags rasteten sie mehrere Stunden, da es unmöglich war, bei der Tageshitze zu reisen. Das Lager brach eine Stunde vor ihnen auf. Nur Batouch blieb zurück, um ihnen den Weg nach Ain-la-Hammam zu zeigen, wo sie die nächste Nacht verbringen wollten. Als Batouch die Pferde brachte, sagte er:

„Kennt Madame die Bedeutung von Ain-la-Hammam?“

„Nein“, sagte Domini. „Was heißt es?“

„Source des tourterelles“, erwiderte Batouch. „Ich war einmal mit einem englischen Reisenden dort.“

„Source des tourterelles“, wiederholte Domini. „Ist es schön, Batouch? Es klingt so, als müßte es schön sein.“

Sie wußte kaum, warum, aber sie sehnte sich darnach, daß Ain-la-Hammam zart und ruhig sei, ein Ort, der den Geist befähigt, ein Ort, der Androvsky beeinflussen könnte, ohne Widerstand und ohne Verzweiflung anzuhören, was sie ihm zu sagen hatte. Er hatte einmal von dem Einflusse der Örtlichkeit gesprochen, über den man sich erheben müsse. Aber sie glaubte an diesen Einfluß und wartete fast ängstlich auf Batouchs Antwort. Wie gewöhnlich war sie ausweichend.

„Madame wird sehen“, erwiderte er. „Madame wird sehen. Aber der Engländer —“

„Ja?“

„Der Engländer war hingerissen. ‚Dies‘, sagte er mir, ‚dies‘ Batouch, ist ein kleines Paradies!‘ Und damals war kein Mond. Heute abend wird Mond sein.“

„Paradies!“ rief Androvsky.

Er bestieg das Roß und zog die Zügel. Domini sagte nichts weiter. Spät waren sie aufgebrochen. Es war schon Nacht, als sie Ain-la-Hammam erreichten. Als sie näher kamen, blickte Domini sehnfüchtig durch das bleiche Dunkel, das über der Sandfläche lag, vor sich hin. Sie sah kein Dorf, nur eine kleine Palmengruppe und in der Nähe die Umriffe eines Bordschi. Der Ort lag in einer Senkung der Sahara. Ringsum erhoben sich niedrige Sandhügel. Auf zweien oder dreien davon standen einzelne Palmenmassen. Hier konnte das Auge nicht über weite Fernen schweifen. Hier bot der Raum der Phantasie nur wenig Arbeit. Sie lenkte ihr Pferd auf einen Hügel und sah hinab. Tauben hörte sie mit ihren weichen Stimmen zwischen den Bäumen girren. Nahe dem Bordschi wurden die Zelte aufgeschlagen.

„Was meint Madame?“ fragte Batouch. „Stimmt Madame dem Engländer zu?“

„Es ist ein merkwürdiger kleiner Ort“, erwiderte sie.

Sie lauschte den Stimmen der Tauben. Bei dem Gebäude bellte ein Hund.

„Es ist beinahe wie ein Versteck“, setzte sie hinzu.

Androvsky sagte nichts, aber auch er blickte gespannt auf die Bäume unten und auch er lauschte den Stimmen der Tauben. Nach einem Augenblick sah er sie an.

„Domini“, flüsterte er. „Hier — willst du — willst du mich deine Hand nicht wieder berühren lassen?“

„Komm, Boris“, erwiderte sie. „Es ist spät.“

Alle Zelte waren nahe beisammen südlich vom Bordschi aufgeschlagen worden, der sie von der kleinen Oase trennte. Ihnen gegenüber war ein Café Maure niedrigster Art, eine Hütte aus gebrannter Erde und Reisig mit Diwans

aus Erde und einer Cafénische. Davor hockte eine Gruppe von fünf schmutzigen Wüstenföhnen, den einzigen Einwohnern von Ain-la-Hammam. Kurz vor dem Abendessen gab Domini Batouch einen Auftrag und während des Mahles bemerkte Androvsky, daß ihre Diener daran arbeiteten, die beiden Schlafzelte abzubrechen.

„Was tun sie?“ sagte er unruhig zu Domini. In seinem gegenwärtigen Zustande ängstigte ihn alles. In jeder ungewöhnlichen Handlung suchte er den Anfang einer Tragödie, die auf sein Leben einwirken konnte.

„Ich sagte Batouch, er solle unsere Zelte auf die andere Seite des Bordfchi stellen“, erwiderte sie.

„Ja. Aber warum?“

„Ich meine, heute abend dürfte es besser sein, wenn wir mehr allein wären als hier, diesem Café Maure gerade gegenüber und mit den Dienern zusammen. Und auf der anderen Seite sind die Palmen und das Wasser. Und die Tauben plauderten dort, als wir einritten. Wenn wir mit dem Essen fertig sind, können wir hingehen, uns dort niedersetzen und still sein.“

„Zusammen“, sagte er.

Sein Blick drückte Verlangen aus. Er neigte sich über das Tischchen vor, hielt ihr seine Hand hin.

„Ja, zusammen“, sagte sie.

Aber seine Hand faßte sie nicht.

„Domini!“ sagte er, die Hand noch auf dem Tische lassend. „Domini?“

Wie Todeskampf huschte es über ihr Gesicht, dann verschwand dieser Ausdruck und ihr Antlitz zeigte Ruhe.

„Wir wollen uns fertig machen“, sagte sie ruhig. „Sieh, sie haben schon die Zelte hingetragen! In einem Augenblick können wir gehen.“

Die Tauben schwiegen, die Nacht war ganz still in diesem Neste der Sahara. Wardi brachte ihnen Kaffee und Batouch kam, zu melden, daß die Zelte bereitstünden.

„Wir werden heute nichts mehr brauchen, Batouch“, sagte Domini. „Störe uns nicht.“

Batouch warf einen Blick auf das Café Maure. Ein rotes Licht glimmte durch seinen niedrigen Eingang. Ein oder zwei Araber gingen darin umher. Einige von den Lagerdienern hatten sich zu den vorne kauenden Männern gefellt. Der Lärm geschäftiger Stimmen drang zu den Zelten herüber.

„Heute nachts, Madame“, sagte Batouch stolz, „werde ich Geschichten aus Tausend und einer Nacht erzählen. Ich will die Geschichte vom jungen Prinzen aus Indien erzählen und die Geschichte von Ganem, dem Sklaven der Liebe. Es kommt nicht oft vor, daß ein Dichter in Ain-la-Hammam —“

„Nein, gewiß. Geh hin, Batouch. Sie müssen dich schon ungeduldig erwarten.“

Batouch lächelte breit.

„Madame beginnt, die Araber zu verstehen“, versetzte er. „Madame wird bald genau so fein wie die Araber.“

„Geh, Batouch! Schau — sie verlangen schon nach dir.“

Sie zeigte auf die Wüstenmänner, die heftige Gebärden machten und nach den Zelten blickten.

„So ist es besser, Madame!“ erwiderte er. „Sie wissen, daß ich nur eine Nacht hier bin, und sie begehren mich, wie der hungrige Schakal zwischen den gelben Sanddünen Nahrung begehrt.“

Er warf den Burnus über die Schulter und lächelnd ging er weg, mit lüfterner Stimme die ersten Worte der Erzählung von Ganem, dem Sklaven der Liebe, murmelnd.

„Gehen wir jetzt, Boris“, sagte Domini.

Er erhob sich sogleich und sie gingen zusammen um den Bordfchi.

Auf der anderen Seite war kein Zeichen von Leben wahrzunehmen. Kein Reisender rastete dort in dieser Nacht und das große Tor, daß in den inneren Hof führte, war geschlossen und verriegelt. Der Wächter war zu den Arabern beim Café Maure gegangen. Zwischen dem Schatten des Bordfchi und dem der Palmen standen die beiden Zelte auf einem Sandfleck. Die Oase war von einer niedrigen Erdmauer umschlossen, um deren Rand eine zerrissene Reifighecke lief. In dieser Mauer gab es mehrere Öffnungen. Durch eine, den Zelten gerade gegenüber, konnte man einen feichten Teich mit stillem Wasser sehen, bei dem hohes Riedgras wuchs. Vollkommen regungslos ragte es wie eine Anzahl Speere empor. Ein Frosch quakte an einer verborgenen Stelle und ließ einen klaren, flötenartigen Ton hören, der glashell klang. Domini mußte an ihren Ritt in die Sahara denken, als sie in Beni-Mora den Mond hatte aufgehen sehen wollen. In dieser Nacht hatte ihr Androvsky gesagt, daß er weggehe. Das war die Nacht seines fürchterlichen Kampfes mit sich selbst gewesen. Als er gesprochen, hatte sie das Gefühl gehabt, daß alles, was sie in der Atmosphäre des Lebens und Glückes stützte, geborsten wäre. Und nun — nun wollte sie mit ihm sprechen — ihm sagen — was wollte sie ihm sagen? Wieviel konnte sie ihm sagen, wieviel wagte sie zu sagen? Schweigend betete sie, daß ihr Kraft verliehen werde.

Am klaren Himmel leuchtete der junge Mond. Links darunter flimmerte ein Stern wie ein Diener, es war Venus. Das zarte Licht des Mondes fiel auf das Wasser im Teiche. Raftlos ließ der Frosch sein Nocturno hören.

Laufchend stand Domini einen Augenblick da und betrachtete das Wasser. Dann sah sie zum Monde auf und zu dem einsamen Sterne. Androvsky stand bei ihr.

„Sollen wir — wir wollen uns hier zur Mauer setzen, wo die Öffnung ist“, sagte sie. „Das Wasser ist so schön, so schön mit dem Lichte darauf und die Palmen — Palmen sind immer schön, namentlich nachts. Nie werde ich einen Baum so lieben, wie die Palme.“

„Ich auch nicht“, antwortete er.

Sie setzten sich zur Mauer. Erst sprachen sie nichts. Die Stille des Wassers, die Stille des Rohres und der Palmen widerstrebte einem Gespräche. Und der leise Flötenton, der immer wieder in regelmäßigen Zwischenräumen zu ihnen drang, glich einem zauberhaften Rhythmus des Schweigens in der Wüsten nacht. Endlich sagte Domini leise:

„Ich hörte diesen Ton in jener Nacht, als ich von Beni-Mora hinausritt, um den Mond aufgehen zu sehen. Boris, erinnerst du dich dieser Nacht?“

„Ja“, erwiderte er.

Er blickte, das Gesicht zum Teil von ihr abgewandt, nach dem Teiche; seine Hand lag auf der Mauer, die andere auf seinem Knie.

„In jener Nacht warst du tapfer, Boris“, sagte sie.

„Ich — ich wollte es sein — ich versuchte es zu sein. Und wenn ich es gewesen wäre —“

Er brach ab, dann fuhr er fort:

„Wenn ich wirklich tapfer gewesen wäre, Domini, wenn ich getan hätte, was ich in dieser Nacht tun wollte, was wäre unser Leben?“

„Ich weiß nicht. Wir dürfen nicht an jene Nacht denken, wir müssen an die Zukunft denken. Boris, es gibt kein



Leben, kein wirkliches Leben ohne Tapferkeit. Kein Mann, kein Weib ist wert zu leben, wenn sie nicht tapfer sind.“

Er sagte nichts.

„Boris, heute nachts wollen wir — du und ich — uns des Lebens und der Zukunft wert zeigen.“

„So gib mir deine Hand“, erwiderte er. „Gib sie mir, Domini.“

Aber sie gab sie ihm nicht. Sondern sie fuhr fort, ein wenig schneller sprechend:

„Boris, baue nicht zuviel auf meine Stärke. Ich bin nur ein Weib und muß kämpfen. Ich muß mehr kämpfen, als du vielleicht je erfahren wirst. Du darfst mir — du darfst mir nicht unmöglich machen, was ich vorhabe. Ich versuche — sehr heftig — zu — ich bin — du sollst mich heute nicht berühren, Boris.“

Sie zog sich ein wenig von ihm zurück. Ein sanfter Lufthauch ließ die Palmenblätter leicht rauschen und das Rohr am Teiche einen Augenblick lang zittern. Er legte die Hand wieder auf die Mauer, von der er sie gehoben hatte. Etwas Bittendes lag in ihrer Stimme, er hatte das Gefühl, als spräche sie unmittelbar zu seinem Herzen.

„Ich sagte, ich würde dir heute mitteilen, wohin wir gehen.“

„Sage mir's jetzt.“

„Wir gehen nach Beni-Mora zurück. Wir sind heute nicht mehr sehr weit von Beni-Mora — nicht sehr weit.“

„Wir gehen nach Beni-Mora zurück?“ wiederholte er dumpf. „Wir gehen —“

Er richtete sich an der Mauer auf und blickte ihr gerade ins Gesicht.

„Warum?“ sagte er. Seine Stimme klang jetzt scharf, scharf und furchtsam.

„Boris, willst du in Frieden sein, nicht mit mir, sondern mit Gott? Willst du nicht die Last deines Elends abschütteln, die Tag für Tag — ich weiß es — wächst?“

„Wie kann ich das?“ sagte er hoffnungslos.

„Ist nicht Entführung der einzige Weg hierzu? Ich glaube es.“

„Entführung! Wie — wie kann — ich kann meine Sünde nie tilgen.“

„Es gibt keine Sünde, die nicht getilgt werden könnte, Gott ist nicht erbarmungslos. Komm mit mir nach Beni-Mora zurück. Die kleine Kirche, wo du mich heiratetest — komm mit mir zu ihr zurück. Du konntest dem — dem Pater Beret nicht beichten. Ich habe das Gefühl, zu wissen, warum. Wo du mich heiratetest, wirst du — mußt du — beichten.“

„Dem Priester, der — Pater Roubier.“

Heftiger Widerstand klang aus seiner Stimme.

„Es ist gleichgültig, wer der Priester ist, der deine Beichte entgegennehmen wird. Nur lege sie dort ab — lege sie in der Kirche von Beni-Mora ab, wo du mich heiratetest.“

„Das war deine Absicht. Dorthin also führst du mich? Dorthin kann ich nicht gehen, ich will es nicht! Domini, denk nur, was du tust! Du verlangst zu viel —“

„Ich fühle, daß Gott das von dir verlangt, weise ihn nicht zurück!“

„Ich kann nicht hingehen — nach Beni-Mora, wo wir — wo uns alles erinnern wird —“

„Aber glaubst du denn, daß ich es nicht auch fühlen werde? Glaubst du, daß ich nicht auch leiden werde?“

Er war furchtbar beschämt, als sie dies sagte, war niedergebeugt von der übergroßen Last der Scham.

„Aber unser Leben —“ stammelte er, „aber — wenn

ich gehe — nachher — wenn ich gebeichtet habe — nachher — nachher?“

„Ist es nicht genug, an das eine zu denken? Ist es nicht besser, alles andere, jeden anderen Gedanken zurückzustellen? Mir scheint es so klar, daß wir nach Beni-Mora gehen sollen. Ich habe das Gefühl, als wäre es mir aufgetragen worden — wie einem Kinde vom Vater aufgetragen wird, etwas zu tun.“

Sie sah zum klaren Himmel.

„Ich bin sicher, daß es mir aufgetragen wurde“, fügte sie hinzu. „Ich weiß es.“

Eine lange Pause entstand. Androvsky fühlte, daß er sie nicht zu brechen wagte. Etwas lag in Dominis Antlitz und Stimme, das seinen Trieb zu Empörung und Widerstand ertötete. Er begann, sich erschöpft zu fühlen, kraftlos wie ein Kranker, der vom Träger in einer Sänfte geführt wird, mit teilnahmslosen Augen die Landschaft betrachtet, durch die er zieht und kaum die Kraft hat, sich darum zu kümmern, ob er getragen wird.

„Domini,“ sagte er endlich und seine Stimme klang sehr müde, „wenn du sagst, ich muß nach Beni-Mora gehen, so will ich es tun. Ich habe dir ein großes Unrecht zugefügt —“

„Denk nicht weiter an mich“, sagte sie. „Denk — denk, wie ich es tue — an — an — Was bin ich? Ich habe dich geliebt, ich werde dich immer lieben, aber ich bin, wie du, nur eine kleine Weile hier, anderswo aber für alle Ewigkeit. Du sagtest ihm — jenem Manne im Kloster —, daß wir Schatten sind, in eine Schattenwelt gesetzt.“

„Das war eine Lüge“, unterbrach er sie und die Mattigkeit war aus seiner Stimme geschwunden. „Als ich das sagte, hatte ich nie geliebt, hatte ich dich nie geliebt.“

„Oder war es nur eine halbe Wahrheit? Sind wir nicht vielleicht jetzt Schatten im Vergleiche zu dem, was wir sein werden? Ist nicht diese Welt, selbst diese — diese Wüste, dieser Teich mit dem Lichte darauf, dieses Schweigen der Nacht rings um uns — ist dies alles nicht ein Schatten im Vergleich mit der Welt, in die wir gehen, du und ich? Boris, ich glaube, wenn wir jetzt tapfer sind, werden wir in jener Welt beifammen sein. Sind wir aber jetzt feige, so glaube ich, nein, ich bin sicher, daß wir in jener Welt — der wirklichen Welt auf ewig getrennt sein werden. Was wir auch sonst getan haben mochten, wenigstens eins haben wir gemeinsam — wir sind gläubig. Wir glauben nicht, daß dies alles ist. Täten wir das, so wäre es ganz anders. Aber wir können die Wahrheit nicht ändern, die in unseren Seelen liegt und da wir das nicht können, müssen wir darnach leben und handeln. Wir können nichts anderes tun. Ich kann es nicht — und du? Fühlst du nicht, weißt du nicht, daß du es nicht kannst?“

„Heute“, sagte er, „fühle ich nur, daß ich nichts weiß, nichts, nur daß ich leide.“

Seine Stimme versagte bei den letzten Worten. In seinen Augen glänzten Tränen. Nach langem Schweigen sagte er:

„Domini, führe mich, wohin du willst. Wenn es Benimora ist, so will ich hingehen. Aber — aber nachher?“

„Nachher —“ sagte sie.

Dann hielt sie inne.

Leises Froschgequacke klang immer wieder aus dem Rohr über das stille Wasser. Der Mond stand höher am Himmel.

„Wir wollen nicht an das Nachher denken, Boris“, sagte sie schließlich. „Das Lied haben wir zusammen

gehört, das Lied, das wir lieben: ‚Was mein Herz erfüllt, weiß nur Gott und ich‘. Ich höre es jetzt so oft, fast immer. Mir scheint, daß es immer mehr an Bedeutung gewinnt, ich glaube — Gott weiß, was mein Herz erfüllt und deines. Er wird für die Zukunft sorgen. Vielleicht hat er schon eine geheime Ahnung des Endes in unser Herz gelegt.“

„Hat er — hat er sie — diese Ahnung — in deines gelegt?“

„Still!“ sagte sie.

An jenem Abend sprachen sie nicht mehr.

#### NEUNUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Dominis und Androvskys Karawane verließ Arba. Schon zogen die Zelte und Diener mit den Kamelen und Maultieren langsam über die Ebene durch das Gestrüpp zu den Bergen und dem dunklen Schatten hin, der die Oase Beni-Mora anzeigte. Batouch war bei ihnen. Domini und Androvsky wollten die letzte Strecke ihrer Wüstenreise allein zurücklegen. Sie hatten vor dem großen Tore des Bordfchi die Pferde bestiegen, sich von dem Scheik von Arba verabschiedet und Geldstücke unter die zerlumpten Araber gestreut, die sich verjammelt hatten, um ihre Abreise zu sehen, dann hatten sie einen letzten Blick zurückgeworfen.

Mit diesem gemeinfamen instinktiven Blicke rückwärts sagten sie beide ein schweigendes Lebewohl der Wüste, die ihre Leidenschaft beschützt, an der Freude ihrer Liebe sicherlich Anteil genommen, ihren Kummer und Schrecken bis zu feinem Höhepunkte in Amara ansteigen gesehen

hatte und ihnen nun ein leises geheimnisvolles Lebewohl zuflüsterte.

Domini hatte die Wüste stets wie eine große bedeutungsvolle Persönlichkeit geschienen, eine Persönlichkeit, von der sie ständig aufgefordert wurde, näher zu kommen. Als sie sich jetzt auf ihrem Pferde umwandte, hatte sie das Gefühl, als würde sie nicht länger gerufen, als hätte die Wüste ihre Sendung ihr gegenüber erfüllt und ihre Stimme verstumme nun zu einem tiefen, atemlosen Schweigen. Gerne hätte sie gewußt, ob auch Androvsky das fühlte, aber sie fragte ihn nicht. Sein Gesicht war bleich und ernst. Seine Augen starrten in die Ferne. Seine Hände lagen auf dem Nacken des Pferdes wie ermüdete Gegenstände, die keine Kraft mehr hatten, zu fassen und zu halten. Seine Lippen waren leicht geöffnet und sie hörte, wie er den Atem einzog und ausstieß; er klang wie der Atem eines kämpfenden Mannes. Dieser Ton warnte sie, seine oder ihre Stärke auf die Probe zu stellen.

„Komm, Boris,“ sagte sie und aus ihrer Stimme war nichts von dem tiefen Gram zu hören, den sie im Herzen trug, „wir dürfen nicht zaudern, sonst wird es Nacht, ehe wir Beni-Mora erreichen.“

„Es soll Nacht sein“, sagte er. „Finstere Nacht!“

Langsam gingen die Pferde weiter, den Hügel hinab, auf dem der Bordschi stand.

„Finstere — finstere Nacht!“ sagte er wieder.

Sie sprach nichts. Sie ritten in die Ebene weiter. Als sie dort waren, sagte er:

„Domini, verstehst du es — ist es dir klar?“

„Was, Boris?“ fragte sie ruhig.

„All das, was wir heute verlassen?“

„Ja, ich verstehe es.“

„Verlassen — verlassen wir es für immer?“

„Daran dürfen wir nicht denken.“

„Wie läßt sich das vermeiden? Woran sonst können wir denken? Kann man seinen Verstand zügeln?“

„Sicher, wenn wir das Herz zügeln können.“

„Manchmal,“ sagte er, „manchmal frage ich mich —“

Er sah sie an. In ihrem Antlitz lag etwas, das ihm unmöglich machte auszusprechen, was er sagen wollte. Aber sie verstand den Satz, obwohl er unvollendet blieb.

„Wenn du es nicht weißt, Boris,“ sagte sie, „dann kennst du mich nicht, dann kennst du mich gar nicht.“

„Domini,“ sagte er, „ich frage mich nicht. Aber bisweilen begreife ich deine Stärke und bisweilen scheint sie mir kaum mehr menschlich, kaum mehr die Stärke eines Weibes zu sein.“

Sie hob die Peitsche und zeigte auf den dunklen Schatten weit draußen.

„Eben kann ich den Turm sehen“, sagte sie. „Du nicht auch?“

„Ich will nicht schauen“, sagte er. „Ich kann nicht. Wenn du es kannst, so bist du stärker als ich. Wenn ich mich daran erinnere, daß es auf diesem Turme war, wo du zum ersten Male mit mir sprachst, ach, Domini, wenn wir nur zurückgehen könnten. Es liegt in unserer Macht. Wir brauchen nur die Zügel zu ziehen und — und —“

„Ich blicke auf den Turm,“ sagte sie, „wie ich einst in die Wüste blickte. Er ruft uns, der Schatten der Palmen ruft uns, wie es einst die Wüste tat.“

„Aber mit welcher Stimme — wie anders ist diese Stimme! Kannst du sie anhören?“

„Ich habe sie immer gehört, seit wir Amara verließen.“

Ja, es ist eine andere Stimme, aber wir müssen ihr folgen, wie wir der Stimme der Wüste folgten. Fühlst du das nicht?“

„Wenn ich es fühle, so geschieht es, weil du mir sagst, daß ich es tun soll; du befehlst mir, sie zu fühlen.“

Seine Worte schienen sie zu verletzen. Ihr Gesicht ließ ihren Schmerz erkennen.

„Boris,“ sagte sie, „laß mich nicht zu schrecklich bedauern, daß ich deinen Lebensweg kreuzte. Wenn du so sprichst, habe ich beinahe das Gefühl, daß du mich an die Stelle von — von — ich habe das Gefühl, als hingest du in allem, was du tust, von mir ab, als schläferdest du deinen eigenen Willen ein. Die Wüste bringt Träume. Das weiß ich. Wir aber, du und ich, dürfen nicht mehr träumen.“

„Einen Traum nennst du es — das Leben, das wir zusammen geführt hatten, unser Wüstenleben?“

„Boris, ich meine nur, daß wir jetzt stark leben und stark handeln, daß wir tapfer sein müssen. Ich habe es stets gefühlt, daß Stärke in dir liegt.“

„Stärke!“ sagte er bitter.

„Ja. Sonst hätte ich dich nie lieben können. Beweise mir nie, daß ich ganz unrecht hatte. Ich kann sehr viel ertragen. Das aber, glaube ich, könnte ich nicht ertragen.“

Nach einem Augenblick sagte er:

„Ich will versuchen, dich nichts mehr für mich tragen zu lassen.“

Und er hob den Blick und richtete ihn auf den Turm mit tief ernster Anstrengung, wie man etwas Graufames, Schreckliches betrachtet.

Sie sah, wie er dies tat.

„Reiten wir schneller“, sagte sie. „Heute müssen wir noch in Beni-Mora sein.“



Er sagte nichts, berührte aber sein Pferd mit dem Abfatz. Sein Blick war immer noch fest auf den Turm gerichtet, als fürchtete er, noch einmal auf die Wüste zu schauen. Sie wußte, daß er mit seinen Worten „Ich will versuchen, dich nichts mehr für mich tragen zu lassen“ nichts Leeres gesagt hatte. Er war aus dem Egoismus seiner Verzweiflung erwacht. Er hatte klarer als zuvor in ihr Herz sehen und richtiger als zuvor fühlen gelernt, was sie fühlte. Als sie ihn beobachtete, wie er den Turm betrachtete, da war ihr, als würde sie ein Band, ein neues Band in neuer Weise zusammenschließen. War das nicht ein Band, das fest und dauernd sein würde, das die Zukunft trotz alledem, was sie auch bringen mochte, nicht würde zerreißen können? Bande, heilige Bande, die sie vereinigt hatten, konnten, mußten zerrissen werden! Und noch war das Ende nicht da. Als sie auf das Dunkel der Palmen von Beni-Mora blickte, sah sie eine größere Finsternis nahen, tiefer als jede Finsternis der Palmen, tiefer als jede Finsternis der Nacht. Jetzt aber sah sie auch einen Lichtstrahl im Dunkel, das Licht der dämmernden Stärke, der erwachenden Selbstlosigkeit in Androvsky. Und sie beschloß, ihren Blick fest darauf zu richten, wie er den seinen auf den Turm.

Unmittelbar nach Sonnenuntergang ritten sie in Beni-Mora ein, noch vor dem Lager, das sie auf dem Wege überholt hatten. Rechts standen die Bäume im Garten des Grafen Anteoni. Domini fühlte sie, sah aber nicht zu ihnen auf. Auch Androvsky tat es nicht. Sie hielten den Blick weiter auf die Ferne der weißen Straße gerichtet. Nur als sie das Hotel erreichten, das nun geschlossen war, schaute sie weg. An dem Turme konnte sie nicht vorüber, ohne ihn zu sehen. Aber sie sah ihn durch einen Schleier

von Tränen und ihre Hände, in denen die Zügel lagen, zitterten. Einen Augenblick war ihr, als müßte sie zusammenbrechen, da ihr keine Kraft mehr geblieben war. Aber sie kamen zur Statue des Kardinals, der das Doppelkreuz wie eine Waffe gegen die Wüste hielt. Und sie sah es an und erblickte den Erlöser.

„Boris,“ flüsterte sie, „da ist Christus. Nur daran wollen wir jetzt denken.“

Sie sah, wie er das Kreuz fest anblickte.

„Erinnerst du dich“, sagte sie, „am Beginne der Zypressenallee — in El-Largani — ‚Factus obediens usque ad mortem crucis‘?“

„Ja, Domini.“

„Auch wir können gehorchen. Wir wollen auch gehorchen.“

Als sie dies sagte und ihn ansah, da glaubte Androvsky vor ihr auf den Knien zu liegen, wie er es im Garten des Grafen getan hatte, als er nicht weggehen konnte. Aber er fühlte auch, daß er weder sie noch irgend jemand anderen damals hatte lieben können, obgleich er sie geliebt hatte. Sie hatte ihn jetzt das Lieben gelehrt. Die Unterweifung drang in sein Herz wie ein Schwert und wie Balsam. Es war, als würde er mit demselben Streiche geschlagen und geheilt.

In dieser Nacht lag Domini in ihrem einsamen Zimmer im Hotel; das Flügelfenster auf die Veranda stand offen und sie hörte die Kirchenglocke die Stunde schlagen und die afrikanische Oboe fernher aus der Straße der Tänzerinnen tönen; wieder hörte sie beide Klänge. Die Oboe klang barbarisch und wie herausfordernd, aber es schien ihr nicht mehr, daß dauernder Triumph schrill durchtöne. Plötzlich schlug die Kirchenglocke wieder.

War es die Glocke der Kirche von Beni-Mora oder die der Kapelle von El-Largani? Oder war es nicht vielmehr die Stimme der großen Religion, der sie angehörte und zu der Androvsky nun zurückkehrte?

Als sie verstummte, flüsterte sie vor sich hin: „Factus obediens usque ad mortem crucis.“ Und mit diesen Worten auf den Lippen schlief sie gegen Tagesanbruch ein. Das Abendessen hatten sie in dem kleinen Zimmer verzehrt, das früher Dominis Salon gewesen war und hatten infolge dessen Pater Roubier nicht gesehen, der stets im Hotel speiste. Morgens nach dem Frühstück sagte Androvsky:

„Domini, ich will gehen. Ich will jetzt gehen.“

Er erhob sich und trat, auf sie hinabblickend, zu ihr. In feinen Zügen lag Ernst und Entschlossenheit.

„Zu Pater Roubier, Boris?“ sagte sie.

„Ja. Willst du mir nicht, bevor ich gehe — deine Hand geben?“

Sie verstand den ganzen Seelenkampf, den er erduldet, die ganze Scham, gegen die er focht. Sie sehnte sich darnach, aufzufpringen, ihn in die Arme zu schließen und ihn zu trösten, wie nur ein Weib, das liebt, einen Mann, den sie liebt, trösten kann, wortlos, mit dem Drucke der Arme, dem Druck der Lippen und dem Schlage des Herzens gegen sein Herz. So innig sehnte sie sich darnach, es zu tun, daß sie unruhig auf dem Stuhle rückte und ihn mit einem Scheine in den Augen ansah, den er nie zuvor darin wahrgenommen hatte, nicht einmal in Arba, als sie das Verlöschen des Feuers beobachtet hatten. Aber die Hand hob sie nicht.

„Boris,“ sagte sie, „gehe. Gott wird mit dir sein.“

Nach einem Augenblick fügte sie hinzu:

„Und mein ganzes Herz.“

Wie wartend stand er lange da. Sie saß nun still und hatte den Blick von ihm gewandt. In seiner Seele sagte eine Stimme: „Wenn sie dich jetzt nicht berührt, wird sie es nie mehr tun.“ Und er wartete. Er mußte warten.

„Boris,“ flüsterte sie, „lebe wohl.“

„Lebe wohl!“ sagte er.

„Komm — zu mir — nachher. Komm zu mir in den Garten. Ich werde dort sein, wo — ich werde dich dort erwarten.“

Ohne ein Wort zu sprechen, ging er hinaus.

Als er fort war, eilte sie auf die Veranda und blickte über das Geländer hinab. Sie sah ihn unter der Arkade hinaustreten und langsam über die Straße zu dem niedrigen Einfassungsgitter vor dem Hause des Priesters hinübergehen. Als er die Hand hob, um die Türe zu öffnen, hörte sie ein Bellen und sah dann Bous-Bous mit einer geradezu ernsthaften Neugierde herauslaufen, die schnell in freudige Begrüßung überging, als er einen alten Bekannten erkannte. Androvsky bückte sich, nahm das Hündchen in die Arme und schritt mit ihm zur Haustüre. Einen Augenblick später wurde sie geöffnet und er trat ein. Nun ging Domini rasch in den Garten, wobei sie die Dorfstraße vermied und einen Seitenweg einschlug, der die Wüste begrenzte. Sie ging rasch. Sie suchte sich darnach, im Schatten des Gartens hinter der weißen Mauer zu sein. Beim Gehen dachte und fühlte sie nicht viel. Ohne es selbst zu wissen, hielt sie ihre Natur, ihr ganzes Wesen mächtig in Schranken. Sie blickte nicht umher, sah nicht die sonnenerleuchteten Weiten der Wüste, nicht die Mauer der Häuser von Beni-Mora noch seine Palmen. Nur als sie an dem Hotel und dem Negerviertel vorüberkam und nach links in die Straße einbog, in der die Villa des Grafen

Anteoni stand, hob sie den Blick. Sie ließ ihn auf der weißen Arkade ruhen, die das tiefe Blau des wolkenlosen Himmels umrahmte. Plötzlich blieb sie stehen. Mit mächtigem Drange schien die Natur sich der Schlinge zu entreißen, in der sie sie gehalten hatte, schien vorwärts stürmen zu wollen, um im Garten und in der Vergangenheit zu weilen, in der Vergangenheit mit ihrer Leidenschaft und ihren feurigen Hoffnungen, ihren herrlichen Erwartungen, ihren heiligen Wünschen nach Freude, die ihr Frauenleben krönen würde, und nach Liebe, die sie alle Tiefen und Höhen, alle Kraft und Demut ihrer Weiblichkeit lehren würde. Und aus jener Vergangenheit strebte sie in die Gegenwart weiter. Der Schlag traf sie wie eine Niederlage in einer Schlacht. Geräusche klangen ihr ins Ohr, die aus ihrem Herzen schrien. Alle Pulse schlugen ihr wie Hämmer, dann fühlte sie sich wieder schwach wie ein krankes Kindlein und ihr war, als müßte sie sich im Sonnenscheine in den weißen Staub der Straße hinlegen, niederlegen und sterben am Rande der Wüste, die sie so grausam behandelt, ihre Hoffnungen, die sie ihr vorgegaukelt, zertrümmert und ihrem Herzen diese schreckliche Verzweiflung bereitet hatte.

Denn jetzt durchlebte sie einen Augenblick völliger Verzweiflung, in dem sich alles in Atome aufzulösen und aus ihrem Gesichtskreise zu versinken schien. Zitternd stand sie im Dunkeln. Ganz allein stand sie da, mehr allein, als es je ein Weib gewesen, als es je ein Mensch gewesen war. Als die Finsternis plötzlich in ein bleiches Etwas, in eine Art geisterhafte Dämmerung überging, glaubte sie sich — ihre Erscheinung — in einer weiten Landschaft, — weit wie die Wüste — stehen zu sehen, ohne Gefährten, verlassen, vergessen, aus der Erinnerung gelöscht, und sie

wartete auf etwas, das nie kommen würde, und lauschte einer Stimme, die zu ewigem Schweigen verstummt war.

Das würde ihr Leben sein, dachte sie — konnte sie ihm die Stirne bieten? Konnte sie es ertragen? Und alles in ihrem Innern sagte ihr, sie würde es nicht können.

Und da, gerade da, als sie fühlte, sie müsse nun niederfinken und den Lebenskampf aufgeben, da glaubte sie, an ihrer Seite eine Gestalt, eine kleine Gestalt, wie die eines Kindes, zu erblicken. Und es hob die Hand zu ihr auf.

Und sie erkannte, daß die weite Landschaft Gottes Garten, der Garten Allahs war und kein Tag und keine Nacht vergehen könne, ohne daß Gott darin wandelte.

Als Smaïn an der Gartenpforte klopfen hörte, wandte er sich auf seiner Matte im Zelte um, erhob sich lässig und ging — ohne Rose — langsam hin, um dem Fremden zu öffnen. Domini stand draußen. Als er sie sah, lächelte er ruhig, aber ohne Überraschung.

„Madame ist zurückgekommen?“

Domini lächelte ihm zu, aber ihre Lippen bebten und sie konnte nichts sagen.

Smaïn betrachtete sie mit aufdämmernder Neugierde.

„Madame ist verändert,“ sagte er schließlich, „Madame sieht müde aus. Die Sonne ist jetzt heiß in der Wüste. Hier im Garten ist es besser.“

Nur mit Mühe konnte sie sich beherrschen.

„Ja, Smaïn,“ antwortete sie, „hier ist es besser. Aber ich kann nicht lange hier bleiben.“

„Sie gehen weg?“

„Ja, ich gehe weg.“

Sie sah seine Lippen voll von Fragen zittern und fügte deshalb hinzu:

„Und jetzt möchte ich allein durch den Garten gehen.“

Er machte eine wellenförmige Bewegung gegen die Bäume.  
„Alles gehört Madame. Monsieur, der Graf, hat das immer gesagt. Und Monsieur?“

„Er ist in Beni-Mora. Er wird mich sofort holen kommen.“

Dann wandte sie sich um und schritt langsam über den großen Sandplatz zu den Bäumen, deren Dunkel sie aufnahm. Wieder hörte sie das murmelnde Fließen des verborgenen Wasserfalles und wieder begleitete sie der Zauber dieses Wüstenparadieses, das ihr jedoch nichts mehr von Frieden für sie zuflüsterte. Es murmelte nur von feinem Frieden und betonte umso stärker ihre Angst und ihren Kampf. Alles, was es gewesen war, war es noch immer, aber alles, was sie gewesen war, hatte sich verändert. Und sie fühlte mit furchtbarem Entsetzen den Gleichmut der Natur, die das wilde, gemarterte Menschenleben umgibt.

Auf den Pfaden, die sich zwischen den Bächlein zu den fernsten, abgeschiedenen Stellen des Gartens schlängelten, schritt sie hin, aber sie hatte nicht mehr das Gefühl, sich dem verborgenen Heime des Gartengenius zu nähern. Doch deutlich erinnerte sie sich all ihrer ersten Gefühle hier. Nicht eines war vergessen. Sie kehrten ihr wie Gespenster wieder, die über den Sand glitten. Wie Gespenster lauerten sie zwischen den dichten Baummassen. Sie bemühte sich, ihre bleichen Gestalten nicht zu sehen und ihre schrecklichen Stimmen nicht zu hören. Sie bemühte sich, wieder Ruhe einzufaugen aus dieser unendlichen Ruhe des schweigenden Wachfens, das zur Sonne strebte. Aber mit jedem Schritte, den sie machte, wuchs die Qual ihres Herzens. Endlich kam sie in die tiefere Finsternis und auf den bleichen Sand und sah Tannennadeln zu ihren Füßen verstreut liegen. Da blieb sie stehen

und lauschte instinktiv einem Tone, der erst den Zauber des Gartens und ihre eigene Verzweiflung voll machen würde. Sie wartete und fühlte es auf seltsame Weise, daß sie ihn begehrte — ihn brauchte —, den Ton der Flöte Larbis, der sein Liebeslied spielte. Heute aber schwieg seine Flöte. War er einer alten Liebe überdrüssig geworden, ohne schon eine neue gefunden zu haben? Oder war er vielleicht gar nicht mehr hier? Oder war er gestorben? Lange stand sie dort und dachte an Larbi. Er, seine Flöte und seine Liebe waren mit ihrem Wüstenleben verschmolzen. Und ihr war, als könnte sie die Wüste nicht verlassen, ohne ihm Lebewohl zu sagen.

Das Schweigen hielt jedoch an und so ging sie weiter und kam zum „Fumoir“. Sie trat sogleich ein und setzte sich nieder. Hier wollte sie Androvsky erwarten.

Seltam schweiften heute ihre Gedanken umher. Plötzlich merkte sie, daß sie an das fanatisch-religiöse Schauspiel dachte, das sie in jener Nacht mit Hadfchi gesehen hatte, als sie hinausgeritten war, den Mondaufgang zu sehen. In ihrer Phantasie sah sie die schwankenden Körper, die schäumenden Münder, die glasigen Augen der jungen Saharapriester. Sie sah die Nadeln hinter ihren Augäpfeln, die Skorpione, die ihnen schlängelnd in den Hals krochen, die flammenden Kohlen in ihren Achselhöhlen und die Nägel, die sie sich in den Kopf getrieben hatten. Sie hörte ihr Heulen, als sie das Glas sahen, wie junge Tiere beim Anblick von Fleisch heulen. Und all dies war ihnen Religion. Dieser Wahnsinn war ihr Begriff von Verehrung. Eine Stimme schien ihr zuzuflüstern: „Und dein Wahnsinn?“

Sie glich der Stimme, die Androvsky auf dem Friedhofe von El-Largani ins Ohr geraunt hatte: „Komm mit mir



in die Welt hinaus, in diese schöne Welt, die Gott für die Menschen geschaffen hat. Warum widersetzest du dich?“

Einen Augenblick lange sah sie alle Religionen, alle Gebräuche, die Entfaltungen aller Religionen der Welt als verschiedene Formen des Wahnsinnes. Sie verglich die Selbstverleugnung des Mönches mit der Fetisch-anbetung des Wilden. Und ein heftiges Zittern von etwas Freudeähnlichem durchlief sie, die Freude, die der Ungläubige manchmal empfindet, wenn er eine Handlung begehen will, von der er fühlt, sie würde Gottes Willen zuwiderlaufen, wenn es einen Gott gäbe. Es war das Zittern einer fast anmaßenden menschlichen Befreiung. Die Seele schrie: „Ich habe keinen Herrn. Als ich einen zu haben glaubte, war ich wahnsinnig. Jetzt bin ich gesund.“

Aber es verging fast so wie es gekommen war, wie etwas Falsches, das vor dem Sonnenlichte nicht bestehen kann, und Domini senkte das Haupt in dem dunklen Denkort des Grafen Anteoni und kehrte zu ihrem wahren Selbst zurück. Dieser Augenblick war wie jener gewesen, als sie unter sich die Jüdin auf dem Dache vor den Soldaten tanzen gesehen hatte, einen schwarzen Fleck, der sich eine Sekunde lang auf das Weiß ausbreiten wollte, aber von einem reinigenden Winde weggefedt worden war. Sie wußte, daß sie immer, solange sie Mensch sein würde, solchen Augenblicken würde ausgesetzt sein, daß es in ihrem Blute etwas Eigenwilliges geben würde. Wäre sie denn nicht sonst schon im Paradiese? Sie saß nun da und betete um Stärke für den Kampf des Lebens, das ihr nie anderes bringen konnte als Kampf.

Endlich riet ihr eine innere Stimme aufzublicken und durch die Fensteröffnung in den Garten hinauszuschauen. Keinen Schritt hatte sie gehört und doch wußte sie, daß

Androvsky komme, und als sie auffah, bereitete sie sich auf einen Anblick vor, der schrecklich fein würde. Sie erinnerte sich seines Gesichtes, als er kam, ihr im Garten Lebewohl zu sagen, und sie fürchtete sich davor, jetzt sein Gesicht zu sehen. Aber sie zwang sich stark zu sein, um ihretwillen und feinetswegen.

Er war schon nahe und kam den Pfad heran auf sie zu. Als sie ihn erblickte, stieß sie einen leisen Schrei aus und erhob sich. Eine ungeheure Überraschung bot sich ihr, der einen Augenblick später ungeheure Freude folgte — die größte Freude, die sie je gehabt zu haben glaubte. Denn sie sah in ein Gesicht, in dem sie zum ersten Male ein sanftes Dämmern des Friedens fand. Trauer lag darin und Leben, aber auch ein Leuchten der Ruhe, wie es manchmal in die Züge von Menschen einzieht, die ruhig ohne Todeskampf und Furcht gestorben sind. Und als sie dies sah, fühlte sie das Entzücken vollkommen, daß sie der Versuchung der Feigheit widerstanden und die Hand der Tapferkeit erfaßt hatte. Unmittelbar darauf mußte sie staunen, daß sie und Androvsky in diesem Augenblick ihres Lebens eines Gefühles der Freude und des Friedens fähig sein konnten. Als das Staunen vergangen, war ihr, als hätte sie Gott gesehen und auf ewig die Bedeutung seiner himmlischen Vergeltung verstanden.

Androvsky kam an die Türe des „Fumoir“, ohne aufzublicken, und blieb dort stehen — gerade an derselben Stelle, an der Graf Anteoni bei seiner ersten Begegnung mit Domini gestanden hatte — und sagte:

„Domini, ich war beim Priester. Ich habe gebeichtet.“

„Ja“, sagte sie. „Ja, Boris!“

Er trat ein und setzte sich in ihre Nähe auf einen Diwan, doch nicht dicht neben sie.

Jetzt war der traurige Zug in seinem Antlitz wieder stärker zu erkennen und der Friede schien zu schwinden. Sie hatte an die Dämmerung gedacht — an das bleiche Licht, das zum Tage anwächst. Nun mußte sie an das Zwielflicht denken, das in die Nacht übergeht. Und die schreckliche Erkenntnis durchfuhr sie: „Ich bin es, die diesen Frieden stört. Nur ohne mich kann er je wieder ganz den Frieden finden, den er verloren.“

„Domini,“ sagte er, „du kennst das Ende. Als wir Amara verließen, wolltest du es so, wie es nun sein wird.“

„Gab es einen anderen Ausweg? Gab es ein anderes mögliches Leben für uns — für dich — für mich? —“

„Für dich“, sagte er und fast wie Verzweiflung klang es aus seiner Stimme. — „Aber wie wird dein Leben werden? Ich habe dich nie beschützt — du hast mich beschützt. Ich war nie stark für dich — du warst für mich stark. Aber dich verlassen — dich ganz allein lassen, Domini, muß ich das tun? Werde ich dich ganz allein in der Welt wissen müssen?“

Einen Augenblick lang war sie versucht, ihr Schweigen zu brechen und ihm die Wahrheit zu sagen, daß sie wohl nicht allein sein, sondern ein anderes Leben, dem feinen und ihren entsprossen, kommen würde, um mit ihr zu sein und ihre große Einsamkeit zu teilen, die vor ihr lag. Aber sie widerstand der Versuchung und sagte nur:

„Denk nicht an mich, Boris!“

„Du rätst mir, nicht an dich zu denken!“ sagte er mit fast wildem Staunen. „Willst du — willst du, daß ich nicht an dich denken soll?“

„Was ich will — ist so wenig, aber — nein, Boris, ich kann es nicht sagen — ich glaube nicht, daß ich je aufrichtig sagen könnte, ich wollte, daß du nicht mehr an

mich denkst. Man hat ja doch ein Herz und ich meine, wenn es etwas wert ist, so muß es oft widerspenstig sein. Ich weiß, meines ist so. Wenn du aber nicht zu viel an mich denkst — wenn du dort bist —“

Sie brach ab und sie sahen einander schweigend einen Augenblick lang an. Dann fuhr sie fort:

„Sicher wird es dir eine Erleichterung sein und dich glücklich machen.“

Androvsky klammerte sich mit seiner Rechten an den Diwan und wandte sich um, bis er ihr voll ins Gesicht sah. Seine Augen blitzten.

„Domini,“ sagte er, „du bist aufrichtig. Ich will dir gegenüber auch aufrichtig sein. Bis ans Ende meines Lebens werde ich an dich denken, jeden Tag, jede Stunde. Wenn es Todsünde wäre, an dich zu denken, ich würde sie begehen — ja, Domini, wissentlich würde ich sie begehen. Aber — Gott verlangt nicht zu viel von uns; nein, das tut Gott nicht. Ich habe gebeichtet. Ich weiß, was ich tun muß. Ich will es tun. Du hast recht — du hast immer recht. Du wirst gelehrt, ich weiß es. Aber ich will an dich denken. Und ich will dir etwas sagen — weiche nicht zurück vor mir, weil es wahr ist, die Wahrheit meiner Seele, und du liebst die Wahrheit, Domini —“

Plötzlich erhob er sich und stellte sich zu ihr, sie fest anblickend.

„Domini, ich kann es nicht bedauern, daß ich dich gesehen habe, daß wir zusammen gelebt, einander geliebt haben und ewig lieben werden. Ich kann es nicht bedauern, ich kann nicht einmal versuchen, es zu tun oder es zu wollen. Ich kann es nicht bedauern, daß ich von dir den Sinn des Lebens gelernt habe. Ich weiß, daß mich Gott für meine Tat bestraft hat. In meiner Liebe zu dir hatte

ich — bis zu dem Augenblick, als ich dir die Wahrheit sagte, jene andere Wahrheit — hatte ich auch nicht einen Augenblick des Friedens. Denn immer, selbst in den schönsten Momenten, hatte ich zu kämpfen, denn immer hatte ich gewußt, daß ich gegen Gott und gegen dich sündige, gegen mich und meine ewigen Gelübde. Und doch sage ich dir jetzt, Domini, wie ich es Gott gesagt habe, seit ich wieder beten konnte, daß ich froh und dankbar bin, dich geliebt zu haben und von dir geliebt worden zu sein. Ist das schlecht? Ich weiß es nicht. Mir kann kaum etwas daran liegen, weil es wahr ist. Und wie könnte ich die Wahrheit verleugnen, gegen Wahrheit ankämpfen? Ich bin, wie ich bin. So hat mich Gott geschaffen. Und Gott wird mir verzeihen, daß ich so bin. Ich fürchte mich nicht. Ich glaube — ich wage zu glauben —, daß er wünscht, ich solle bis ans Ende meines Lebens immer an dich denken. Ich wage zu glauben, daß er mich geradezu hassen würde, wenn ich je aufhören könnte, dich zu lieben — Das ist meine andere Beichte — meine Beichte an dich. Ich ward vielleicht geboren, um Mönch zu werden. Aber ich ward auch geboren, deine Liebe zu erfahren, deine Schönheit, deine Zartheit und deine himmlische Güte. Hätte ich dich nicht kennen gelernt und wäre als Mönch gestorben, als guter Mönch, der seine Gelübde nie verletzt hat, so wäre ich — das fühle ich, Domini — in großer schrecklicher Unwissenheit gestorben. Ich hätte wohl Gottes Güte gekannt, aber einen Teil seiner Güte, einen schönen Teil hätte ich nie kennen gelernt. Denn ich hätte nie die Güte kennen gelernt, die er in dich gelegt. Durch dich hat er mich belehrt. Er hat mich durch dich gemartert; ja, aber durch dich hat er sich mir offenbart. Als ich im Kloster war, als ich in Frieden lebte, als ich

mich in Gebeten verlor, als ich vollkommen rein und — wie ich glaubte — vollkommen das Kind Gottes war, da habe ich Gott gar nicht gekannt. Jetzt, Domini, jetzt kenne ich ihn. In den unglücklichsten Augenblicken meines neuen Kampfes, den ich werde erdulden müssen, werde ich wenigstens diese Hilfe immer haben. Ich werde immer fühlen, daß ich weiß, was Gott ist. Ich werde immer, wenn ich an dich denke und mich an dich erinnere, sagen können — „Gott ist Liebe.“

Er verstummte, sein Gesicht aber sprach weiter, seine Augen lasen in ihren. Und in diesem Augenblick verstanden sie einander endlich ganz und auf ewig. „Es stand geschrieben“ — war der Gedanke Dominis —, „es stand von Gott geschrieben.“ Aus weiter Ferne klang die Kirchenglocke.

„Boris,“ sagte Domini ruhig, „wir müssen noch heute gehen. Wir müssen Beni-Mora verlassen. Du weißt das?“

„Ja“, sagte er. Ich weiß es!“

Er blickte in den Garten hinaus. Die fast wilde Entschlossenheit, die an Triumph grenzte, wich von ihm.

„Ja,“ sagte er, „das ist das Ende, das wirkliche Ende, denn — da wird alles anders sein — es wird schrecklich sein.“

„Bleiben wir hier ein wenig beisammen sitzen“, sagte Domini. „Und seien wir still. Ist es hier wie im Garten von El-Largani, Boris?“

„Nein. Aber als ich zum ersten Male hier war und die weißen Mauern sah und das große Tor und als ich die armen Araber dort sah, die sich dort versammelten, um Almosen zu empfangen, da hatte ich beinahe das Gefühl, in El-Largani zu sein. Das war der Grund, weshalb —“ er hielt inne.

„Ich kann es verstehen, Boris, ich kann jetzt alles verstehen.“

Und dann schwiegen sie. Ein Schweigen wie das ihre können andere nie begreifen. Ihr Sorgen, ihr Trachten, ihre Kämpfe, ihre Triumphe, ihre marternde Reue und ihre mutigen Entschlüsse von armer, großer, schwacher, edler Menschlichkeit lagen darin eingeschlossen wie in einer Schale — einer Schale, die viele Arten Juwelen enthielt, aber sicherlich keines, das nicht wertvoll gewesen wäre.

Und der Garten lauschte und hinter dem Garten lauschte die Wüste — der andere Garten Allahs. Und lauschte nicht auch Allah in diesem Garten dem Schweigen seiner Kinder, ihrem letzten gemeinfamen Schweigen in dem Garten, in dem sie gewandert waren, wo sie geliebt und ihre gewaltige Aufgabe gelernt hatten und wo sie nun fast einen großen Sieg errungen hatten?

Stundenlang mochten sie so gefessen haben; alle Zeitrechnung hatten sie verloren. Aber plötzlich erklang aus der Ferne unter den Bäumen ein ferner, zarter Ton, der sie wie ein dünnes Schwert ins Herz traf. Es war Larbis Flöte; sie erinnerte die beiden — woran erinnerte sie sie nicht? All ihre leidenschaftliche körperliche Liebe, all ihre Zügellosigkeit, alle Freude der Freiheit und des Lebens, des barbarischen Lebens, das eben Freiheit ist, all ihre Wanderungen in den gewaltigen Räumen der Sonne tauchten in Larbis bewegter Weise wieder vor ihnen auf, die dem Lockrufe der Sirenen glich, dem Rufe der Gefahr, dem Rufe der Erde und des Irdischen und sie aufforderte, die Mahnungen des Geistes zu bannen. Domini erhob sich rasch.

„Komm, Boris“, sagte sie, ohne ihn anzusehen.

Er gehorchte ihr und stand auf.

„Gehen wir zur Mauer“, sagte sie, „und blicken wir noch einmal in die Wüste hinaus. Es muß bald Mittag sein — vielleicht — vielleicht werden wir den Ruf zum Gebete hören.“

Sie gingen die gewundenen Pfade hin bis an die Grenze des Gartens. Der Ton von Larbis Flöte verhallte allmählich und es wurde still. Bald sahen sie die großen Flächen der Sahara vor sich, überflutet von der blendenden Pracht des Sommersonnenlichtes. Sie blieben stehen und unter dem Schutze von Pfefferbäumen blickten sie hinaus. Keine Karawane zog vorüber, kein Araber war zu sehen. Die Wüste schien ganz leer und nackt der Herrschaft der Sonne übergeben worden zu sein. Während sie dastanden, erscholl die nasale Stimme des Muezzins vom Minarett der Moschee in Beni-Mora. Viermal ließ er den Ruf ertönen, dann verstummte er.

„Boris“, sagte Domini. „Das gilt den Arabern, aber auch uns, denn wir gehören zum Garten Allahs wie sie, ja vielleicht mehr als sie.“

„Ja, Domini.“

Sie erinnerte sich, wie vor langer Zeit Graf Anteoni mit ihr dagestanden hatte und die Worte des Engels an den Propheten wiederholt hatte. Sie murmelte sie nun:

„Oh, der du schuldbeladen bist, erhebe dich — und preise deinen Herrn und säubere dein Kleid und halte dich ferne von Unreinheit.“

Dicht neben einander stehend, blickten sie in die Wüste hinaus und beteten.



Am Abend dieses Tages verließen sie Beni-Mora.

Domini wollte ohne Aufsehen fort, da sie jedoch die Araber kannte, fürchtete sie, daß dies unmöglich sein würde. Trotzdem sagte sie Batouch, als sie ihm im Hotel zahlte und für alle Dienste dankte:

„Wir wollen uns hier verabschieden.“

Der Poet ließ gewaltiges Staunen merken.

„Aber ich will ja Madame zur Station begleiten. Ich will —“

„Es ist nicht nötig.“

Batouch war beleidigt, aber eigenfinnig. Seine große Gestalt schien erstarrt.

„Wenn ich nicht am Bahnhofs bin, was würden Hadfschi denken und Ali und Wardi und —“

„Sie alle werden dort sein?“

„Natürlich, Madame. Wo sollten sie denn sein? Will uns Madame verlassen wie ein Dieb in der Nacht oder wie —?“

„Nein, nein, Batouch, ich bin euch allen sehr dankbar und ganz besonders dir.“

Batouch begann zu lächeln.

„Madame haben wir in unser Herz geschlossen, wie noch keinen anderen Fremden je zuvor“, bemerkte er, „Madame versteht die Araber. Wir werden alle kommen, um ‚Au revoir‘ zu sagen und Madame und Monsieur eine glückliche Reise zu wünschen.“

Im Augenblick war Domini von der Ironie der Lage so betroffen, daß sie nichts erwidern konnte und Batouch nur schweigend ansah.

„Warum, Madame? Aber ich weiß es, Madame ist traurig, weil sie die Wüste und Beni-Mora verläßt.“

„Ja, Batouch. Es tut mir sehr leid, Beni-Mora zu verlassen.“

„Aber Madame wird zurückkommen?“

„Wer weiß?“

„Ich weiß es. Die Wüste hat einen Zauber. Wer einmal die Wüste gesehen hat, muß sie wiedersehen. Die Wüste ruft und ihre Stimme ist immer zu hören. Madame wird sie hören, wenn sie weit weg ist, und eines Tages fühlen: Ich muß in das Land der Sonne und in das schöne Land des Vergessens zurück.“

„Ich werde dich also noch auf dem Bahnhofe sehen, Batouch“, sagte Domini schnell. „Bis dahin lebe wohl.“

Der Zug nach Tunis fuhr bei Sonnenuntergang ab, damit die Reisenden die starke Tageshitze vermieden. Den ganzen Nachmittag blieben sie zuhause. Die Araber schliefen in ihren dunklen Zimmern. Die Gärten waren vereinsamt. Domini konnte nicht schlafen. Sie saß neben dem Flügelfenster, das auf die Veranda ging, und sagte dem Leben ein schweigendes Lebewohl. Denn das fühlte sie — daß das Leben, das Leben mit seiner Macht, mit seiner wilden Bedeutung von ihr schied. Aus einer Art Tod war sie gekommen, um in Beni-Mora Leben zu finden, und sie fühlte, daß sie nun wieder zu etwas zurückkehrte, das dem Tode ähnlich war. Ihrem Kampfe folgte eine geistige Betäubung, eine schwere Mattigkeit. Die Zeit verstrich und regungslos saß sie da. Manchmal warf sie einen Blick auf die Koffer, die reisefertig auf dem Boden lagen und auf denen die Aufschrift stand „Tunis via Constantine“. Und dann versuchte sie sich auszumalen, wie es wohl sein würde, mit dem Zuge zu reisen, nachdem sie so lange in der Wüste gereist war, und wie es wohl sein würde, in einer Stadt zu leben. Aber sie konnte es

nicht. Die Hitze war gewaltig. Vielleicht wirkte sie durch das Gehirn auf ihren Körper. Tief im Innern ihrer Seele und ihres Herzens regte sich der geheime Wunsch, ja das Verlangen, alles zu verstehen, was ihr diese letzten Stunden in Beni-Mora bedeuteten, darin alle Fäden ihres Lebens und Gefühls dort zusammenzufassen und wie von einer Höhe das Panorama des Wechfels, den sie in Afrika mitgemacht hatte, zu überschauen. Sie wußte, daß sie dies ersehnte, aber es war vergeblich.

Die Stunden verflogen, doch sie blieb kalt und teilnahmslos. Oft dachte sie überhaupt kaum. Als der arabische Diener kam und ihr sagte, daß es Zeit sei, zur Station zu gehen, erhob sie sich langsam und sah ihn geistesabwesend an.

„Schon Zeit zu gehen?“ fragte sie.

„Ja, Madame, ich habe es Monsieur gesagt.“

„Ganz recht.“

In diesem Augenblick betrat Androvsky das Zimmer.

„Der Wagen wartet“, sagte er.

Ihr war fast, als spräche ein Fremder.

„Ich bin fertig“, erwiderte sie.

Ohne sich noch einmal im Zimmer umzusehen, ging sie hinunter und bestieg den Wagen.

Ohne zu sprechen, fuhren sie zum Bahnhofe. Pater Roubier hatte sie gar nicht gesehen. Androvsky nahm die Karten. Als sie auf den Perron hinauskamen, fanden sie dort eine kleine Schar arabischer Freunde, von Batouch geführt. Darunter befanden sich die Diener, die sie auf ihrer Wüstenreise begleitet hatten, und Hadfchi. Er trat lächelnd vor, um ihnen die Hände zu schütteln. Als ihn Domini erblickte, erinnerte sie sich an Irene, und uneingedenk, daß es nicht schicklich sei, sich bei einem Araber

nach seinen weiblichen Angehörigen zu erkundigen, sagte sie:

„Oh, Hadfchi, bist du jetzt glücklich? Wie geht es Irene?“

Hadfchis Züge zeigten plötzlich Unmut und knirschend ließ er seine spitzen Zähne sehen. Einen Augenblick lang zögerte er und sah die anderen Araber ringsum an. Dann sagte er:

„Ich bin immer glücklich, Madame.“

Domini erkannte, daß sie einen Fehler begangen hatte. Sie zog ihre Börse und gab ihm fünf Franken.

„Ein Abschiedsgeschenk.“

Hadfchi schüttelte den Kopf mit wiedergewonnener Heiterkeit, zog das Kinn ein und lachte. Domini wandte sich um, reichte allen schwarzen Bekannten die Hand und stieg, von Androvsky begleitet, in den Zug. Batouch sprang auf die Stufe, als der Schaffner die Türe geschlossen hatte.

„Madame!“ rief er.

„Was gibt es, Batouch?“

„Heute haben Sie Hadfchi beschämt.“

Er schmunzelte breit.

„Ich? Wie? Was habe ich denn getan?“

„Irene tanzt in Onargla, weit draußen in der Wüste hinter Amara.“

„Irene! Aber —“

„Sie konnte nicht abgeschlossen in einem Zimmer leben. Sie konnte nicht den Schleier für Hadfchi tragen.“

„So ist sie —“

„Sie hat sich von ihm scheiden lassen. Das ist hier leicht. Für ein paar Franken kann man —“

Die Pfeife tönte, der Zug stieß. Batouch faßte ihre

Hand, dann die Androvskys und sprang hierauf vom Wagen zurück.

„Leb wohl, Batouch! Leb wohl, Hadfschi! Leb wohl Smaïn!“

Der Zug fuhr hinaus. Als er das Ende des Bahnhofes erreicht hatte, sah Domini dort eine abgezehrte Gestalt allein stehen, mit magerem Gesicht, das die funkelnden Augen in unverhüllter Neugierde auf sie gerichtet hatte. Es war der Sandwahräger. Er lächelte ihr zu und das Lächeln zog die Wunde auf seinem Gesicht zusammen, daß es nun böse und grotesk ausah, wie das eines Dämons. Sie sank auf den Sitz zurück. Einen Augenblick lang, einen häßlichen Augenblick lang, war ihr, als verkörpere er Beni-Mora, als wäre dieses Lächeln Beni-Moras Abschiedsgruß an sie und Androvsky.

Und Irene tanzte in Onargla, weit draußen in der Wüste.

Sie erinnerte sich der Nacht im Tanzhaus und des Angriffes, den Irene auf Hadfschi ausgeführt hatte.

Diese afrikanische Liebe war zu Ende. War nicht alles zu Ende? Nur Larbi blies noch Flöte im Garten des Grafen Anteoni und spielte noch die kleine Weise, die wie das Leitmotiv der ewigen Lebenserneuerung war. Und in ihrem Innern trug sie Gottes Geheimnis der Erneuerung, selbst sie mit ihrem betäubten Geist und müden Herzen. Auch sie sollte helfen, das Panier des Lebens vorwärts zu tragen.

Bei Sonnenuntergang war sie nach Beni-Mora gekommen, und bei Sonnenuntergang verließ sie es nun. Aber sie beugte sich nicht zum Wagenfenster hinaus, die Pracht zu betrachten, die im Westen aufflammte. Nein, sie schloß die Augen und dachte daran, wie es an jenem Abende

war, als sie, die jetzt zusammen von der Wüste wegfuhren, zusammen zu ihr hingefahren waren. Fremde, die nie miteinander gesprochen hatten. Und der Abend kam und der Zug kroch in die Schlucht von El Akbara und immer noch hielt sie die Augen geschlossen. Erst als die Wüste endgültig hinter ihnen lag, durch den mächtigen Felswall von ihnen getrennt, da fah sie auf und redete Androvsky an.

„Hier begegneten wir einander, Boris“, sagte sie.

„Ja,“ erwiderte er, „am Tore der Wüste. Nie mehr werde ich hierher kommen.“

Bald senkte sich die Nacht auf sie herab.

Am Abend des folgenden Tages erreichten sie Tunis und fuhren zu dem Hotel d'Orient, wo sie schriftlich Zimmer für eine Nacht bestellt hatten. Sie hatten erwartet, daß die Stadt jetzt, wo der Sommer eingesetzt hatte, von ihrer europäischen Bevölkerung beinahe verlassen sein würde; als sie aber bei dem Hoteltore vorfuhren, kam der Eigentümer heraus, um ihnen mitzuteilen, daß es ihm unmöglich gewesen war, ihnen einen eigenen Salon bereitzustellen. Denn ein Schiff voll amerikanischer Touristen war gekommen, die, von einem Führer geleitet, nach einem Ausflug in den Orient und das Heilige Land nun Tunis besichtigten. Unter vielen Entschuldigungen erklärte er ihnen, daß alle Salons des Hauses in Schlafzimmer umgewandelt worden seien, jedoch nur für eine Nacht. Am folgenden Tage würden die Touristen mit dem Führer abreisen und Madame und Monsieur könnten dann einen reizenden Salon bekommen. Schweigend hörten sie seine Erklärungen und Entschuldigungen an und blieben in

der engen Eingangshalle stehen, die mit unzähligen Gepäckstücken ganz versperrt war. „Morgen,“ wiederholte er, morgen „würde alles anders sein.“

Domini sah Androvsky an, der mit gesenktem Haupte zu Boden blickte.

„Sollen wir es in einem anderen Hotel versuchen?“ fragte sie.

„Wenn du willst“, erwiderte er leise.

„Es wäre nutzlos, Madame“, sagte der Eigentümer. „Alle Hotels sind überfüllt. Sie werden in den anderen nicht einmal ein Schlafzimmer bekommen.“

„Vielleicht sollten wir lieber hier bleiben“, sagte sie zu Androvsky.

Auch ihre Stimme klang schwach und müde. In ihrem Herzen schien etwas zu fagen: „Kämpfe nicht länger. Im Garten war es aus. Du siehst nun dem Ende ins Angesicht.“

Als sie allein in ihrem kleinen Schlafzimmer war, das der Straßenlärm erfüllte, und sich gewaschen und das Kleid gewechselt hatte, da wurde ihr erst allmählich klar, wie sehr sie insgeheim darauf gerechnet hatte, den einen Abend noch mit Androvsky allein zu verbringen. Sie hatte sich vorgestellt, wie sie, ohne beobachtet zu werden, mit Androvsky in ihrem Salon speisen und dann noch eine oder zwei Stunden, vielleicht schweigend, aber wenigstens allein sitzen würde. Sie hatte sich eine letzte Einsamkeit mit ihm vorgestellt, rings umgeben von dem Dunkel der afrikanischen Nacht. Sie hatte darauf gezählt. Das erkannte sie jetzt. Ihr ganzes Herz, ihre ganze Seele hatten darnach verlangt und geglaubt daß ihr das wenigstens gewährt werden würde. Aber es sollte nicht sein. Sie mußte mit ihm hinuntergehen unter eine Schar amerikanischer Touristen, sie mußte — das Herz tat ihr weh. Ihr schien, als würde sie, wenn sie

nur diesen einen Abend noch mit dem geliebten Manne ruhig beisammenbleiben konnte, imstande sein, sich zu stärken, um nachher alles zu ertragen, daß sie aber, wenn sie dies nicht haben konnte, zusammenbrechen mußte. Sie war verzweifelt.

Ein Gong ertönte unten. Sie rührte sich nicht, obwohl sie es gehört hatte und wußte, was es bedeutete. Nach einigen Minuten wurde an die Türe geklopft.

„Wer ist da?“ fragte sie.

„Das Abendessen ist aufgetragen, Madame“, sagte eine Stimme englisch mit starkem fremden Akzent.

Domini ging zur Tür und öffnete sie.

„Weiß es Monsieur?“

„Monsieur ist schon unten in der Halle und erwartet Madame.“

Sie ging hinunter und fand dort Androvsky.

Sie saßen an einem kleinen Tische. Der Saal war von elektrischem Lichte grell erleuchtet und Fächer, die sich beständig drehten, erregten ein Gefühl der Unruhe. Dicht bei ihnen speisten die amerikanischen Touristen an einer ungeheuren, mit Blumen geschmückten Tafel. Die Frauen trugen Hüte mit lange herabhängenden Schleiern. Die Männer waren im Reifeanzuge. Sie waren sonnverbrannt und fröhlich und plauderten und lachten überaus lebhaft. Nachher ging die ganze Gesellschaft die Tänze der Almées besichtigen. Als Androvsky eintrat, warf er einen Blick auf sie, dann schaute er schnell weg. Die Linien um seinen Mund vertieften sich. Einen Moment lang schloß er die Augen. Domini sprach nicht mit ihm und versuchte auch gar nicht, es zu tun. Mitten im nasalén Lärm der fröhlichen Touristen aßen sie schweigend. Als das kurze Mahl vorüber war, erhoben sie sich und gingen in die Halle hinaus. Der



gemeinsame Salon öffnete sich zu ihrer Linken. Sie warfen einen Blick hinein und sahen rote Plüschstühle; in der Mitte des Zimmers stand ein großer Tisch, mit einem Stoße Zeitungen bedeckt, ein Jude mit Glatze schrieb einen Brief und zwei alte deutsche Damen mit Käppchen tranken Kaffee und strickten Strümpfe.

„Die Wüste!“ flüsterte Androvsky.

Schnell trat er von der Türe zurück und ging auf die Straße hinaus. Ganze Reihen von Wagen standen dort und warteten darauf, daß sie gemietet würden. Er winkte einem Viktoriawagen mit einem Paar kleiner arabischer Pferde. Als er vor dem Hotel hielt, sagte Androvsky zu Domini:

„Willst du einsteigen, Domini?“

Sie folgte. Androvsky sagte dem Kutscher:

„Fahren Sie zum Belvedere. Fahren Sie im Park umher, bis ich Ihnen sage, daß Sie umkehren sollen.“

Der Mann schlug die Pferde und sie rasselten die braune Straße hinab, an den prächtig erleuchteten Cafés vorüber, am Cercle Militaire, dem Palaste des Präsidenten vorbei, wo Zuaven standen, bogen dann nach links ein und waren bald draußen auf der Straße, wo sich die Pferdebahnlinie zwischen Villen, unbebauten Grundstücken und flachen Feldern hinzog. Vor ihnen erhob sich ein Hügel mit dunklen Bäumen, die dort verstreut standen. Sie kamen hin und fingen an, langsam hinaufzufahren. Unter ihnen schienen die Lichter der Stadt. Domini sah große ansteigende Rasenflächen, von Straßen und Bäumen durchzogen. Düfte verborgener Blumen stiegen durch die Nacht zu ihr auf und sie hörte Insekten schwirren. Immer weiter stiegen sie an, bis sie den Gipfel des Hügels erreicht hatten.

„Halt!“ sagte Androvsky dem Kutscher.

Dieser hielt die Pferde an.

„Erwarten Sie uns hier.“

Androvsky flog aus.

„Sollen wir ein Stück gehen?“ fragte er zu Domini.

„Ja — ja.“

Sie flog auch aus und langsam gingen sie die verlassene Straße entlang. Unter sich sahen sie die Lichter der Schiffe, die über die Seen glitten, das helle Auge eines Leuchtturmes, die fernen Lampen zerstreuter Dörfer längs der Küsten und ganz weit draußen einen gelben Schimmer, der das Meer hinter den Seen beherrschte, und geduldig über alle zu wachen schien, die kamen und gingen, die Pilger nach und von Afrika. Dieser Schimmer leuchtete in Karthago.

Vom Meere über die Flächen her kam eine Brise zu ihnen herüber, die von Frische, Kühle und Lebensfreude duftete.

Eine Zeit lang gingen sie, ohne zu sprechen, dann sagte Domini:

„Vom Friedhof in El-Largani blicktest du über diese Gegend, Boris, nicht wahr?“

„Ja, Domini“, erwiderte er. „Da war es, wo die Stimme zu mir sprach.“

„Nie wird sie wieder sprechen. Gott wird sie nicht wieder sprechen lassen.“

„Wie kannst du das wissen?“

„Wir sind im Feuer erprobt, Boris, aber nicht gänzlich verbrannt.“

Sie sagte es zu sich, um sich Sicherheit zu geben und der eigenen Seele Trost zu spenden.

„Heute fühle ich, als ob es nicht so werden würde“, antwortete er. „Als wir in das Hotel kamen, schien mir — glaubte ich, daß ich nicht weiter konnte.“

„Und jetzt?“

„Jetzt weiß ich nichts, als daß dies meine letzte Nacht mit dir ist. Und das, Domini, scheint mir völlig unglaublich, obwohl ich es weiß. Ich kann mir eine Zukunft, ferne von dir, ein Leben, in dem ich dich nicht sehe, gar nicht vorstellen. Ich habe das Gefühl, als schiede ich von mir, wenn ich von dir scheide, als wäre das, was zurückbleibt, nicht mehr ein Mensch, sondern nur mehr eine zerbrochene Schale. Kann ich ohne dich beten, ohne dich Gott lieben?“

„Am besten ohne mich.“

„Aber kann ich ohne dich leben, Domini? Kann ich Tag für Tag im Sonnenschein erwachen und wissen, daß ich dich nie wieder sehen werde, und weiter leben? Kann ich das? Ich glaube nicht, daß es möglich ist. Vielleicht wird Gott gnädig sein, wenn ich Buße getan habe.“

„Wie, Boris?“

„Vielleicht wird er mich sterben lassen.“

„Wir wollen alle Gedanken unseres Herzens auf das Leben richten, in dem er uns wohl wieder zusammenfein läßt. Sieh, Boris, es gibt Lichter in der Finsternis und immer wird es Lichter geben.“

„Ich kann sie nicht sehen“, sagte er.

Sie blickte ihn an und sah, daß ihm Tränen über die Wangen liefen. Wieder ermahnte sie Gott, in dieser letzten Nacht ihrer Gemeinschaft um feinetwillen stark zu bleiben. Am Rande des Hügels in ihrer Nähe sah sie einen maurischen Tempel aus Marmor, mit engen Bogen und Säulen und Marmorfitzen.

„Setzen wir uns einen Augenblick hin, Boris“, sagte sie.

Er folgte ihr die Marmorstufen hinauf. Zwei oder drei Mal strauchelte er, doch gab sie ihm ihre Hand nicht. Sie setzten sich zwischen die schlanken Säulen und sahen

über die Stadt hinaus, deren bleiche Tempel und Minarette in der Nacht schwach sichtbar waren. Androvsky zitterte im Schluchzen.

„Wie kann ich mich von dir trennen?“ sagte er gebrochen.  
„Wie soll ich das? Wie kann ich's — wie kann ich's? Warum wurde mir diese Liebe zu dir gegeben, dieses schreckliche Gefühl, dieser Schrei, dieses Verlangen des Fleisches, des Herzens und der Seele nach dir? Domini — Domini — was bedeutet das alles — dieses Geheimnis der Marter — diese Qual des Körpers — dieses Zerfleischen meiner Seele und der deinen? Domini, werden wir es verstehen — werden wir es je verstehen?“

„Ich bin sicher, daß wir verstehen werden, was das Rätsel der Qual bedeutet. Und dann vielleicht, ja dann wird sicherlich jeder von uns froh sein, daß wir gelitten haben. Das Leid wird die Glorie unseres Glückes sein. Selbst jetzt, Boris, fühle ich manchmal, wenn ich leide, als läge ein Glanz, ein Adel in dem, was ich tue, als prüfte ich meine eigene Seele, als prüfte ich die Kraft, die mir Gott verliehen hat. Boris, wir wollen — du und ich —, wir wollen lernen, bei all diesem Furchtbaren zu sagen: Ich bin unbefiegt, ich bin unbefiegtbar.“

„Ich fühle, daß ich das sagen könnte, selbst in den schrecklichsten Verhältnissen, wenn ich dich nur manchmal sehen könnte — wäre es auch nur in großer Ferne, wie ich jetzt diese Lichter sehe.“

„Du wirfst mich jeden Tag in deinen Gebeten sehen und ich werde dich in meinen sehen.“

„Aber der Ruf des Körpers, Domini, der Augen, der Hände, das Sehen, Berühren — es ist so schrecklich — es ist so — es ist so —“

„Ich weiß es, auch ich höre es immer. Aber es gibt

noch eine andere Stimme, die erst stark ertönen wird, wenn diese zu ewigem Schweigen verstummt ist. In den kleinen körperlichen Dingen, selbst in den herrlichsten, gibt es immer eine Begrenzung. Wir aber müssen unsere armen, schwachen, zitternden Hände nach dem Unendlichen ausstrecken. Ich glaube, jeder Mensch, der geboren wurde, tut dies sein Leben lang, oft ohne sein Wissen. Wir wollen es bewußt tun, du und ich. Wir werden es tun können, weil wir so furchtbar gelitten haben. Wir werden es brauchen, wir werden es tun müssen, du — wo du bist, und ich —“

„Wo wirst du sein?“

„Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht. Jetzt will ich nicht an das Später denken, in diesen letzten wenigen Stunden — in diesen letzten —“

Ihre Stimme zitterte und brach ab. Dann kamen auch ihr die Tränen und eine Zeitlang konnte sie die fernen Lichter nicht sehen.

Dann sprach sie wieder; sie sagte:

„Boris, gehen wir jetzt.“

Er erhob sich, ohne ein Wort zu sagen. Sie fanden den Wagen und fuhren nach Tunis zurück.

Als sie in das Hotel kamen, gerieten sie gerade mitten unter die amerikanischen Touristen, die sich aufgeregt über die eben gesehenen Tänze unterhielten und nach kalten Getränken riefen, um den Durst zu stillen, den ihnen die Hitze in den geschlossenen Räumen der orientalischen Häuser verursacht hatte.

Zeitig am nächsten Morgen stand ein Wagen vor dem Tore. Als sie eingestiegen waren, sah sich der Kutscher um.

„Wohin soll ich fahren, Monsieur?“

Androvsky sah ihn an und antwortete nicht.

„Nach El-Largani“, sagte Domini.

„Zum Kloster, Madame?“

„Ja.“

Fröhlich piffte er den Pferden. Als sie dahintrotteten, klangen die Glocken, die sie am Halbe hängen hatten, ein heiter tönender Gruß für den Sonnenschein, der über dem Lande lag. An marschierenden Soldaten kamen sie vorbei und hörten das Blasen der Trompete und Trommelschlag. Und jeder Klang schien ferne und jede Gestalt, die sich regte, entfernt. Diese Welt Afrikas, die sich in der klaren Luft unter dem wolkenlosen Himmel scharf und deutlich abhob, war ihnen beiden unwirklich, war verschwommen, wie eine Landschaft des Nordens, die Herbstnebel verhüllt. Das Unwirkliche umgab sie. In ihrem Innern war das Wirkliche. Stumm saßen sie nebeneinander. Worte waren für sie jetzt nutzlos. Was hätten sie noch zu sagen gehabt? Alles und nichts. Lebensläufe würden ihnen nicht ausgereicht haben, um ihre Gedanken für einander, ihre Gedanken über einander auszusprechen und ihre Gefühle auszudrücken, alles, was ihr Herz und Hirn erfüllte, als sie von der Stadt zu dem Kloster fuhren, das auf dem Hügel stand. Sagte aber nicht ihr gemeinsames Handeln an diesem Morgen alles, was zu sagen war? Das Schweigen der Trappisten flutete ihnen wohl über die Flächen und bleichen Wasser der bitteren Seen entgegen und ließ sie verstummen.

Nur die Glocken am Halbe der Pferde klangen immer fröhlich weiter und der Kutscher, der Domini folgte allein nach Tunis zurückfahren sollte, piffte und sang auf seinem hohen Sitze.

Plötzlich kamen sie an ein großes Holzkreuz, das am Wegesrande auf einem Steinpostamente vor einer Oliven-

hecke stand. Es bezeichnete den Beginn des Gebietes von El-Largani. Als Domini es erblickte, sah sie Androvsky an und seine Augen antworteten auf ihre schweigende Frage. Der Kutscher schlug die Pferde, daß sie in Galopp fielen, als hätte er Eile, den Bestimmungsort zu erreichen. Er dachte an den guten Rotwein der Mönche. In einer weißen Staubwolke rollte der Wagen zwischen Weingärten weiter, in denen da und dort Arbeiter schafften, durch ungeheure Stroh Hüte vor der Sonne geschützt. Eine Reihe Frachtwagen kam ihnen entgegen, mit Fässern beladen; Maultiere zogen sie, die mit Glocken behangen waren und durch Blätter vor den Fliegen bewahrt wurden. In der Ferne sah Domini Eukalyptuswälder. Mit einem Male schien es ihr, als sähe sie Androvsky von dort heraus zur Straße kommen; er stützte einen bleichen Mann, der halb ohnmächtig war, dessen Gesicht aber vom Feuer leidenschaftlicher Freude erhellt war — es war der Fremde, dessen Einfluß ihn aus dem Kloster in die Welt hinausgetrieben hatte. Sie senkte den Kopf, barg ihr Gesicht in den Händen und betete, betete mit ihrer ganzen Stärke um Mut für diesen höchsten Augenblick ihres Lebens. Aber fast unmittelbar darauf erstarb das Gebet auf ihren Lippen und in ihrem Herzen und sie fand, daß sie die Worte der „Nachfolge“ wiederholte:

„Liebe wachet und schlafend schlummert sie nicht. Wenn auch ermattet, ist sie nicht müde; wenn auch gefesselt, doch nicht bezwungen; wenn auch erschreckt, doch nicht verwirret. Einer lebendigen Flamme, einer brennenden Fackel gleich steigt sie empor und unverfehrt überstrahlt sie alles. Wer da liebet, kennet den Ruf dieser Stimme.“

Wieder und wieder sagte sie die Worte: „Unverfehrt

überstrahlt sie alles — unverfehrt überstrahlt sie alles.“ Jetzt endlich follte sie die tieffte Wahrheit diefer Worte erfaffen, die sie in ihrem Glücke geliebt hatte und an die sie sich jetzt klammerte, wie ein Kind an die Hand des Vaters.

Der Wagen bog nach rechts ein, fuhr noch ein kleines Stück und blieb dann stehen.

Domini hob das Gesicht aus den Händen. Vor sich sah sie ein großes Tor, das offen stand. Darüber befand sich eine Statue der Madonna mit dem Kinde und zu beiden Seiten standen zwei Engel mit Schwertern und Sternen. Darunter war in großen Buchstaben zu lesen:

## IANUA COELI

Durch die Einfahrt sah sie hinten einen offenen Platz, über den sich das Sonnenlicht ergoß, drei Palmen und ein zweites Tor, das geschlossen war. Über diesem zweiten Tore stand geschrieben:

Les dames n'entrent pas ici

Als sie hinfah, schlich die Gestalt eines sehr alten Mönches mit wallendem weißen Barte langsam über den Flecken Sonnenlicht und verschwand.

Der Kutscher wandte sich um.

„Sie steigen hier ab“, sagte er gemüthlich belehrend. „Madame wird im Empfangszimmer rechts beim ersten Tore bewirtet werden, aber Monsieur kann in die Hôtellerie gehen. Sie ist dort drüben.“

Er zeigte mit der Peitsche hin und kehrte ihnen dann wieder den Rücken.



Domini faß ganz still. Ihre Lippen zitterten, als sie noch einmal die Worte der „Nachfolge“ wiederholte. Androvsky erhob sich, stieg schwer aus und blieb neben dem Wagen stehen. Der Kutscher war damit beschäftigt, sich eine Zigarre anzuzünden. Androvsky beugte sich, den Arm auf den Wagen gestützt, zu Domini vor und sah sie mit tränenlosen Augen an.

„Domini!“ flüsterte er. „Domini!“

Da wandte sie sich ihm zu, neigte sich zu ihm und legte die Hände auf seine Schultern; und lange blickte sie ihm ins Gesicht, als versuchte sie, es jetzt für all die Jahre zu sehen, die vielleicht noch kommen sollten. Auch ihre Augen zeigten keine Träne.

Endlich beugte sie sich vor und berührte seine Stirne mit den Lippen.

Sie sagte nichts. Ihre Hände glitten von seinen Schultern, sie wandte sich ab und ihre Lippen bewegten sich wieder.

Da ging Androvsky langsam durch die Einfahrt in das Kloster, schritt über den sonnenhellen Fleck, hob die Hand und läutete an der Glocke der zweiten Türe.

„Fahren Sie, bitte, nach Tunis zurück.“

„Madame!“ sagte der Kutscher.

„Fahren Sie nach Tunis zurück.“

„Madame wird nicht hineingehen! Aber Monsieur —“

„Fahren Sie nach Tunis zurück!“

Etwas in der Stimme, die mit ihm sprach, erschreckte den Kutscher. Er zögerte einen Augenblick und starrte von seinem Sitze herab Domini an; dann drehte er, einen Fluch murmelnd, den Kopf der Pferde und hieb mit der Peitsche wild ein.

„Liebe wachet und schlafend schlummert sie nicht. Wenn auch ermattet, ist sie nicht müde. Wenn auch ermattet — ist — sie nicht — müde.“

Dominis Lippen verlagten den Dienst. Sie konnte nicht mehr sprechen. Nicht einmal wortlos konnte sie mehr beten.

In diesem Augenblick jedoch fühlte sie sich nicht allein.

#### EINUNDTREISSIGSTES KAPITEL

Der Garten des Grafen Anteoni ist nun in andere Hände übergegangen und oft kann man darin einen Knaben spielen sehen. Er ist fröhlich wie andere Kinder, und manchmal ist er ungezogen und wie aus bloßem Übermute zerstört er die Sandpyramiden, die von den arabischen Gärtnern auf den schmalen Wegen zwischen den Wasserläufen aufgeschichtet werden oder er reißt Geranienblätter ab und läßt sie in der Brise flattern, die durch die Bäume haucht. Doch wenn ihn Larbis Flöte lockt, läuft er hin, um sie zu hören. Dann setzt er sich dem ewigen Liebhaber zu Füßen und beobachtet die großen Finger, die über die Löcher des Rohres gleiten und sein kleines Gesichtchen wird ernst und träumerisch, als sähe er in weite Ferne und erblickte die bleiche Pracht der Fata Morgana, die geheimnisvoll aus den sonnenerleuchteten Sandflächen aufsteigt und wieder verschwindet, ohne eine Spur zurückzulassen.

Nur noch ein Lied liebt er mehr als Larbis zwitschernde Weise.

Bisweilen, wenn sich die Dämmerung über die Sahara

fenkt, ruft ihn seine Mutter zu sich an die weiße Mauer, wo sie unter einem Jamelonbaume sitzt.

„Horch, Boris!“ flüstert sie.

Der kleine Knabe klettert ihr auf die Knie, lehnt sein Gesicht an ihre Brust und gehorcht ihr. Unten auf dem Wüstenpfade zieht ein Araber vorbei, der auf dem Wege zur heimatlichen Oase ein Liedchen fängt:

„Was mein Herz erfüllt,  
Weiß nur Gott und ich.“

Er fängt das Lied der befreiten Neger. Sobald seine Stimme verklungen ist, stellt die Mutter den Knaben auf den Boden. Es ist Zeit, zu Bett zu gehen; auch Smaïn ist schon da, der ihn zur weißen Villa führt, wo er traumlos bis zum nächsten Morgen schlafen wird.

Die Mutter aber bleibt an der weißen Mauer stehen, bis die Nacht anbricht und die Wüste verschwindet.

„Was mein Herz erfüllt,  
Weiß nur Gott und ich.“

Sie flüstert diese Worte vor sich hin. Der kühle Nachtwind bläst über die weiten Räume der Sahara und kühlt ihre Wangen; er erinnert sie an den Wind in Arba, der ihr Feuer zutrug, als sie vor dem Zelte saß, und erinnert sie an die herrlichen Tage ihrer Freiheit und ihrer Leidenschaft, die in der Wüste wie Feuer ihre Seele ergriff.

Aber sie empört sich nicht.

Denn immer, wenn die Nacht anbricht, sieht sie die Gestalt eines Mannes, der betet, einst aber in der Wüste vor dem Gebete geflohen war; einen Wanderer sieht sie, der endlich seine Heimat erreicht hat.



ROBERT HICHENS

Bacchantin und Nonne

ROMAN

Hichens ist es darum zu tun, sich mit einem der strittigsten Probleme unserer Zeit, dem Problem der modernen, der künstlerischen Frau auseinanderzusetzen. Die sorgsame Übersetzung hat die hinreißende Wucht des Romans prächtig herausgearbeitet. Das Buch weiß den Leser bis zur letzten Seite in Spannung zu halten.

(Hamburger Fremdenblatt)

Dieser große Roman aus dem Theaterleben der Gegenwart stellt eine Höchstleistung dar. Hichens' Schilderungsvermögen ist von imponierender Farbigkeit und lebendigster Beweglichkeit, und sein Wissen um die Menschen ist so tief, daß er auch um den Menschen weiß.

(Leipziger Neueste Nachrichten)

In Valentine Morris sind Geistigkeit, Sehnsucht nach Schönheit, Gestaltungsdrang und genial nachschöpferscher Kunstverstand mit elementarer Sinnlichkeit verbunden. Alles ist ausgezeichnet, jedes einzelne Kapitel ist stark und einprägsam.

(Neue Freie Presse)

PAUL ZSOLNAY VERLAG

JOHN GALSWORTHY

Ein Heiliger

ROMAN / 30. Tausend

Deutsch von Leon Schalit

Eines der ganz großen Kunstdenkmäler unserer Zeit. Die Menschen, um die es darin geht, der Heilige und sein Sorgenkind voran, stehen Zug für Zug in vollendeter Lebendigkeit vor uns. Galsworthys Dichterherz umschließt die Welt.

(Berliner Tageblatt)

Für den „Heiligen“ sind wir Galsworthy wieder einmal Dank und Ehrfurcht schuldig. Dieser Roman ist eine herrliche Dichtung.

(Dresdner Nachrichten)

H. G. WELLS

Christina Albertas Vater

ROMAN / 10. Tausend

Eine wundervolle, zauberhaft erzählte gütige und einfache Geschichte, die nur ein tiefer und weiser Dichter schreiben konnte. Alle Menschen sollten dieses Buch lesen und lieben: es ist groß und erschütternd und unfaßbar rein. (Johannes von Guenther)

Der Roman ist mit einem gewissermaßen unterirdischen Humor geschrieben, der an Dickens erinnert.

(Münchener Neueste Nachrichten)

PAUL ZSOLNAY VERLAG

WALTER VON MOLO

Die Scheidung

EIN ROMAN UNSERER ZEIT

*1.—10. Tausend*

Der berühmte Dichter großer historischer Romane schrieb hier einen Gegenwartsroman von erschütternder Aktualität. In dem Konflikt einer Ehe spiegelt sich der Konflikt der Generationen, und in dem Reichtum der Charaktere und der Handlung wird der Roman zum Weltbild unserer Zeit.

KASIMIR EDSCHMID

Lord Byron

ROMAN

EINER LEIDENSCHAFT

*1.—8. Tausend*

Das Leben einer faszinierenden Dichtergestalt zieht an unserem Auge vorüber: Kindheit, Schule, Jugend, romantisches Dichtertum, die übermächtige leidvolle Liebe zur Halbschwester Augusta, der fast zerstörerische Verzicht auf diese von aller Welt verpönte Leidenschaft und am Ende der heroische Opfertod im Dienste der Freiheit.

PAUL ZSOLNAY VERLAG









W

2752